Die Weiberherrschaft

THE JOHN CRERAR
LIBRARY • CHICAGO.

Die Weiberherrschaft

Die ersten zweihundert Exemplare dieses Werkes wurden auf feinstes Kunstdruckpapier abgezogen, in Halbfranzbände schön gebunden und handschriftlich numeriert. Der Preis dieser Liebhaberausgabe ist achtzig Mark

Die Harpyen
Ältere französische Buchillustration

Eduard Fuchs und Alfred Kind

Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit

Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen

Zweiter Band

Erstes bis zehntes Tausend

Verlag Albert Langen / München

Albert Langen Eduard Fuchs Alfred Kind

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Werk- und Kunstdruckpapier von [illegible] & Co. [illegible]
Einbände von E. A. Enders Großbuchbinderei Leipzig

Zweiter Band

354. Mutter- und Kindesrecht. Gruppe der Ell Hunde XVI.

VIII
Das Mutterrecht

Im Jahre 1861 gab der Schweizer Jurist Bachofen ein umfangreiches und sehr gelehrtes Werk über das Mutterrecht heraus, in welchem er die Gynäkokratie (Weiberherrschaft) der alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur untersuchte. Dies Werk ist seitdem viel genannt, aber wenig gelesen, weil es in schwerfälligster Weise griechische Exzerpte und Parallelstellen ohne den geringsten Versuch einer inneren Einteilung aneinanderreiht. Ein zusammenfassendes Ergebnis ist darin nicht enthalten, und man kann die Lektüre an jeder beliebigen Stelle beginnen und ebenso gut rückwärts wie vorwärts betreiben. Bei der fischwortartigen Bedeutung, die das Werk in den heutigen Debatten besitzt, ist es indessen nötig, einige Gedanken daraus hervorzuheben.

43*

Bachofen tadelt die strenge Scheidung, die die Geschichtsforschung zwischen geschichtlicher und sagenhafter (mythischer) Zeit mache. Wo immer wir mit der Geschichte in Berührung treten, seien die Zustände derartig, daß sie bereits frühere Stufen des Daseins voraussetzen. Nirgends sei ein Anfang, überall Fortsetzung, nirgends bloße Ursache, immer zugleich schon Folge. Das wahrhaft wissenschaftliche Erkennen bestehe nun nicht nur in der Beantwortung der Frage nach dem Was. Seine Vollendung erhalte es erst dann, wenn es das Woher zu entdecken vermöge und damit das Wohin zu verbinden wisse. Der Anfang aber von aller Entwicklung liege im Mythos und jede tiefere Erforschung des Altertums werde daher unvermeidlich zu ihm zurückgeführt. Gegenüber der Kontinuität der menschlichen Entwicklung habe eine Trennung von Geschichte und Mythos keine Berechtigung mehr.

Der Leser wird bemerkt haben, daß ich in meiner Darstellung dem Mythos, genauer gesagt dem mythologischen Bildmotiv, volle Beweiskraft zuerkenne, das XV. Kapitel wird noch ausschließlich davon handeln. Aber für uns liegen die Voraussetzungen doch wesentlich günstiger als für Bachofen. Wir brauchen den Begriff der „mythischen Zeit“ überhaupt nicht mehr. Das Dunkel, das vor dem Beginn der klassischen Periode Griechenlands lagerte, hat sich inzwischen gelichtet; wir kennen durch die Ausgrabungen auf Kreta die minoischen Perioden. Wir kennen ferner die Kultur Altbabyloniens. Ja, wir sind durch die Funde der glazialen Schichten in Zeiträume zurückgelangt, gegen die uns unsere ganze Jahreszählung nur eine kleine Spanne dünkt. Endlich hat uns die inzwischen stark betriebene Völker- und Volkskunde zu der Überzeugung gebracht, daß uns die heut lebenden primitiven Stämme der Erde ein mehr oder weniger genaues Bild von den Kulturzuständen der Vorzeit überhaupt geben. All diese Gesichtspunkte waren für Bachofen noch nicht nutzbar. Deshalb hat er wohl oder übel dem Mythos zu viel Beweisendes zugetraut. Für ihn war beispielshalber die Erbfolge nach der Mutter viel wichtiger als die hier abgehandelte Idee vom erotischen Prinzipat des Weibes. Bevor der uns Beweisendes sprechen soll, fragen wir einmal: was ist denn der Mythos? Er ist mündliche Überlieferung, novellistische Erzählung, frei beweglich und Früheres wiederspiegelnd, aber doch im Augenblick der Reproduktion immer wieder neu geschaffen und aufs neue als möglich und denkbar apperziert. Er ist, was wir heute Folklore nennen und als solches eifrig sammeln, um Grundlagen für die Volkskunde zu schaffen. Aber das einzelne Folklore hat nur Wert, wenn feststeht, daß die niedergeschriebene Fassung zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort üblich war, und der Wert gilt hauptsächlich für die Psyche derjenigen, bei denen diese niedergeschriebene Fassung umging, nicht aber unbedingt auf Menschen, die mehrere oder viele Jahrhunderte zuvor gelebt haben. Wenn heute irgendwo eine Geschichte über Karl den Großen umgeht, so wäre es doch verfehlt anzunehmen, daß die darin etwa vorkommenden Rechtsanschauungen denen des 8. Jahrhunderts wirklich entsprechen. Alle Zustände und Anschauungen, die dem Wechsel unterworfen sind, müssen meiner Ansicht nach auch am ehesten aus dem mündlich überlieferten Folklore entweichen, weil die Erzählende nur in den Anschauungen seiner Zeit denken kann. Ein gültiges *rechtliches* Dokument kann demnach erst mit einer nicht mehr veränderten und sicher datierten schriftlichen Fixierung entstehen. Andrerseits wird, was dem Wechsel nicht unterworfen ist, nämlich die elementare Spannkraft des Erotischen in der Psyche, auch aus dem Folklore kaum entweichen, daher glaube ich die *erotischen* Motive des Folklore zu den allerältesten vorgeschichtlichen Erfindungen des menschlichen Geistes überhaupt rechnen zu dürfen (vgl. Seite 10). In diesem Sinne habe ich den Mythos bisher verwendet und insofern weicht meine Auffassung von der Bachofens erheblich ab.

325. Zulauf vor der Wallfahrtskirche. Holzschnitt von Michael Ostendorfer 1519

349. Die Macht der Schönen. Französischer Holzschnitt

Alle kriegerischen Völker gehorchten dem Weibe, sagt Aristoteles. Und Bachofen bemerkt dazu: „Die Betrachtung späterer Zeitalter lehrt das gleiche: der Gefahr trotzen, jegliches Abenteuer suchen und der Schönheit dienen, ist ungebrochener Jugendfülle stets vereinigte Tugend. Dichtung, ja Dichtung wird dies alles im Licht der heutigen Zustände. Aber die höchste Dichtung, schwungreicher und erschütternder als alle Phantasie, ist die Wirklichkeit der Geschichte. Größere Schicksale sind über das Menschengeschlecht dahingegangen, als unsere Einbildungskraft zu ersinnen vermag. Das gynäkokratische Weltalter mit seinen Gestalten, Taten, Erschütterungen ist der Dichtung erschlossen, aber schwächlicher Zeiten unerreichbar. Die Erhebung des Weibes über den Mann erregt dadurch vorzüglich unser Staunen, daß sie dem physischen Kraftverhältnis der Geschlechter widerspricht. Dem Stärkeren überliefert das Gesetz der Natur den Szepter der Macht. Wird er ihm von schwächeren Händen entrissen, so müssen andere Seiten der menschlichen Natur tätig gewesen sein, tiefere Gewalten ihren Einfluß geltend gemacht haben — —" Und was sind diese tieferen Gewalten Bachofens? Meint man nicht, dieser ernsthafte Gelehrte werde jetzt den Mund öffnen, um das Selbstverständliche auszusprechen, daß das Weib von Natur und physiologisch die Macht besitze, dem Manne Lust zu gewähren oder zu versagen und daß es keine tieferen Gewalten in der menschlichen Psyche gibt als diese? Nein. Bachofen antwortet: „Zu allen Zeiten hat das Weib durch die Richtung seines Geistes auf das Übernatürliche, Göttliche, der Gesetzmäßigkeit sich Entziehende, Wunderbare den größten Einfluß auf das männliche Geschlecht, die Bildung und Gesittung der Völker ausgeübt." Also die mindere Intelligenz mit der größeren Empfänglichkeit für Ammenmärchen und Aberglauben ist es! „Mit solchen Kräften ausgestattet, vermag das schwächere Geschlecht den Kampf mit dem stärkeren zu unternehmen und siegreich zu bestehen." Das ist nun freilich selber ein Ammenmärchen. Forschen, Wissen und kritisches Unterscheiden sind von Natur männliche Geisteseigenschaften. Sie haben allmählich den Nebel mystischen Glaubens und Aberglaubens „erhellt und die heutige Sachlage naturwissenschaftlicher Klarheit herbeigeführt. Hätte Bachofen Recht hätte, wenn das Weib keine andere Macht besäße, als daß es „stärker im Glauben" wäre, wie er sagt, dann dürfte man sich allerdings darüber nicht wundern, daß das Weib auf der ganzen

347. Amor wird gezüchtigt. Kupfer nach Correggio

Linie geschlagen ist und das vaterrechtliche System seinen Siegeszug über diesen Erdteil genommen hat. Dann wäre die Sache der Frauen in Zukunft hoffnungslos. Dann wäre auch gänzlich unerfindlich, warum es trotz der allgemeinen Unterdrückung der Frau immer wieder geschieht, daß ein einzelnes Weib Siegerin wird über einen einzelnen Mann.

Dann würden endlich auch die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Eigentumsverhältnisse für die Stellung der Frau bedeutungslos gewesen sein. Und das hieße alles auf den Kopf stellen, was wir vom Mutterrecht wissen. In seinen klarsten Typen zeigt aber das Mutterrecht die Frau als alleinige Eigentümerin. Sie besitzt Haus und Herd, sie verteilt die Nahrung, ihr gehören die Kinder, denn sie hat sie geboren, und sie hinterläßt ihr Besitztum den Töchtern. Sie wählt sich den Mann zum Gatten, der für die Lust, die ihm gewährt wird, das Haus zu schützen, zu erhalten und zu verproviantieren hat. Aber der Mann erwirbt dadurch keinerlei Eigentumsrechte. Er ist Stammesfremder. Er wird exmittiert, wenn er sich mißliebig macht. Er darf auch von selber gehen, wenn das Verhältnis sich trübt und sich nach einem andern Logis umsehn. Die Kinder sind Mutter-Kinder, als solche immer legitim, und bleiben bei der Mutter. Die Ungewißheit der Vaterschaft ist ebenso selbstverständlich wie die Gewißheit der Mutterschaft.

Das ist der klare Typus des Mutterrechts. Aber das Wort Mutter-Recht, das Bachofen aufgebracht hat, ist dafür weniger passend, als die alte Bezeichnung Gynäkokratie (Weiberherrschaft). Bei einem „Recht" ist man versucht, an eine „gerechte" Verteilung von Pflichten und Lasten zu denken. Hier handelt es sich indessen um eine ausgesprochene Oberherrschaft der Frauen, weil sie die wirtschaftliche Macht allein besitzen. Theoretisch betrachtet, wäre die Waagschale ungefähr ausbalanciert, wenn die wirtschaftliche Macht im Durchschnitt irgendwie auf beiden Seiten gleichmäßig verteilt wäre. Dann könnte das freie Spiel der natürlich gegebenen Machtmittel unbeeinflußt walten: auf der einen Seite Intelligenz und Stärke, auf der andern die erotische Faszination. Dann gäbe es nur einen Kampf um die endliche Vereinigung im Lustgewinn. Aus dem gestörten Gleichgewicht jedoch entspringt der Kampf mit dem Ziel des Niederringens der andern Partei um jeden Preis. Alle Macht strebt psychologisch zur Übermacht, alles Recht zum Vorrecht, weil Übermacht und Vorrecht Lustreize enthalten (vgl. Seite 130).

318. Diana ruht auf der Jagd aus
Aus Jost Ammans Wappenbuch. 1589

Theoretisch betrachtet, ist das Problem einfach. Aber in Wirklichkeit sucht man vergebens nach dem Vorkommen des schönen Gleichgewichts-Zustandes, der ein wahrhaft goldenes Zeitalter heraufgeführt hätte. Die Wage hat immer heftig auf und nieder geschwankt und ist noch nie zur Ruhe gekommen, eben wegen der lustreizenden Übermachts-Tendenz oder der masochistisch-sadistischen Gefühlsqualitäten, die in der gesamten organischen Welt latent ruhen.

Um früher Gesagtes zu wiederholen: die Entwicklung hat uns allmählich zum extremen Vaterrecht geführt (abgesehn von denjenigen zeitlichen und örtlichen Ausnahmen in der Menschheitsgeschichte, die teils schon besprochen wurden, teils noch zu erwähnen sind). Dies Vaterrecht ist der genaue Gegensatz zu jenem

andern typischen Mutterrecht, mit dem das gesellschaftliche Leben auf der Erde angeblich begonnen hat. Der Mann besitzt allein, ist allein geschäftsfähig, die Frau bleibt ein Kind, geht aus der väterlichen Gewalt in die eheherrliche über, ist fast Sklavin und Ware. So weit ginge das Pendant zum Mutterrecht. Doch die Entwicklung ist auf diesem Punkte nicht stillgestanden, sie hat das Weib ohnmächtiger gemacht, als der Mann je im extremsten Mutterrecht war, indem von dem übermächtigen Manne die Prostitution des Weibes erzwungen und in ein verhängnisvolles System gebracht wurde, hat er sich auch von der Umwerbung und von der erotischen Abhängigkeit emanzipiert, hat damit sämtliche Machtmittel auf seine Seite gebracht und ist absoluter Herr geworden! Als Gesamtheit gesehen, sind die Frauen jetzt völlig wehrlos in die Ecke gedrückt. Ihre Lage ist verzweifelt. Die Erfolge, die die Frauenbewegung besitzt, sind ja nur dürftige Gnadengeschenke der Männerpartei, Brosamen, die zögernd von ihrem reichgedeckten Tische fallen, und rein für die Katz. Weder mit Kapital noch mit Intelligenz- oder Muskelarbeit werden die Frauen die feste Männerbastion zu stürmen können. Ihre einzige Aussicht liegt in der Richtung, daß die Männer wohl Hirn, Muskeln und Kapital auseinander treiben können, nicht aber die erst erworbene Eigenschaft der erotischen Emanzipation vom Weibe. Die Männer werden immer wieder geboren mit dem natürlichen Bedürfnis der Hofmachen durch die geniale Macht des Weibes, und erst durch Erziehung und Milieu tritt der unnatürliche Zustand jener Entartung ein, wo der Mann fähig wird, auch ohne Umwerbung und ohne die Frau in Verdruß zu bringen, bei der Sehnsucht sich Preisgebenden zu genießen. Die Umwerbung ist ihm dann Primaner-Ulk und Jugend-Eselei, unwürdig des „reifen Mannes", der „anderes" zu tun hat. Hier ist die Ausfallspforte, durch die die Frauen als Gesamtheit noch einmal zur Macht gelangen können. Schönen Reden lauschen über Sexualreform, damit ist nichts getan. Was ist denn einzig zu reformieren? Doch nur, daß die Männer sich darauf drillen, bei den Händlerinnen, die auf der Straße anklagen, um einige Batzen Trinkgeld diejenigen Befriedigung zu erzielen, die sie bei den „anständigen" Frauen den Einsatz der ganzen Persönlichkeit kosten würde. Den stärksten Hemmschuh am Rade der Frauenbewegung bilden die gänzlich „ethischen" Damen, die sich einbilden, die Prostitution diene der „Heilighaltung" der Ehe und bewahre die respektierlichen Jungfrauen von Stande vor den „wüsten Trieben" der jungen Männer, die sich erst mal die Hörner ablaufen müßten. Der Hörnerablasser ist dann allerdings gut gedrillt und wird die respektierliche Jungfrau später genau so „heimführen" wie ehemals die Straßenhuldinnen, sobald ihm die Druckfüllung seiner Samenblasen lästig wird. Diese mit Tripper geschmalzenen „Liebe" hat also die Jungfrau mit Bangen entgegengeharrt. Der Schluß ist dann auch da ihr — Ethik!

Hat nun die Entwicklung der menschlichen Gesellschaft einst wirklich mit Mutterrecht und Weiberherrschaft begonnen? Das ist fast gar nicht zu beweisen. Die eiligen Theorien-Zimmerer, die so gern eine „Linie" oder gar ein „Gesetz" der Entwicklung entdecken, behaupten das ja, weil es sich sehr schön macht, wenn man sagen kann: am Anfang regierte das Weib, und am Ende regiert der Mann. Aber was ist denn „Anfang"? und wann ist er? Den Anfang der Welt hat man immer weiter hinausschieben müssen, den Anfang des Menschen und den der Gesellschaft gleichfalls. Es ist bloße Willkür, da Zahlen zu nennen. Fest steht nur, was man für den Anfang hielt, war immer bereits Fortsetzung. Also läßt sich nur fragen: gab es in früheren Perioden der Menschheit eine allgemeine Weiberherrschaft? Auch dies ist nicht vollgültig zu beweisen, aber mancherlei Umstände sprechen dafür.

Erstens, vom psychologischen die Zusammenhänge von Umwerbung, Liebesspiel, Wollust und

Gestutzte Krallen Lithographie von Lafosse nach C. Roqueplan Um 1830

318 Das Weib in der Urzeit der Sage. Radierung von Fragonard

Gattenwahl, die dem Weibchen ohne weiteres eine gewisse Vorrecht einräumen. Eine Prostitution im Sinne der neueren Zeit kann es in der Urzeit kaum gegeben haben, ist sie doch ein integrierender Bestandteil von Sklaverei. Folglich waren die Männer immer darauf angewiesen, die Weibchen sich erst durch Umbuhlung geneigt zu machen, sie erst in Brunst zu versetzen. Der Einwand, daß die „Wilden" des „barbarischen" Zeitalters (oder wie man sie sonst betitelt hat) eines komplizierten und raffinierten Liebesspiels unfähig waren, da dies erst eine Blüte der „Kultur" darstelle, widerlegt sich ohne weiteres aus den auf Seite 73—96 mitgeteilten Proben aus der Tierwelt und dem Leben der Primitiven. Die „Barbarei" ist hierin ganz auf seiten der „Kultur". Diese Schlußfolgerung aus den sexualpsychologischen Momenten ist allerdings insofern bloß Hypothese, als ich wenigstens annehme, daß es immer auch schon ein gewisses Privateigentum gegeben hat und die psychologischen Momente daher niemals für sich allein und ganz rein wirken konnten.

Damit kommen wir zum zweiten Umstand: Privateigentum, und zwar ein erworbenes, muß immer gewesen sein. Der Mensch kommt nackt und bloß zur Welt. Er muß die Blöße decken, muß Futter suchen, muß sich auch gegen seinesgleichen oder Tiere wehren. Kleidung, Geräte und Waffen (mögen sie noch noch so dürftig sein) und ein Nahrungsvorrat für die schlechte Saison gehören eigentümlich zu den betreffenden Menschen, die die Geräte hergestellt und die Nahrung gesammelt haben. Ich sehe hier nicht die geringste Schwierigkeit für die Entstehung des Eigentumsbegriffs. Ob das Eigentum individuell oder kollektiv ist, hat wenig zur Sache. Etwas anderes ist mit dem Begriff der Vererbung. Dieser ist schwieriger und setzt erst voraus, daß ein Ding herrenlos wird. Man hat indessen seit Skelette der Urzeit ausgegraben, um die im Kranz jene armseligen Feuersteinschaber gelegt waren, die damals das einzige Gerät-Inventar des mittelsteinzeitlichen

Menschen ausmachten. Also das Gerät blieb Eigentum des Toten. Vielleicht wurde auch sein Fellkleid und sein kleiner Futtervorrat mitbestattet, von denen mußte natürlich jede Spur vergehn. Worauf ich hinaus will, ist dies: es braucht in der Urzeit weder Grundeigentum noch vererbbares Privatgut gegeben zu haben, es muß aber notwendig Eigentum dagewesen sein, und wenn die Frauen im Besitz von solchem waren, so hatten sie damit sofort eine gesellschaftliche Übermacht.

Nun hat Ed. Hahn durch seine Forschungen über das Alter der wirtschaftlichen Kultur nachgewiesen, daß dem Ackerbau oder der Pflugkultur eine Periode des Hackbaus vorangegangen sein muß, der ausschließlich von den Frauen betrieben wurde, während die Männer Fleischnahrung durch Jagd oder Fischfang zu erlangen suchten. Der Hackbau wurde mittelst eines Steckens oder Grabestocks besorgt und bezog sich vorzüglich auf knollenartige Gewächse. Die verheirateten Frauen in Queensland führen heut noch diesen Stock als Zeichen ihrer Würde mit sich, auch bei den Tänzen. Vielleicht haben wir hier die älteste Form des Szepters vor uns. Auch das Aufbereiten schwieriger Pflanzenstoffe durch Gärung in Erdgruben muß Frauenarbeit gewesen sein. Jedenfalls darf man also annehmen, daß lange Zeit hindurch der wichtigste Teil des Nahrungsvorrats unverarbeitetes Kollektiv-Eigentum der Frauen gewesen ist, bis den Männern davon anteilten. Dieser ganze Zusammenhang ist ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel, um das Vorherrschen des Mutterrechts in einer frühen Epoche der Menschheit begreiflich zu finden. Mit dem Auftreten der Pflugkultur, dem damit verknüpften Festwerden des Grundeigentums und seiner Vererbung auf die männliche Arbeitskraft müssen dann durchgreifende Wandlungen im Sinne des Patriarchats zu stande gekommen sein, obwohl gerade das Beispiel von Ägypten zeigt, daß Ackerbau und Weiberherrschaft vereinbar waren.

Deutlich kommen wir nun zu den direkten Beispielen für mutterrechtliche Weiberherrschaft. Sie haben in jedem einzelnen Fall für sich Beweiskraft genug, allgemein und für die Urzeit gelten sie indes nur, wenn wir der Annahme folgen, daß die primitiven Völker der neueren Zeit noch immer auf der uralten, vorzeitlichen Kulturstufe stehen. Was, wie ich nochmals hervorheben möchte, eine sogen. wissenschaftliche Arbeitshypothese ist. Derartige Beispiele, meist sehr interessante, gibt es zahlreich, und ich hatte daher auch ursprünglich beabsichtigt, sie in größerem Umfange vorzuführen. Aber es waren keine Illustrationen zu beschaffen, die zu dem geschlossenen und künstlerischen Charakter der übrigen Bilder gepaßt hätten. So bedeutungsvoll nun auch gerade das Mutterrecht für die ganze Untersuchung über Weiberherrschaft ist, kann ich deshalb zu meinem Bedauern nur den Raum dieses knappen Kapitels mit Material darüber füllen.

Manche Züge in der vaterrechtlichen Epoche sprechen uns mutterrechtlich an. Ich möchte sie nicht ohne weiteres als „Überbleibsel" der älteren Zustände deuten, wie es meistens geschieht, sie können nämlich auch eben so gut von neuem entstanden sein. Für den psychologischen Gesichtspunkt kommt das auf eins heraus. Zum Beispiel folgende Liste über die Wertschätzung von Weib und Mann, die Meiners 1788 zusammengestellt hat:

Die Weichheit und der Edelmuth unserer Vorfahren offenbaren sich nicht weniger als in ihren übrigen Satzungen in den Strafen, welche sie auf alle dem schwächeren Geschlecht zugefügten Beleidigungen legten. Anstatt daß sie den Todschlag eines Leibeigenen oder Freigelassenen bald oder gar nicht so hoch, als den eines freyen Mannes und [illegible] Mittel [illegible], schätzten sie den Todschlag einer freyen Frau, die Kinder zu gebären hatte und noch gebären konnte, dreymal oder viermal so hoch als den eines freyen Mannes. Nach einem ähnlichen Verhältniß wurden andere Gewaltthätigkeiten, die man an Weibern und Jungfrauen verübte, mit höheren Wehrgeldern als die an Männern gebüßt. Wer einer Freyen eine Haube oder ihre Haare abriß, mußte [illegible] Buße geben, als wenn er einen freyen Mann erschlagen hätte. Wenn jemand einer freyen Frau

320. **Das Weiberparlament** Deutsches Flugblatt aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

die Hand oder den Finger wider ihren Willen entblößt oder berührt hatte, der mußte fünfzehn Schillinge oder eben so viel geben, als wenn er einem Manne den Mittelfinger abgehauen hätte. Berührte einer den Arm, so mußte er dreißig Schillinge erlegen, mit welcher Buße man sich loskaufen konnte, wenn man einem Freien den Daumen abgeschlagen hatte. Drang einer mit der Hand über den Ellbogen, so kostete dieses fünf und dreißig, und das Antasten des Busens fünf und vierzig Schillinge, und mehr kostete es nicht, wenn man einen Krieger mit der Keule oder mit drei Fingern gebrandmarkt hatte. Eben so strenge oder noch strenger waren die alten Nordischen Gesetze. Ein Kuß, den man einer Frau oder Jungfrau wider ihren Willen raubte, wurde mit Verweisung bestraft. Die Alemannen und Baiern waren freilich weniger strenge als die Franken und Scandinavier, allein sie rächten doch das Unrecht, das man Weibern anthat, wenigstens doppelt so hoch, als wenn man es Männern zugefügt hatte. Ein unblutiger Schlag, den man einem freien Alemannen und Baiern versetzte, kostete nur einen Schilling; derselbige Schlag aber wurde doppelt so hoch gebüßt, wenn man sich an einer Person des andern Geschlechts vergriffen hatte. Wer einer Frau oder Jungfrau das Haar so riß, mußte sechs, und wer sie so entblößte, daß ihre Knie oder Schaam sichtbar wurde, mußte zwölf Solidos geben, womit man eine tiefe und gefährliche Kopfwunde gut machen konnte, die man einem freien Manne beigebracht hatte.

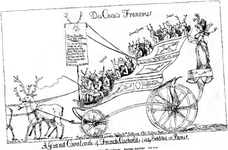
Den klaren mutterrechtlichen Typus, von dem ich oben sprach, belegt der Missionar Wright von einem Irokesen-Stamm:

Gewöhnlich beherrschte der weibliche Teil das Haus; die Vorräte waren gemeinsam; wehe aber dem unglücklichen Ehemann oder Liebhaber, der zu träge oder zu ungeschickt war, seinen Teil zum gemeinsamen Vorrat beizutragen. Gleichviel wieviel Kinder oder wieviel Eigentum er im Hause hatte, jeden Augenblick konnte er den Befehl gewärtig sein, sein Bündel zu schnüren und sich zu trollen. Und er durfte nicht versuchen, dem zu widerstehen; das Haus wurde ihm zu heiß gemacht, und es blieb ihm nichts, als zu seinem eigenen Clan zurückzukehren oder aber, was meist der Fall war, eine neue Ehe in einem andern Clan aufzusuchen. Die Weiber waren die große Macht in den Clans und auch sonst überall. Gelegentlich kam es ihnen nicht darauf an, einen Häuptling abzusetzen und zum gemeinen Krieger zu degradieren.

Die Polyandrie ist das wahre Pendant zur Monogamie der Neuzeit, die richtig Polygynie (Vielweiberei des herrschenden Mannes) heißen sollte. Bruno Meyerhoff, dessen tapferes Buch ich so schon erwähnt habe, macht dazu die kurioße Bemerkung: „Auch daß die Polygamie dem Manne gemäßer sein soll als dem Weibe die Polyandrie, ist ebenso eine Lüge. Das Gegenteil scheint eher wahr. Denn der Mann muß alle Kraft einsetzen, eine Frau zu befriedigen, während die Frau ohne physiologische Mühe mehrere Männer ertragen kann.“ Oh, oh, ehrenwerte Madame, da Sie einmal davon reden — aber der Fall gilt ja nicht, ohne physiologische Mühe, das ist ja eben nur bei der Prostitution so, ist abnorm und unwürdig. Was aber die Lustgefühl anlangt, und wenn es sich darum handelt, wie oft innerhalb eines bestimmten Zeitraums die Kurve bis zum jähen Abfall in die Höhe schnellen kann, so gibt es hierin keine generellen Unterschiede zwischen Mann und Weib, sondern nur individuelle Fähigkeiten.

In der Himalaya-Gegend ist die Polyandrie am meisten verbreitet. In Ladak heiraten sämtliche Brüder einer Familie zusammen eine Frau. Diesen Brüdern gegenüber scheint sie eheliche „Pflichten“ zu haben. Denn sie darf sich außerdem noch einen fünften oder sechsten Gatten nach eigenem Geschmack wählen. Die Brüder sind offenbar zufrieden, ohne daß sie sich „physiologisch bemüht“. Bei den alten Arabern existierte eine Form der ehelichen Gemeinschaft zwischen einer Frau und einer größeren Anzahl von Männern. Sie deutete ihren Wunsch dadurch an, daß sie einen Flagge vor ihre Tür hing. Bei der Geburt eines Kindes wurden die Männer bei ihr versammelt, Sachverständige untersuchten die Kennzeichen der Ähnlichkeit und ernannten einen der Männer zum Vater, welche Ehrenpflicht dieser ohne Widerspruch annehmen mußte. Leider wissen wir recht wenig davon, wie sich die inneren Beziehungen solcher polyandrischen Ehen gestalten.

Eine merkwürdige Form der Versklavung des Freien ist die Dienst-Ehe. Steller schildert ihr Vorkommen bei den Itälmen.



321 Französische Ehemänner Englische Karikatur Um 1790

Wenn jemand von den Itelmen heirathen will, so kan er auf keine andere Art zu einer Frauen kommen, als er muß sie dem Vater abdienen. Wo er sich eine Jungfer ausgesehen, so gehet er hin, spricht nicht ein Wort, sondern stellet sich, als ob er noch so lange daselbst bekannt gewesen wäre. Fänget an, alle Hausarbeiten gemeinschaftlich mit vorzunehmen und sich vor andern durch Stärke und Leistung angenehm und schwere Dienste den Schwiegereltern und seiner Braut angenehmer zu machen. Ob nun gleich in den ersten Tagen sowohl die Eltern als die Braut wahrnimmt, auf wen es abgesehen, dadurch, weil er sich meist besonders um diejenige Person machet, mit allerlei Handreichung bemühet und sich des Nachts so nahe zu ihr schlafen legt, als er kann, nichtsdestoweniger fraget ihn niemand, bis er nach ein, zwei, drei, vierjährigen Knechtsdiensten so weit kommet, daß er nicht nur allein den Schwiegereltern, sondern auch der Braut gefällig werde. Gefällt er nicht, so sind alle seine Dienste verlohren und vergebens, und muß er sich wieder ohne alle Bezahlung und Vortheil wegpacken.

In ähnlicher Weise tritt die Dienst-Ehe in verschiedenen Teilen der Welt auf. Sie unterscheidet sich beträchtlich von der Kauf-Ehe, die dem reichen Mann keinerlei Schwierigkeiten bereitet und die entgegengesetzte psychologische Wirkung haben muß. Doch werden Kauf- und Dienst-Ehe von der ethnologischen Jurisprudenz meist in einem Atem genannt. Der Jurist sieht eben bloß die „Gegenleistung".

Auch in der Ehescheidung zeigen sich mancherlei gynäkokratische Momente. Nach A. H. Post verlassen die Frauen bei den Charruas den Mann, der mehrere Frauen hat, sobald sie unverheirateter Mann zu finden weiß. Bei den Fingos am Fogin verläßt die Frau ihren Mann, sobald und so oft sie will, und an der Goldküste kann sich die Frau einseitig von ihrem Manne scheiden. Ebenso in Sulmona. Bei den Bakhja und Tobelmesen kann die Frau auf Scheidung klagen, wenn der Mann sie hart behandelt, oder wenn sie einen andern Mann liebt, den sie heiraten will. Bei den alten Arabern soll es den Frauen gleichfalls freigestanden haben, sich einseitig vom Manne zu scheiden, und auch in späteren Zeiten hatten die Frauen noch große Freiheit in der Wahl ihrer Gatten. Bei den Beduinen nimmt die Frau ihre Zuflucht zum Vater oder zu den Verwandten, wenn sie sich vom Manne scheiden will.

322 Kaleidoskop nach Chabot oder Der Sieg des neuen Geschäftsgeistes. [illegible]

Eine der ursprünglichsten Äußerungen des Eigentumsbegriffs ist es, daß alles, was dem Lebenden gehörte, mit ins Grab kommt. Auch Pferde, Sklaven und — Ehefrauen von extrem matriarchalischen Zuständen herrschen. Die Witwenverbrennung gehört hierher. Der umgekehrte Fall hingegen ist aber auch vorgekommen, besonders dann, wenn sich in ohnehin matriarchalischen Zuständen die Weib in erhebliche sozialer Stellung befand, sodaß die Männer ihr gegenüber überhaupt nur Sklaven waren. Derartiges ist aus Afrika bekannt. Wie

323. Der Wunschtraum. Gemälde von Dubufe. Um 1840

unumschränkt dort zu Zeiten die Gewalthaberinnen herrschten, zeigt ein Bericht aus dem 18. Jahrhundert:

Die Töchter von Negerkönigen haben das doppelte Recht, sich aus dem ganzen Volke zu wählen, welche sie wollen, und diese Gatten zu zwingen, daß sie keine andern Weiber oder Beischläferinnen nehmen dürfen. Weil diese letzte Bedingung den Jünglingen und Männern aus königlichem Geblüt zu hart scheint, so gibt es unter denselben selten einen, der Lust hätte, sich mit Prinzessinnen zu vermählen. Selbst gemeine Neger fürchten sich vor der Ehre, zu Gatten von Königstöchtern erkoren zu werden. Allein wenn ihnen diese Ehre angetragen wird, so dürfen sie dieselbe bei Verlust der Freiheit oder gar des Lebens nicht ausschlagen. Der Hochzeitstag ist, wie der gute Proyart sagt, allemal der Sterbetag der Freiheit solcher Neger, die weniger Gatten, als Sklaven und Gefangene ihrer vornehmen Weiber sind. Anstatt daß verheiratete Prinzessinnen leben können, wie sie wollen, so dürfen ihre Männer andere Frauenspersonen nicht allein nicht berühren, sondern oft nicht einmal ansehen. Die eifersüchtigen oder herrschsüchtigen Prinzessinnen lassen ihre Männer nicht anders als unter einer starken Bedeckung ausgehen, die alle Mädchen und Weiber, die sich auf Straßen und Wegen finden können, vertreiben müssen. Wenn dieser Vorsicht ungeachtet eine fremde Weibsperson sich den bewachten Männern näherte, oder nur von denselben aufmerksam angesehen würde, so wäre sie unfehlbar verloren und würde auf eine schimpfliche Art hingerichtet werden. Eine gleiche Strafe würde die Männer treffen, wenn sie an ihren Herrinnen Untreue begingen. Selbst die vollkommenste Unschuld aber schützt die Ehemänner von Prinzessinnen nicht vor dem Unglück, von ihren unbeständigen Weibern erwürgt oder wenigstens verstoßen zu werden. Wenn das letztere geschieht, so dürfen die Verworfenen nicht einmal eher heiraten, oder ihre ersten Frauen, von welchen man sie gewaltsam getrennt hatte, nicht eher wieder nehmen, als bis sie von dem König die Erlaubnis dazu erhalten haben. Da die Prinzessinnen alles ungestraft thun, und nichts ungestraft leiden dürfen, so ist

es nicht zu verwundern, wenn sie sich ebenso furchtbar, als die Könige selbst machen, und fast noch mehr als diese gemieden und verabscheut werden.

Die Töchter von Fürsten und Königen sind aber nicht die einzigen, die eine uneingeschränkte Gewalt über ihre Männer ausüben, eben diese Herrschaft steht auch den Priesterinnen mancher Gottheiten und besonders auch den Priesterinnen der großen Schlange in Whida zu. Die Dienerinnen der Schlange in Whida werden als die Gemahlinnen oder Töchter der höchsten Gottheit des Landes angesehen und die Ehrfurcht, die man gegen dieselben hegt, verliert nichts durch das zügellose Leben, das sie führen. Die Männer dieser Priesterinnen der großen Schlange wagen es nicht, ihren Weibern etwas zu befehlen, oder ihnen Verdruß zu machen, oder sie zu bestrafen. Wenn ein Mann jemals die Ehrerbietung aus den Augen verliert, die er seiner geheiligten Gattin schuldig ist, so wenden sie mit ihren Gehilfinnen über ihn her fallen, ohne daß dieser sich gegen die Gewalttätigkeiten unverletzlicher Personen wehren dürfte. Vorhergegangene Knechtschaft der Priesterinnen schmälert die Vorrechte im geringsten nicht, die ihnen über ihre Männer zukommen. Auch wenn sie aus der Sklaverei bis zum Priestertum erhoben worden sind, müssen ihnen die Männer so demütig und in solchen kriechenden Stellungen aufwarten, in welchen die übrigen Männer von ihren Weibern bedient werden.

Dieselbe grenzenlose Gewalt, welche die Königstöchter und Priesterinnen der großen Schlange vorzüglich über ihre Männer ausüben, beständige Gewalt üben und üben in manchen Gegenden von Afrika Königinnen über ganze Nationen aus. Die Königinnen der Neger unterscheiden sich von den Fürstinnen in Amerika, und in den meisten Gegenden des südlichen Asiens dadurch, daß sie nicht bloß dem Namen nach Königinnen sind, sondern ebenso uneingeschränkt als die größten Despoten in Afrika regieren, und zwar über die kriegerischsten und beutegierigsten Völker. Um ihre königliche Macht sicher und ungeteilt zu erhalten, vermählen sich die Negerkönginnen niemals, sondern begnügen sich mit Beischläfern, die sie wegschicken oder verändern können, wann es ihnen einfällt. Damit es auch keinem ihrer Söhne, oder Untertanen einfalle, sich des Thrones zu bemächtigen, so haben sie das Gesetz gemacht, oder veranlaßt, daß nicht Söhne, oder andere männliche Erben, sondern nur ihre Töchter oder die nächsten weiblichen Anverwandten folgen können. Eine solche Gewalt und solche Rechte lassen sich nicht ohne männliche Stärke und andere Vorzüge behaupten, und alle Schriftsteller also, die von den Königinnen der Negervölker in Afrika reden, bezeugen auch, daß sie ihre Krieger in die Schlacht geführt und gleich den Männern, aber noch mutiger als diese, gefochten haben.

324 Die Liebesbrücke. Lithographie von Gavarni

Zu den Nationen, die wenigstens vormals von uneingeschränkten Königinnen beherrscht wurden, gehören besonders die Gagas, das wildeste und scheußlichste unter allen menschenfressenden Völkern in Afrika, und selbst auf der ganzen Erde. Diese Gagas machten unter Königinnen die größten Eroberungen, erhielten durch Königinnen ihre Verfassung, und nahmen von Königinnen Gesetze an, die nicht von Menschen, am wenigsten von einem Weibe, sondern von einer Tigerin geschrieben zu sein scheinen, und von denen es fast unglaublich ist, daß sie genau beobachtet worden. Eine Königin war es, die befahl, daß man keinem Feinde Gnade widerfahren lassen, sondern sie alle erwürgen und sich dann mit ihrem Blute laben, und mit ihrem Fleische sättigen solle. Eben diese Königin verordnete, daß keine Frau der Todesstrafe im Lager niederkommen, daß dagegen der Strafe keine Zwillinge, keine Kinder mit natürlichen Gebrechen und überhaupt keine Söhne aufgezogen werden, und wenn sie diese gleich nach der Geburt dem Gesetze der uneingeschränkten Beherrscherin entrückt worden, daß unter diesen wenigstens solche, denen die obern Zähne vor den untern ausbrachen, ohne Gnade umgebracht werden sollten, weil es ein Verhängnis sei, daß das Volk der Gagas durch solche Personen

Anbetung der Ceres. Kupferstich von Saenredam nach Goltzius. 1596

bereitet zu Grunde gerichtet werde. Als die Königin, die allen Söhnen ihrer Krieger und Kriegerinnen den Tod ankündigte, dies unnatürliche Gesetz geben und dem Volke empfehlen wollte, ließ sie sich im Angesicht des ganzen Heeres ihren einzigen noch saugenden Sohn bringen, warf ihn in einen Mörser und zerstieß ihn, ohne sich durch das Geschrei des Kindes und durch den entsetzlichen Anblick der zermalmten Ueberbleibsel ihres Sohnes rühren zu lassen. Da der Körper des Kindes in eine unförmliche Masse zusammengestoßen war, setzte sie diese Masse mit allerley Kräutern, Pulvern und Blättern und Ölen auf ein Feuer und bereitete Salbe daraus, von welcher sie versicherte, daß sie dadurch ganz unverwundbar würde gemacht werden. Diese Versicherung und das Beyspiel der Königinn besiegte die Natur in allen Kriegern und Kriegerinnen, die den Fahnen des gekrönten weiblichen Ungeheuers folgten. Man zerstieß im ganzen Lager die neugebornen, oder unerwachsenen Söhne, und behielt diese Sitte viele Jahre lang bey. Unter den Regentinnen, die Tembandumba folgten, gestand en einige mit Thränen, daß sie fünf, andere, daß sie sieben, und noch andere, daß sie zehn Kinder mit ihren eigenen Händen umgebracht hätten. So groß aber das Ansehen der Gesetzgeberinn der Gager war, so konnten sie es doch durch das geschärfteste Verbot nicht dahin bringen, daß ihre Krieger sich von dem Fleische von

385. Akt 66. Lithographie von H. Daumier

Weibern enthalten hätten. Mächtige und reiche Krieger unterhielten nach wie vor ganze Schaaren von jungen Mädchen, wie von Lämmern, Kälbern, oder andern Thieren, und ließen alle Tage einige für ihre Tafel schlachten, indem die Gager Menschenfleisch einer jeden andern Art von Fleisch vorziehen, und unter den verschiedenen Arten von Menschenfleisch das von jungen Mädchen am meisten schätzen.

Dieser Bericht gehört vielleicht zu den stärksten Äußerungen des Matriarchats, die sich gefunden. Ich weiß nicht, ob es nur Zufall ist, daß die Dinge sich gerade in Afrika abspielten, der ungeheuersten Produktionsstätte von Sklaven, die wir aus der geschichtlichen Zeit kennen. Denselben Charakter ist ein neuerer Bericht Livingstone's.

Im Norden vom Sambesi sind die Balonda zahlreich, leben in kleinen Gemeinschaften und treiben Ackerbau, da die Fliege die Viehzucht verhindert. Überall sah ich Männer, Weiber und Kinder beschäftigt in Anpflanzung ihrer Gärten, wo sie Mais, Kren, Kaffee, Hirse, Bohnen, Reis, Kürbisse usw. in den niederen Gegenden, welche der Sambesi jährlich überschwemmt, kultivierten. Was ihren sozialen Zustand betrifft, so wurde ich sehr überrascht durch die einflußreiche Stellung, welche die Frauen in diesem Lande behaupten. Sonst ist es Regel im Heidentum, die Frau in der menschlichen Gesellschaft zu erniedrigen und zu knechten. Dies ist der Fall bei den Kaffern und andern Eingeborenen, die ich kennen gelernt habe. Ich wollte daher den Berichten der Portugiesen nicht glauben, bis ich mich durch eigne Beobachtung von ihrer Wahrheit überzeugt hatte. Daß die Frauen im Rat der Nation sitzen, daß ein junger Mann bei seiner Verheiratung von seinem Dorf in das seiner Frau wandern soll, daß er beim Eheversprechen sich verbindlich machen muß, die alte Mutter seiner Frau lebenslänglich mit Brennholz zu versorgen, daß die Frau allein den Mann entlassen kann, und daß im Fall der Trennung die Kinder Eigentum der Mutter werden, daß der Mann nicht einmal einen geringeren Kontrakt eingehen oder den einfachsten Dienst für einen andern leisten kann ohne die Genehmigung der übergeordneten Frau — dies alles waren doch gewiß Kennzeichen der weiblichen Übermacht, die ich wiederfinden mußte unter den Einwohnern von Innerafrika. Und wahrscheinlich steht diese Tatsache nicht einzig da

306 Straußenreiten. Zeichnung von R. Heinicke

der Geschichte der Entdeckungen (?). Freilich muß die Frau auch dazu den Mann mit Nahrung versorgen, daher es den Frauen auch nie an Männern fehlt und eine alte Jungfer überhaupt nicht zu finden ist vom Kap bis zum Zambesi. Freilich gibt es auch gelegentlich Haken in den häuslichen Einrichtungen, doch weiß ich kein Beispiel von einer Rebellion der Männer, wohl aber ist die Rebellion der Frauen nichts ungewöhnliches. Wenn der Mann die Frauen einmal beleidigt, so verwunden sie ihn am empfindlichsten Teil — am Magen. Er kommt zur gewöhnlichen Stunde nachhause, tritt bei der ersten Frau ein und fragt nach seinem Essen. Diese sendet ihn zur zweiten Frau, welche er mehr liebt; diese schickt ihn zur dritten und so fort zu allen, mit gleichem erfolglosen Erfolg. Da er sich für sein Unrecht mit nichts rächen kann, so steigt er müde und hungrig auf einen Baum in einem volkreichen Teil des Dorfs und verkündigt laut mit kläglichen Tönen: „Hört! Hört! Ich dachte, ich hätte Weiber geheiratet, aber sie sind wie Herren! Ich bin ein Junggeselle! Ich habe nicht ein einziges Weib! Ist das recht gegen einen Herrn wie ich?" Aber die Frauen sind nicht immer damit zufrieden, ihrem Unwillen nur durch Verweigerung der Nahrung Ausdruck zu geben, sie wagen es sogar, ihre Anwälte über die Männer oft mit Ohrfeigen und Schlägen geltend zu machen. Dies jedoch geht zu weit, und die öffentliche Meinung ist gegen ein solches Betragen. Die Behörde des Dorfes schreitet ein, und eine solche tyrannische Frau wird verurteilt, ihren Mann aus dem umgeschlossenen Hof des Häuptlings bis in ihr eigenes Haus auf ihrem Rücken tragen zu müssen. Während sie ihn heimträgt, wird sie bisweilen wohl und verspottet von den Männern auf der einen Seite, aber auch leider auf der andern Seite ermuntert durch die Teilnahme und den Zuruf der Frauen. „Behandle ihn so, wie er es verdient, mache es ihm noch einmal so!" Ich sah dieses Vorkommnis das erste Mal bei einer großen und starken Frau und einem verkommenen und hageren Greis. Sie war verwegen genug, zu lachen …

Um noch einen Augenblick bei Afrika zu bleiben, erwähne ich, daß bereits Pinder von den mutterrechtlichen Verhältnissen dieses Erdteils zu erzählen weiß. Er hat seine Kenntnis wohl aus

alten ägyptischen Verhältnissen gehabt, denn er sagt, daß die Dinge schon in der Vorzeit so gewesen seien: „Die Weiber verwalteten die obrigkeitlichen und öffentlichen Ämter. Die Männer dagegen besorgten, so wie bei uns Griechen die Hausfrauen, das Hauswesen und lebten dem Willen ihrer Gattinnen gemäß. Sie wurden weder zum Kriegsdienst, noch zur Regierung, noch zu sonst einem öffentlichen Amt zugelassen, dessen Gewicht ihnen würde höheren Mut eingeflößt haben, sich den Weibern zu widersetzen. Die Kinder wurden gleich bei ihrer Geburt den Männern übergeben, die sie mit Milch und sonstiger, ihrem Alter entsprechender Nahrung aufziehen mußten." — Um weiter in aller Kürze die sogen. Ubiquität der Erscheinung zu zeigen, d. h. ihre Verbreitung allenthalben auf der Erde bei Völkern, die denkbar weit voneinander entfernt wohnen, lasse ich noch zwei ältere Berichte folgen, einen aus Amerika und den andern aus dem nördlichen Asien, der durch einen, wenn auch nicht völlig zutreffenden Erklärungsversuch des betreffenden Reisenden interessant ist.

307. Pater semper incertus — Schattenbild von H. Rieke

Unter den Natchez und einigen benachbarten Völkern sehen sich die regierenden Familien als Abkömmlinge der Sonne an und werden daher auch von den Untertanen als übermenschliche Wesen verehrt. Weil unter eben diesen Völkern dem jedesmaligen Fürsten nicht der Sohn, sondern der Sohn der nächsten weiblichen Anverwandten folgte und also die fürstliche Würde durch die Weiber fortgepflanzt werde, so nahmen alle Frauen und Töchter der regierenden Familie an den göttlichen Ehrenbezeugungen Teil, die man den jedesmaligen Regenten erwies. Die Mutter des Fürsten oder der Sonne (denn mit diesem Namen wurden die Häupter der Natchez, wie die Inkas in Peru belegt) wurde bei ihren Lebzeiten und besonders nach dem Tode fast noch mehr als der regierende Sohn verehrt. Auch an den Gräbern anderer Prinzessinnen opferten die Söhne bisweilen ihre eigenen Väter, wenn diese anders von gemeiner Herkunft und nicht aus königlichem Geblüt waren. Alle Fürstentöchter hatten das Recht über Leben und Tod, und konnten einen jeden, der ihnen zu mißfallen das Unglück hatte, von ihren Wachen auf der Stelle umbringen lassen. Wenn Fürstentöchter Gemeinen die Ehre erwiesen, sie zu ihren Gatten zu erwählen, so mußten diese ihren erlauchten Gebieterinnen den vollkommensten Gehorsam und die unverbrüchlichste Treue erweisen; denn bei dem geringsten Zeichen von Widerspenstigkeit oder Untreue konnten Prinzessinnen ihre Männer wie andere Gemeine hinrichten lassen. Die Prinzessinnen hingegen sahen es als ein angestammtes Vorrecht ihrer göttlichen Abkunft an, daß sie lieben und leben konnten, was und wie sie wollten, ohne daß ihre untertänigen Gatten sich zu beklagen oder sie zu bestrafen das Recht gehabt hätten. —

Von allen sibirischen Völkern unterscheiden sich die Kamtschadalen auf eine merkwürdige Art durch das uneingeschränkte Weiberregiment, welches sie über sich ausüben lassen. Unter den Kamtschadalen werden Töchter zwar gegen die Arbeiten einer bald kürzeren, bald längeren Dienstzeit von Männern verkauft; allein die Väter übergeben ihre Töchter nicht dem ersten dem besten ohne ihre Neigung zu Rathe zu ziehen. Der Braut-Vater erlaubt weiter nichts, als daß der Bräutigam für seine Hütte arbeite, daß er sich seiner Tochter, so viel ihm möglich ist, nähere und daß er mit derselben in einer Hütte wohne und schlafe. Allein wenn das Mädchen einen Freier verschmäht, so wird es vom Vater nicht zur Ehe oder zur Übergabe gezwungen, und alle Arbeit, die der Bewerber in dem Hause seines hoffentlichen Schwiegervaters verrichtet hat, ist verloren, ohne daß er sich beschweren oder Schadenersatz verlangen kann. Selbst alsdann, wenn ein Mädchen einem Bräutigam ge-

308. Der Achtender

Zeichnung aus dem „Nürnberger Trichter" vom 1899

47*

wogen ist, kann weder dieser noch der Braut-Vater den Tag der Hochzeit bestimmen. Dem Vater gestattet die Sitte des Volkes nur dieses, daß er dem Schwiegersohn die Erlaubnis gibt, sich seiner Tochter bei der ersten günstigen Gelegenheit zu bemächtigen, und dem Bräutigam bleibt nichts übrig, als daß er solche Gelegenheit mit Gefahr seiner Gesundheit, oder wenigstens seiner Haut zu benutzen sucht. Will das Mädchen die Spröde machen, so mißlingen fast immer die ersten Versuche einer gewaltsamen Überrumpelung der Braut, indem diese alle ihre Freundinnen herbeischreit, die den angreifenden Teil wetteifernd mit Nägeln und Stöcken von der Besitzergreifung abhalten und ihn für seine unzeitige Kühnheit strafen. Ungeachtet die Kamtschadalen so träge sind, daß, wenn sie einen zulänglichen Vorrat von Lebensmitteln zu haben glauben, sie sich nicht bewegen, und wenn auch die Fische zu ihnen ans Land, und die Zobel, welches vormals nicht selten geschah, in die Hütte kamen, so sind doch die Arbeiten unter beide Geschlechter in Kamtschatka billiger geteilt, als unter den übrigen Wilden in Sibirien, und die Männer übernehmen mancherlei Geschäfte, wodurch andere Wilde entehrt zu werden sich einbilden. Die Männer in Kamtschatka kochen nicht bloß, wie unter den Lappen, sondern sie verrichten auch willig eine jede Arbeit, die ihnen von ihren Frauen angewiesen wird. Die Anhänglichkeit, oder vielmehr Unterwürfigkeit der Kamtschadalen ist so groß, daß sie ohne Murren zugeben, daß ihre Weiber alles, was sie von Wert besitzen, verwahren, und ihnen, so oft sie etwas brauchen, nach dem Gutdünken der Gebieterinnen austeilen. Wenn die Männer sich gegen ihre Weiber vergehen, so versagen die letzteren den ersteren nicht nur die eheliche Umarmung, sondern auch den Tabak, der den Kamtschadalen, und den meisten übrigen Wilden von Mongolischer Abkunft noch unentbehrlicher als Branntwein ist. Dieses Bedürfnis, und die Umarmungen ihrer Weiber erzwingen die Männer nicht mit Gewalt, sondern durch die demütigsten und anhaltendsten Bitten und Liebkosungen. Wenn Mangel und Hunger die Kamtschadalen aus ihren Hütten heraustreiben, um Fische oder Wildpret zu fangen, so gehen sie nicht weiter, als daß sie am Abend wieder zu Hause kommen, und sich an der Seite ihrer Weiber von ihren Arbeiten und Beschwerden erholen können. Werden sie aber gezwungen, länger als einen Tag auszubleiben, so bewegen sie ihre Frauen mitzureisen, weil sie ohne diese nicht leben können. Die Kamtschadalen sind zwar nicht beständiger, als die übrigen Sibirischen und Mongolischen Wilden, und sie verlassen daher leicht ihre Weiber, wenn ihnen andere besser gefallen, aber sie nehmen wenigstens neue zu denen, die sie bisher hatten, hinzu. Allein solange sie sich von ihren Frauen nicht trennen, müssen sie vor diesen ihre verliebten Gänge sorgfältig verbergen, da die Weiber hingegen es gar nicht der Mühe für wert halten, die Gunstbezeugungen, die sie andern geschenkt haben, vor ihren Männern geheim zu halten. Eine solche Herrschaft der Weiber, und eine entsprechende Unterwürfigkeit der Männer, dergleichen man in Kamtschatka antrifft, muß notwendig in physischen Beschaffenheiten des einen, oder des andern Geschlechts gegründet sein, und ich glaube nicht unrichtig zu raten, wenn ich dies sonderbare Phänomen auf folgende Art zu erklären versuche. Die Kamtschadalinnen haben zwar alle unterscheidenden Merkmale der Mongolischen Bildung, große Köpfe, platte Gesichter, eingedrückte Nasen, blinzelnde Augen, dicke Lippen, hervorragende Backenknochen usw., allein sie bleiben allem Anschein nach viel länger frisch, als die übrigen Asiatischen Weiber, indem ihre kleinen runden Brüste noch im vierzigsten Jahre ziemlich hart sind. Gewiß aber sind sie viel schöner und blühender von Farbe, als die Weiber aller oder der meisten Mongolischen Völker. Die Haut der Kamtschadalinnen ist durch die wohltätige Wirkung ihres Klimas so weiß, als die von Europäerinnen, und ihre Wangen sind nicht weniger, als die der letzteren, durch einen lebhaften Purpur gefärbt. Die Kamtschadalinnen sind aber nicht bloß schöner, als die übrigen Sibirischen Weiber, sondern sie sind auch geistreicher als diese und selbst als ihre Männer, und diese höheren Fähigkeiten sind die Ursache der außerordentlichen Gewalt, welche sie über ihre Männer erlangt haben. Zu diesen Vorzügen der Weiber kommt endlich die Üppigkeit der Männer hinzu, die so groß ist, daß die ihr-

379. Das Matriarchat. Gemälde von Meyer

330. Das ewige Rätsel. Zeichnung von Anoda. 1900

erzwangen die Weiber ihnen ebenso notwendig, als die tägliche Nahrung sind. Da nun die Männer durch ihren heftigen Hang zur sinnlichen Liebe mehr, als andere sibirische Völker zu den Weibern hingezogen und durch die vorzüglicheren Reize der letztern nicht selten anderswo gefesselt werden, so ist es nicht zu verwundern, daß sie zugleich von den ausgezeichneteren Fähigkeiten der Weiber auf eine solche Art, wie ich beschrieben habe, unterjocht worden sind. Die Kamtschadalinnen sind nicht weniger schamlos als ihre Männer und üben nicht nur, wie diese, öffentlich und selbst vor den Augen von Kindern die unnatürlichsten Lüste aus, sondern sie kommen auch öffentlich nieder und überlassen sich den Umarmungen ihrer Männer und Buhler ohne Scheu gleich den unvernünftigen Thieren. Ihre Sinnlichkeit ist so thierisch und unwiderstehlich, und ihre Keuschheit oder Treue so geringe, daß sie sich einem jeden Manne Preis geben. Wegen ihrer unersättlichen Üppigkeit ziehen sie die stärkern und mannhaften Cosacken und Russen ihren schwächern Landsleuten vor und sie waren es daher auch, die den fremden Eroberern fast alle Verschwörungen ihrer Väter, Männer und Brüder verriethen. Von der ersten Besetzung des Landes erbeuteten die Cosacken oft einen Harem von 10, 20 oder 30 Mädchen und Weibern, die sie, wie andere Waare aufs Spiel setzten. Auf diese Art wurde ein Mädchen oft drei oder viermal an einem Abend verspielt, und von dem Gewinner sogleich in Besitz genommen. Diese entwürdigen Schändungen brachten die leidenden Geschöpfe nicht nur nicht auf, sondern sie waren so erfreut darüber, daß, wenn dieses nicht geschah, sie voll Verzweiflung davon liefen und sich selbst umbrachten. Noch jetzt kann man keine Kamtschadalinn durch die größten Versprechungen und Belohnungen bewegen, für jemand zu nähen, zu waschen oder andere kleine Dienste zu verrichten; die einzige Art, wie man sich alle diese Dienstleistungen verschaffen kann, ist durch Gegendienste der Liebe, die man ihnen beweist, ohne daß sie sich dieser Ehre im ganzen Ostrog oder Dorf rühmen würde.

Mitten in der heutigen außereuropäischen Kultur finden wir allenthalben eingesprengte Enklaven des Mutterrechts, sogenannte Weiberdörfer. Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß diese scharf lokal abgegrenzten Ausnahmen direkte Reste eines seit Jahrtausenden nicht mehr vorhandenen gegensätzlichen Allgemeinzustandes sein sollen. Vielmehr werden merkwürdige und lokal bedingte Wirtschaftsformen den Ausschlag für das Entstehen einer Weiberherrschaft gegeben haben, zu deren

Ausgestaltung in die menschliche Psyche immer wieder von neuem fähig ist. Die gewählten Beispiele stammen aus Japan, Nigeria, Frankreich und England, und könnten beliebig vermehrt werden.

An der vom Großen Ozean bespülten Küste Japans liegt seit mehr als einem Jahrtausend eine Ansiedlung, die schlechthin als einzigartig (!) auf der ganzen Erde bezeichnet werden kann. Es ist ein echtes Weiberdorf, in dem die Männer eine ganz geringfügige Rolle spielen. Die Frauen sind dort nicht nur die Häupter der Familien, sondern sorgen auch für deren ganzen Unterhalt. Sie werden von den Japanern selbst Amaden genannt, weil ihr Gewerbe darin besteht, in der Bucht von Schima, an der das Dorf gelegen ist, nach Perlen zu tauchen. Diese Weiber verbringen bis zu zehn Stunden täglich im Wasser, im Winter zwar nicht ganz so lange, aber immerhin zwei bis drei Stunden. Sie sind im Tauchen so geübt, daß sie zwei und manchmal sogar drei Minuten unter Wasser verharren können. Mit dieser mühsamen und anstrengenden Arbeit ist ihre Tätigkeit aber nicht zu Ende, sondern wenn sie aus den Fluten ans Ufer gestiegen sind, beginnt ihre Sorge für den Haushalt und die Kinder. Die Männer betreiben derweil den ganzen Tag das angenehme Geschäft des Müßigganges. Ihr einziger Nachteil besteht darin, daß sie nach geraumer Weile sehr wenig geachtet werden. Es wird denn auch die Geburt eines Knaben als ein Unglück betrachtet, die eines Mädchens dagegen mit großer Freude begrüßt und gefeiert. Die jungen „Nymphen“ werden schon vom vierten Lebensjahre an mit dem nassen Element vertraut gemacht und müssen das Schwimmen und Tauchen eifrig üben, damit sie schon mit dem dreizehnten Jahre in das Geschäft eintreten können. Sie erwerben sich dann zunächst ihre Mitgift. Die Männer von Schima sehen daher beim Heiraten weniger auf die Schönheit ihrer Zukünftigen als auf den Grad ihrer Geschicklichkeit im Tauchen. Die Frauen betreiben das Gewerbe ungefähr bis zum vierzigsten Jahre. Dann sind sie gewöhnlich bereits Großmütter geworden und können sich nun ausschließlich der Kinderpflege widmen. Die Männer werden in dem Haushalt nur als Bediente betrachtet und danach behandelt. —

Über ein merkwürdiges Paradies der Frauen macht der englische Regierungsbeamte Ahpaick, der in Nigeria in Diensten steht, einige Mitteilungen. Das gelobte Land des Frauenregiments liegt im Distrikt Kwola in Nigeria und hier herrscht das Mutter- und Frauenrecht ohne jede Beschränkung. Mann und Weib sind vollkommen nebensächlich. Die Frau, die des Ehelebens müde ist, verläßt ohne weiteres den Gatten, der dann kein Recht hat, sie zur Rückkehr zu veranlassen; er kann auch keinen Schadenersatz beanspruchen, dagegen bleibt ihm die Pflicht, für die Kinder zu sorgen. So einfach wie in jenem Lande die Ehen geschieden werden, so einfach werden sie auch geschlossen. Selbst bei der Heirat beziehungsweise bei der Werbung ist der Mann nur Objekt, das Mädchen trifft die Auswahl und entscheidet zugleich selbst. Ist sie entschlossen, einen Mann

331. Die lustige Witwe. Amerikanische Zeichnung von Gibson.

zu heiraten, so begibt sie sich einfach in dessen Hütte und damit ist die Ehe nach den Begriffen des Stammes rechtsgültig. Der Ehebruch gilt keineswegs als Schande, ja er ist gewissermaßen eine allgemein bekannte und anerkannte Institution. Es kommt unter besseren Familien nicht selten vor, daß die Männer zwischen getauscht werden, und für den Begriff eines betrogenen Gatten fehlt seinen Kindern des dunklen Weltteils jedes Gefühl. —

338. Höhere Gewalt. Zeichnung von Georges Meunier. 1910

Freisse, ein kleines, nicht weit von Paris gelegenes Städtchen im Departement Oise, ist mit Frauen so übervoll geeignet, daß die Damen dort sämtliche Ämter bekleiden, von dem der Stadtschreiberin bis zu dem der Briefträgerin. Im vorigen Jahre war das kleine Persant von Freisse in ganz Frankreich das einzige, das sich trotz aller Drohungen dem Streik der Post- und Telegraphenbeamten nicht anschließen wollte. Den Telegraph des ansehnlichen Ortes bedienen drei junge Mädchen, denen eine vierte Jungfrau als Depeschenausträgerin hilfreich zur Seite steht. Die kleine Bahnstation steht gleichfalls unter weiblicher Obhut, und die Dame, die hier die oberste Leitung hat, vereinigt in ihrer Person drei wichtige Ämter: das einer Fahrkartenverkäuferin, das einer Marktaufseherin und das einer Stationsvorsteherin. Damit ist aber die amtliche Tätigkeit der Frauen von Freisse noch nicht erschöpft; auch als Flurschützin fungiert eine Frau, und eine andere hat als Stadtpolizistin öffentlich zu verkünden, wer innerhalb einer bestimmten Frist in den heiligen Stand der Ehe zu treten gedenkt; die Standesamtsbeamtin tut das, indem sie nach alter Sitte mit einer großen Trommel durch die Straßen zieht, an allen Straßenecken stehen bleibt, die Leute zusammentrommelt und mit Stentorstimme — es gibt auch Frauen mit Stentorstimmen — die Namen der künftigen Ehepaare ausruft. Die meisten Geschäfte des Städtchens werden von Frauen, meist verwitweten, geleitet oder verwaltet. Vor einiger Zeit hatte man sogar einen weiblichen Stadtrat gewählt; der Präfekt mußte jedoch auf Grund der französischen Wahlgesetze die Wahl für ungültig erklären. Die Männer des Dorfes sind mit der Tätigkeit ihrer Frauen sehr zufrieden, wenn auch hin und wieder kleine Reibereien nicht ausbleiben. So protestierten sie einmal gegen die Frau, die in dem Dorfe das Rasiermesser handhabt; aber als man darauf hin einen Gehilfen anstellte, der die Herren der Schöpfung mehr schnitt als rasierte, änderte man alle Vorurteile und ließ sich künftig wieder von der „Gnädigen" von Freisse rasieren und den Bart scheren. —

Von einem wunderlichen Paradies der Frauenrechtlerinnen, einem kleinen Dorfe im südlichen Pembrokeshire in West-Wales, gibt J. Williams Thomas in einem englischen Blatte eine interessante Schilderung. Von der Meeresbrandung umtost, liegt hier zwischen lauschigen Felsen das kleine Dorf Llangum, eine alte flämische Ansiedelung, in der im Sommer viele englische Dichter und Schriftsteller Erholung und Anregung suchten. Llangum steht unter der Herrschaft der Frau; nicht durch Demonstrationen hat die Frau hier die Herrschaft errungen; im Laufe von Jahrhunderten hat sie ihre Tüchtigkeit erprobt und den Mann nach und nach in den Hintergrund gedrängt. Seit Generationen sind es die Frauen, die hier den Unterhalt für die Familie verdienen; alltäglich mit dem ersten Sonnenstrahl geht die Frau an die Arbeit; der Mann aber bleibt daheim, putzt die Küche, wäscht die Kleider und spielt die Rolle eines Dienstmädchens. Denn die Frau als Ernährerin der Familie ist auch Kassenverwalterin, sie selbst wählt und kauft sogar die Sonntagskleider für ihren Mann. Seit Generationen verrichtet die Frau männliche Arbeit, und von Jugend auf wird sie dazu erzogen. Kein Unwetter kann sie abhalten; sie ist körperlich abgehärtet und kräftig, sie rudert wie nur ein alter Matrose, sie handhabt die Fischernetze mit der Sachkundigkeit eines weißhaarigen Fischers und auch im Sturm weiß sie mit einer Kaltblütigkeit ihr kleines Boot zu führen, die manchem Manne Ehre machen würde. In ihrer malerischen Landestracht, dem selbstgewebten roten Rock, dem weitausladenden Filzhut und dem lose über die Schultern geworfenen roten Schal zieht sie durch die Straßen und verkauft ihre Fische und Austern, um am nächsten Tage wieder hinauszuziehen und neue Beute zu suchen. Nur ein Vorrecht des Mannes haben diese wackeren Frauen unangetastet gelassen: den Gemeinderat. Sie haben keine Zeit, sich damit zu beschäftigen und überlassen es lächelnd den Männern, in schwungvollen Reden über das Wohl und Wehe der Gemeinde zu debattieren.

Ich schließe diesen Abschnitt, der aus den auf Seite 362 erwähnten Gründen die mutterrechtlichen Zustände der vor- und frühgeschichtlichen Epochen nur kursorisch berühren kann. Im Kulturlande Ägypten erreichte die Weiberherrschaft vor fünftausend Jahren den Höhepunkt juristischer Verklausulierung. Die Frau von Stande schloß komplizierte Eheverträge mit ihrem Gatten. Da wurden dem Manne für geringfügige Verstöße die höchsten Konventionalstrafen auferlegt, da behält sich die Frau restloses Verfügungsrecht vor über Eingebrachtes und Erworbenes. Sie hat die Führung jeglicher Geschäfte zu Gunsten ihres eigenen Vermögens. Sie hat das Recht auf Ehescheidung und auf eigenwilliges Verlassen des häuslichen Herdes. „Wenn ich dahin komme, dich zu verachten und einen andern Mann zu lieben, werde ich dich mit einer Summe in der und der Höhe abfinden", heißt es in einem Ehevertrag. Unterfrauen kamen vor, aber die „große Gemahlin" war klug genug, im Vertrag die Angelegenheit von vornherein so zu regeln, daß die andern bloße Dienstmädchen bleiben würden. Sie ließ auch Hypotheken auf den Grund und Boden des Mannes eintragen und kündigte sie rücksichtslos mit allen verderblichen Folgen damaliger Schuldenhaftung, wenn der Mann Miene machte, eine Nebenherrscherin ins Haus zu bringen. Das Weib war in allem die Hauptsache. Isis, die Weibgottheit, war Herrin der Erde. Inschriften nennen den Namen der Mutter, vom Vater ist nicht die Rede. Diese Gesellschaftsordnung funktionierte bis ins zweite Jahrhundert vor Christus, wo die Geschäftsfähigkeit der Frau im vaterrechtlichen Sinne eingeschränkt wurde. Die Herrlichkeit Ägyptens war damals auch schon hin. Aber woher? die langen Jahrtausende glänzender Kulturentwicklung, die kein Volk der Erde gleichwertig daneben zu stellen hat? Die Herren von der ‚Effeminations'-Wissenschaft dürfen mich darüber belehren, daß die Ägypter an der Weiberherrschaft zu Grunde gingen, als sie bei den Römern — gleichfalls in Blüte stand!

333. Mänaden

Ältere französische Buchillustration

Sethet lieben Herrn das müß ich lachen/
Das ich die alten weyber jung kan machen.

Eyns mals ich mit ainen grossen her
Wolt faren vber das hohe Mer
Mit Kauffleüten wie wol bekant
Die heten gschäfft in Jßlande
Inn dem da kam ain grosser winde
Vnd schlüg das schiff also geschwinde
Inn ain Insel mir vnbewißt
Die Genesia genennet ist
Wie mans sy vns dann nennen thet
Von ainem der dann gewandelt het
Die Insel was hundert meil brayt
Diß volck waren nit Christen leüt
Inn diser Insel wir aldar
Müsten bleiben ain viertel jar
Biß wir wider kamen herauß
Vber das wilde meere strauß
Wir sahen seltzam abentheur
Ein grossen ofen haiß mit feür
Ein maister het vil gsind on maß
Der bey dem feür anschaffen was.

Mit wol riechenden negellein
Zymat Ziperes haitzen sy ein
Ich sach ain zal vil alter weib
Die machten sy wider von leib
Gar fein jung allsam schön balde
Dann sy waren vnglaublich alt
Gerig wägen kamen man volbracht
Die der maister vom Newen macht
Die mann kamen hetten kain end
Brügen sy auff hend rugken zü
Gar alte weib die kaine kunde
Weder gen noch steen/die er gunt
Mit seinem gesindt fein formiern
Sam aber zwaintzig jeürig diern
Gantz schön vom leib/subtil gar
Liechte Augen ain gold farb har
Das ich arbayt schawen an
Fragt ich die so bey ihnen stan
Sampt meine gsellen vmb diß ding
Wies müglich wer vnd es zü gieng.

Da waren wir der sach bericht
Alla es nun bey jn geschicht
Das feür hab also die natur
Das alte ding jung dennen wur
Was man drein werff das mach alda
Der Gothes Feür haißt Vlcana
Ire weiber werden jn gar
Alt/siben acht neün hundert jar
Wann sy vor alter mügen nit
Vlcanus sy dann wider schmidt
Ich sprach der weiber wöl wie auch
Ein haim füren dann diser brauch
Ich mit dan gsiben noch erhört
Der sprach/bald sy auff dem Mör fört
So stirbt sy/dann die frembden lüfft
Sein vnser schad vnd grosste gifft
Vnser Insel glaube gewiß
Ist der schlüssel zum paradiß
Also von vns dar nimen güng
Kam erst rauß bring die newzeittung.
Anthony Formschneider.

Der Backofen der Jugendschönheit

Deutsches Flugblatt um 1525

Albert Langen · München

334 Der Sturmlauf der modernen Frau. Amerikanische Karikatur von 1890

IX

Die Frauenbewegung

Der Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, und, wenn ich hoffen darf, auch die Leserin — denn ich schreibe das eigentlichste „Buch für Frauen", das sich denken läßt — also auch die Leserin wird das Stichwort dieses neuen Kapitels jetzt mit anderen Augen ansehn und den Zusammenhang empfinden, der zwischen der heutigen Frauenbewegung und der „Weiberherrschaft" in der Geschichte der Menschheit besteht. Nicht eine isolierte Errungenschaft der Neuzeit ist die Frauenbewegung, die allenfalls in einigen Latein redenden Damen des Mittelalters ihre ersten historischen Anfänge besitzt; sie ist nicht sozialer Klassenkampf, nicht fortschrittliche Aufgeklärtheit, nicht politische Reife, nicht Recht auf Arbeit, nicht Benachteiligung der Unehelichen, nicht revolutionäres Prinzip, Kunst, Gesetz, Fröbel, Pestalozzi, Abstinentismus, Ethik, Scheidung — ja was weiß ich noch, was sie alles nicht ist. Vor allem ist sie nicht ein Heeres-Sieg auf der ganzen Front, sondern im Gegenteil: eine ehemals absolute Großmacht ist gänzlich geschlagen, aufgerieben, vernichtet, und auf dem

Trümmerhaufen taucht hie und da eine zersprengte Patrouille auf und schießt einige stumpfe Pfeile auf den gepanzerten Feind ab, der das Kinderspiel hohnlachend mit ansieht. Das dürfte doch selbst nach den wenigen Beweisen, die mir der Umfang dieses Werkes vorzulegen gestattet, klar sein, daß die Frau keinerlei Zukunftsforderung, und sei sie noch so extrem, aufzustellen vermag, die nicht in der Vergangenheit (zumal in der „barbarischen" Vergangenheit der Urkultur) schon verwirklicht gewesen wäre. Also all Neugewinnung wäre nur Rückeroberung. Und die wahre Kausalität der Frauenbewegung, der innerliche psychische Antrieb, ist der gleiche wie bei der einzelnen Frau, sofern sie überhaupt Weib ist: die Spannkraft des erotischen Machtgefühls, in dem Sinne, wie ich es ausführlicher dargestellt habe. Wenn die „ethischen" Damen „denen vom Mutterschutz", wie man sie immer heißt, den gräßlichen Vorwurf gemacht haben, es sei ihnen garnicht um eine „neue" Ethik zu tun, sondern sie wollten sich nur „ausleben" dürfen, so beweist diese ebenso treffende wie seelische Beobachtung, daß „die vom Mutterschutz" die Ehrlichsten sind, während die andern das „Ausleben" vorläufig nur als jesuitischen Vorbehalt betreiben. Die Jesuitischen fragen entsetzt, wohin es führen solle, wenn sich außer dem Manne auch noch die Frau „ausleben" wolle. Jesuiten können mehr fragen, als alle Nicht-Jesuiten zu beantworten vermögen. Ich lese aber in einer Broschüre, worin sich eine Gräfin, die ich nicht nennen will, über dies Thema „verbreitet", daß ein Wallischer Geheimer Rat und Ministerialdirektor, den ich nicht nennen will, diese Frage mit einem „frappanden Schlaglicht" beantwortet hat: „Der Mann kann die Frau vergewaltigen, auch gegen ihren Willen, die Frau kann die Waffen ihres Geschlechts nur gebrauchen, um die Neigung des Mannes zu gewinnen, dies Verhältnis muß am letzten Ende dem Manne immer das Übergewicht gegenüber der Frau sichern." Dies Schlaglicht vergewaltigt beinah auch mich gegen meinen Willen und ich erwäge, ob ich nicht meine bisherige Psychologie amtlich dementieren soll, um die Neigung dieses wirklich geheimen Mannes zu gewinnen. Aber schließlich sage ich mir, daß auch eine Gräfin von der Vorstellung geblendet sein kann, daß sich ein Ministerialdirektor am letzten Ende ein Übergewicht sichert, wenn es sich um Verhältnis handelt. Wie gesagt, sind in den verwirklichten Tatsachen der Vergangenheit auch die Lösungen sämtlicher Probleme der Frauenbewegung enthalten. Unter dem Mutterrecht (vgl. voriges Kapitel) war eine Mutterschutz-Bewegung undenkbar, weil vollkommen unnötig. Vielleicht hat es damals eine Männerschutz-Bewegung gegeben. Im Ernst: ich glaube die sogen. Männerbünde der Ethnologen so auffassen zu dürfen, bin aber aus Gründen des Raumes nicht in der Lage, hierauf näher einzugehen. Diesen Männerbünden sind dann später geschlossene Frauenbünde entgegengetreten, in denen sich geheime, streng gehütete Kulte und völlig von einander isolierte Männer- und Frauensprachen ausbildeten. Also es ist jedenfalls alles dagewesen! Und was das geschlechtliche „Ausleben" anbetrifft, so wird von den „ethischen" Damen leider nie angegeben, was sie sich darunter vorstellen. Es wird wohl ähnlich komisch sein, wie sich die Sittlichkeits-Vereinler einen „Harem" ausmalen, wenn ihnen die kitzlige Abstinenz zu Kopfe steigt. Es ist die berühmte „Orgie", die nur Zeitungsreportern und denen vorschwebt, die garnichts haben. Im Grunde eine Art Rot-Donnolo, die Phantasie-Begriffe exaltiert. Wer sich nicht einleben darf, wirft dann dem andern vor, er lebe sich aus.

Hören wir noch so vielem „Ernst der Situation" die Glosse an, die der Zwerchfell-Befreier Karl Kraus 1912 bei Gelegenheit der Berliner Frauenausstellung geschrieben hat.

Mir schwirrt der Kopf vor Frauenbewegung, Frauenausstellung und in Sachen in Haus und Beruf. Überall siedet es von Problemen, Erziehungen dem Erziehungsproblem, besseren Moralbegriffen und Veredelung der Geschlechtsbeziehungen. Alles soll in Bahnen gelenkt werden, die Völkerstandsdecke soll gestählt werden.

Werb-Platz der verliebten Menscher / wie auch öffentliche Aufrüstung der Weibsschreyberin

[illegible]

335 Die weibliche Werbetrommel. Augsburger Flugblatt. Um 1690

336 Pariserinnen am 5. Oktober 1789. Anonymer Kupferstich

das Verantwortlichkeitsgefühl soll gehoben werden und eine Wandlung in der gegenseitigen inneren Wertschätzung der Geschlechter soll vorbereitet werden und lebhaft begrüßt betritt hierauf die bekannte Vorkämpferin die Pappritz das Podium, um das schwierige Thema „Die öffentliche Sittlichkeit" in ernster Weise von hoher Warte aus zu behandeln. Die Prostitution aber ist kein Korrektiv, sondern ein Übelbeispiel (hier schon geflüstert wird, mit der Pappritz eine dunkle Sache aufzufinden und ihr ein Übelbeispiel vorzuführen) Prinzipiell, endlich Reglementierung, Freiheit, Hauptbahnhof. Repressionsmaßregeln (hier schon fühle ich, daß, wenn Rednerin schöner wäre, solche Worte einem intelligenten Hörer einleuchten müßten). Wir Frauen erst sie machen uns zu Mitschuldigen, wenn wir nicht mit Hand anlegen. Frauen und Männer müssen gemeinsam arbeiten an der Höherentwicklung der Sittlichkeit, an mit reinen Händen ... (Ja, gewissermaßen, möchte ihnen so passen diesen Frauen, die keine sind, und diesen Männern, die auch keine sind. Aber solche Sachen werden nicht geduldet.) Mir schwirrt der Kopf. Da höre ich ein Gezischen. Die vom Frauenkongreß haben die vom Mutterschutz ausgeschlossen, weil die Prinzipien, von denen die vom Mutterschutz ausgehen, „für die Förderung des weiblichen Geschlechts und für die Hebung des Gemeinwohles nicht dienlich sind" und weil die vom Mutterschutz einen Mann, sage einen Mann als Vorsitzenden haben. Es wird schon besser sein. Aber sie wollen doch gemeinsam arbeiten? Und welche Prinzipien sind denn für die Förderung des weiblichen Geschlechts und für die Hebung des Gemeinwohls dienlich? Schauen wir uns in der Berliner Frauenausstellung um, da finden wir alles. Vor allem ein Rekreationszimmer. Der Raum dient, entsprechend den Wünschen der Preßkommission, zur Benutzung für dieselbe und stellt den Arbeitsraum einer vornehmen Abstrakten dar. — Was ist da los? — Außer den notwendigen Arbeitsmöbeln ist ein behaglicher Leseplatz zur Durchsicht übersandter Literatur bestimmt. — Und was noch? Im Hinblick auf den Sinn der Ausstellung beschloß man die Aufgabe, daß eine große Anzahl Porträts von Journalistinnen so untergebracht wurde, daß das Publikum

diese Bilder gut betrachten kann, wobei die Zweckbestimmung des Raumes nicht beeinträchtigt werden durfte — Weg! Pfui! Weiter — Bibliothek: Enthält die Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Literatur. — Weg! Pfui! Weiter — Musikzimmer: Enthält die Ausstellung der Gruppe: Die Frau in der Musik. — Auch überflüssig. Weiter: Eßzimmer: Mutterwagen. — Schlafzimmer: Halt! Hier lasst uns, ermüdet von dieser Wanderung durch eine Welt von Unnatürlichkeiten, verweilen. Hier hängen keine Journalistinnen an den Wänden. Hier wollen wir Ausstellungen bleiben, wenn in der Bibliothek geschmust und die Frau in der Musik besucht wird. Seitdem das Weib ist, ist die Musik in der Frau schon gegangen. Wenn wird man länger nicht auswählen können, wie sich die Weiber am Fortschritt erhitzen, so rufen wir sie in Gottes Namen herein in die gute Stube. Ich hasse nicht. Alles in dieser Welt des geschlechtlichen Intellekts muß nach barbarischer Rückkehr. Nur ein Wunder der Dekoration könnte die Freiheit vor sich selbst retten. Ich würde den Anfang damit machen, daß ich einen Frauenkongreß von St. Moritzer Bleichreitern einsperren und so behandeln ließe, wie das Geschlecht es meint, wenn der Mund Fortschritt sagt. Wenn sie die Augen zu verdrehen beginnen, rufe man mich. Ob es meinem erotischen Geschmack entspricht, dabei zu sein, ist meine Privatangelegenheit. Meiner geistigen Leidenschaft entspricht es, die Rache der ungestillten Natur zu erleben, und meinem Wahn entspricht es, zu glauben, daß ich zur Welt so einzureichen kam, und darum kann meine Privatangelegenheit der Zeugenschaft solchen Triumphes nicht mehr entbehren. So, meine Herren Damen, geht es nicht weiter. Ich will nichts mehr von euch, aber kann ich dafür, daß, wenn eine von euch „Sonderx“ oder „Menschlerecht“ sagt oder vom subdalischen Pelagan spricht oder Sanskrit plappert, wie der Wunsch erlischt, sie wenigstens mit einem Ankleidezimmer einer Leihbibliothek gepaart zu sehen, kann ich dafür? Ich bin pervers, ich bitte, wie eine nur einmal den Ausdruck „pars pro toto“ gebrauchte, und sofort stellte ich mir vor, daß sie es fünfundzwanzigmal auf Grein pars pro toto zu spüren bekäme. So geht es nicht weiter. Die Frauenbewegung ist eine Aufregung, aber eine Aufregung braucht einen Abschluß. Stallknecht gönne ich euch nicht, die gehören für die Vornehmen, die auf den Höhen des Lebens durch Zucht den Abstand von der Natur markieren. Ihr, die es mit der Bildung besorgt, braucht Schuldiener. Es geht so nicht. Diese intellektuellen Anlage versehen das Schamgefühl. Wenn Herren und Damen beisammen sitzen und über Theorien reden, so sind sie eben uniform und lenken darum den Blick des Betrachters auf jene Partie, wo sie verschieden sind. Da ist eine

337 Im Herrensattel. Anonyme englische Karikatur. Um 1800

338 Die Feministen Lithographie von Daumier. 1850

Schweinerei. Von Weibern, die es sind, kann man geistige Dinge erörtern, ohne sich ewig bei der Nebenabsicht zu ertappen. Läßt man sie allein, so zünden sie Postämter an, wie jetzt in England, und sind dann selig, wenn die Constabler kommen und sie unter den Arm fassen. Die Frau als kluger Politiker, Gelehrter? Wohl, sie läßt sich zum Beruf dressieren. Oberhalb der Taille wird sie das Glück haben, an allen Scheußlichkeiten des Männerdaseins gleichberechtigt teilzunehmen. Sogar mit größerem Recht. Denn die Männer, die die Weiber auch im Beruf neben sich haben, verlieren den Verstand, und kein Wunder, daß die Berufsträgerinnen den Berufsträgern überlegen sind. Geht die Frau politisch los, so agitiert der Mann erotisch. Ihre Lust hätte seinen Geist entzündet, ihr Geist wird seine Gier nicht löschen. Sie verengt die Welt und schafft bloß neue Ärzte. Und wenn man es verhüten will, daß die Männer im Talar vom Ernst des Lebens abgelenkt werden und nur mehr darauf sinnen, wie sie den Weibern den Talar abnehmen könnten, so emanzipiert man unten und nicht oben. Oben sieht sich die Entwicklung noch hoffnungsvoll an, da unten aber ist sie fürchterlich. Denkt an das, was ich euch in dieser ernsten Stunde sage: eure Nachwelt wird es bitter bereuen, daß ihr euer Leben eine große Anzahl Porträts von Journalistinnen vorenthalten habt. Euer Leben war nur ihre Kunstausstellung. Die Zweckbestimmung dieses Zeitraums wurde im Hinblick auf den Sinn der Ausstellung berücksichtigt.

Ich bin in dieser Frauenausstellung umhergepilgert und habe alles darin gefunden, was die Neu-Berliner Fabrikantenreklame an den Mann bringen möchte, nur die Frau oder gar das Weib habe ich nicht entdecken können, es sei denn im Publikum, welches den besseren Teil der Sehenswürdigkeit bildete. Bis auf einige Parádepferdchen für die mit lackierter Kiste glücklich zu machende Heim-Arbeiterin atmete alles die Kaufkraft jener Sphäre, wo es nur „Damen“ gibt, die mit dem Verwalter ihres Vermögens in freier Ehe und unfreier Liebe leben. Wenn der Schadchen in Heringsdorf nichts perfekt machen konnte, frisiert man die Haare tiefer über die Ohren und macht in Frauenbewegung zu Gunsten des Männerrechts. Man kann auch den Sozialismus ergreifen oder das Batiken auf Kattun, was wieder eine Ausstellung ermöglicht. Der Eheherr nimmt selbst die Gouvernantenart in Kauf, wenn er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege die Provision sparen kann.

339 Frauenbewegung!
Lithographie von Daumier. 1850

Nichts ist possierlicher, als daß sich ein Deutscher Bund zur Bekämpfung der Frauen-Emanzipation gegründet hat. Ein Kampf gegen den Schatten Peter Schlemihls. Da trat natürlich zuerst eine Dame auf, die etwas von einem steuerlosen Schiff erzählte. Niemand weiß, wohin die Fahrt gehe. Und weil das niemand weiß, deshalb wisse sie sicher, daß man zum Gegenteil der sittlichen Verbindung steuere. Wir brauchen aber Mütter. Und nur auf dem Naturgesetz der Hausfrauschaft dürfen wir sittliche Normen gründen (Beifall und Zischen). Also die Dame ist eine Gründerin. Eben hat sie den „Deutschen Bund und so weiter“ gegründet, da will sie schon wieder sittliche Normen gründen. Ihr

Vermögensverwalter sollte ihr auf die Finger sehn; die gut florierende Kleinkinderperiode ist am hiesigen Platze schon längst zur Flaute geworden. Darnach trat ein Graf hervor, der stellte fest, daß er das Hausrecht im Saale, das geschichtlich Gewordene über einen Wert besitze. Außerdem bestehe ein Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Sozialdemokratie, während das Deutsche Reich mit Blut und Eisen „gezimmert" wurde. Wenn Frauen damals mitgeholfen, so hätten sie hinter den Männern in der Schlacht gestanden und sie angefeuert, möglichst viele Feinde zu erschlagen. Ein was sie aber von der Frauenbewegung nicht zu erhoffen. Dieselbe würde eher dem eigenen Volke in den Rücken fallen. Daher muß der Staat ein Männerstaat bleiben! Die modernen Frauen wollen herrschen und das verstehen wie uns nicht zu gefallen zu gelassen!

340. Die Erstürmung. Karikatur von Grandville 1840

Es ist auch schon arg genug mit diesen Frauen. Sie drängen sich an alle männlichen Ehren und Würden ein. Eine ist mir nichts dir nichts über den Ärmelkanal geflogen und zwei andere haben sich um die vakante Scharfrichterstelle beworben.

In Columbia, Ohio, Vereinigte Staaten von Amerika, soll ein Frank C., der einen Polizisten umgebracht hat, hingerichtet werden. Zwei Frauen bewarben sich eifrig um das Henkeramt, das darin besteht, eine Kurbel zu drehen, sobald der Mörder auf dem elektrischen Stuhl festgeschnallt ist. Die eine Frau ist die Matrone des Staatsgefängnisses, die andere die Witwe des ermordeten Polizisten, welche die Behörden gebeten hat, ihr diese „Genugtuung" zu geben. Beide Frauen sind sehr entrüstet darüber, daß von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wird, eine Begnadigung für C. zu erlangen.

Hier weiß man wenigstens nicht, ob aus der Sache was geworden ist. Aber schon kommt aus der Schweiz eine andre Kunde, die jedes preußische Herrenherz erstarren läßt.

Im schweizerischen Kanton Waadtland ist kürzlich eine Frau zur Direktor der Hauptstrafanstalt im Bezirk N. ernannt worden. Man hat indessen in dieser Ernennung durchaus nicht einen neuen Erfolg der Frauenbewegung zu erblicken. Frau K., die neue Direktrice des Bezirksgefängnisses, das nicht etwa ein Weibergefängnis ist, verdankt die Berufung vielmehr Qualitäten, die man gemeinhin als „männlich" bezeichnet, der Fähigkeit nämlich, ein festes Regiment zu führen und ihren Befehlen unbedingten Gehorsam zu erzwingen. Frau K., die heute 41 Jahre zählt, hatte vor Jahren den Direktor des Gefängnisses in N. geheiratet. Nach dem Tode des Gatten meldete sich die verwitwete Witwe kurz entschlossen als Kandidatin für den vakanten Posten. Sie konnte in ihrem Bewerbungsschreiben darauf verweisen, daß sie während der langjährigen Krankheit ihres Mannes bereits praktisch die Leitung des Gefängnisses geführt hatte. Den überzeugendsten Beweis ihrer Befähigung erbrachte sie aber mit ihrer ungewöhnlichen Körperkraft. Im stolzen Bewußtsein dieser physischen Überlegenheit erbot sich die resolute Witwe denn auch, den stärksten Gendarmen des Kantons im Ringkampf zu besiegen, um damit ihre berufliche Tüchtigkeit an einem praktischen Beispiel einwandfrei zu demonstrieren. Und daß das nicht eitel Prahlerei war, kam den Herren von der Gefängnisdirektion handgreiflich zum Bewußtsein, als sie der imposanten Athletin ansichtig wurden. Sie fertigten denn auch ohne weiteres die Bestallungsurkunde aus, ohne es erst auf die von Frau K. offerierte Kraftprobe ankommen zu lassen.

In der Schweiz ist man freilich demokratischer verständig und kennt nicht einmal Verwaltungsposten für Offiziere a. D., die das Vaterland „mit Blut und Eisen gezimmert" haben. Ist doch

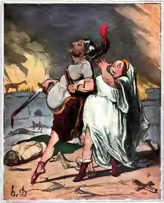
in der Schweiz sogar ein Gesetz gemacht worden, wonach der Ehefrau der dritte Teil des Einkommens ihres Gatten gehört als Entgelt für die von ihr geleistete Arbeit im Hause, und wonach die Frau des letzteren einen Anspruch auf den dritten Teil seines Vermögens hat und über diesen allein nach Gutdünken verfügen darf. Es ist begreiflich, daß da im Kopf eines Versammlungsleiters die Welt aus den Fugen geht und daß auf jeden Fall die Sozialdemokratie daran schuld ist; eine anwesende Führerin der Frauenbewegung erhob sich denn auch schleunigst und verleugnete, wie Petrus, jedweden Zusammenhang mit dem Heiland in der Not. Die Frauenbewegung soll offenbar durchaus gesellschaftsfähig und vornehm bleiben. Ach du lieber Gott, vornehm ist doch in der Welt allemal, wer die Macht hat, und gesellschaftsfähig, wer vornehm ist.

Und ist das Macht, wenn die Frauen deshalb Arbeitsposten kriegen, weil sie mit geringerem Lohn, als die Männer, zufrieden sein müssen oder zufrieden sind? Hat der weiße Rabe mehr Macht unter dem Gesamt seiner schwarzen Kollegen, als die eine Advokatin, Theaterdirektorin, Kriegskorrespondentin, Schuldirektorin, Polizeiassistentin, Universitätsprofessorin, Senatorin unter ihren despotischen Genossen? Diese Liste von „Erfolgen“ ist zu bunt und lang und kurios dazu und die Phantasie mag sich dran berauschen. 175 deutsche Ärztinnen hat man jüngst ermittelt. 125 davon besitzen ein hinreichendes Interesse an der Statistik der Frauenbewegung, um einen Fragebogen wenigstens teilweis zu beantworten. Es war daraus zu ersehen, daß der dritte Teil von ihnen geheiratet hat, und zwar meistens Ärzte. Der Bericht preist eine derartige Kombination als ideales Eheglück. Ich glaube aber, die Ärzte haben, wenn möglich, die Konkurrenz umgehen wollen.

Was die rein wissenschaftliche Betätigung anlangt, so schneiden die Frauen menschlich um uns gemessen ab. Darüber war ja von vornherein kein Zweifel, aber es ist doch gut, daß es auch aus dem eigenen Lager bestätigt wird. Adele Gerhard und Helene Simon haben mit bewundernswerter Mühe ein statistisches Material über Mutterschaft und geistige Arbeit zusammengetragen. Sie sagen kurz und gut: „Jüngerem Durchbruch, wie sie sich bei den Künstlerinnen häufig finden, kommen bei den Frauen der Wissenschaft fast niemals vor. Und während sich das Ausleben als Weib durchgängig als befruchtend für das künstlerische Schaffen erweist, tritt eine gleiche unmittelbare Wirkung in der Wissenschaft nicht zu Tage. Gewährt doch die Liebesleidenschaft schon rein stofflich starke Anregung, so wirkt sie hier nur verwirrend und ablenkend.“ Karl Kraus formuliert so: „Die Frauenemanzipation macht rapide Fortschritte. Nur die Lustmörder gehen nicht mit der Entwicklung. Es gibt noch keinen Kopfabschneider.“ Während Venus den männlichen Geist befeuert, vermag Adonis aus keinem weiblichen Geist ein Kapital zu machen. Wann wird die Frauenbewegung einsehen, daß sie mit der geistigen Richtung auf dem Holzweg ist? Damit ist den Männern nicht bange zu machen, wenn sie auch so tun, weil ihnen hie und da eine Futterkrippe verloren geht.

341. Der russische Fortschritt. Moderne Silhouette von ...

Obwohl der Besuch einer Universität nicht gleichbedeutend ist mit wissenschaftlicher Betätigung (wie man zur Genüge von den „Herren“ Akademikern weiß), werden vielleicht einige Zahlen über die einheimischen Damen interessieren. 1912 gab es rund 3000 Studentinnen auf deutschen Universitäten, anderthalb mal so viel, als im Winter-



Held Menelaus bekommt seine schöne Helena wieder

Farbige Lithographie von Honoré Daumier 1841

Albert Langen, München

142. Ah! wenn ich das besäße was dir fehlt! Französische Karikatur auf Karl X.

semester 1908/9, wo Preußen die Frauen offiziell zuließ. Davon waren ungefähr 500 Ausländerinnen, meist Russinnen. Die Zahl mag hoch erscheinen, sie bildet aber nur ein Zwanzigstel der gesamten Studentenschaft. Anfangs wandten sich die meisten der Medizin zu. Aber da die Geschäfte in dieser Branche ohnehin schon faul gingen, ist jetzt ungefähr zwei Drittel der Gesamtheit auf die sogen. Oberlehrer-Wissenschaften abgeschwenkt. In Frankreich gab's 1912 rund 4300 Studentinnen, und zwar Oberlehrer-Wissenschaften 2600, Heilkunde 1300, Juristerei 150, Drogerie 50. 1900 waren Ausländerinnen, die Hälfte von allen studierte in Paris. Im Verhältnis zur Bevölkerungsziffer gab's also in Frankreich augenblicklich beträchtlich mehr weibliche Bildungsbeflissene als in Deutschland.

Was außer dem Studieren sonst noch zum deutschen Studenten gehört, ist bekannt. Das kommentmäßige Saufen von schlechtem Dünnbier scheint mir aber weder spezifisch studentisch, noch spezifisch männlich zu sein. Denn der den Studenten andrer Länder ist dieser Modus unbekannt, und daß die Frauen dem Alkohol gerade so gut zu huldigen verstehen, falls sich ihnen die bequemen Gelegenheiten dazu bieten, lehrt uns die Kulturgeschichte und Völkerkunde. Was veranlaßt nun wohl studierende Frauen, den üblichen Hochschul-Zug mitzumachen? Es handelt sich dabei doch um kleine Nachäfferei aussterbender Äußerlichkeiten, auf die sich die sudanischen Tschitscha-Trinker der Pampas erheblich besser verstehen. Im Grunde muß man Hans Delbrück Recht geben, der sich in den Preußischen Jahrbüchern über den wenig originellen Unfug entsetzte.

Schon die Beteiligung an dem Fackelzug war recht unschön: der Studiosa stehe beim Fackelzug schon schlechtesten Rock an oder lehnt ihn gar um, um ihn zu schonen — ein Mädchen, das sich mit Absicht schlecht anzieht, vergibt ihrem Geschlecht etwas —, und der Anblick, der von dem Publikum mit komischem Jubel aufgenommen wurde, soll auch recht abschreckend gewesen sein. Schließlich gibt es dabei auch leicht kleine Zusammenstöße mit dem Janhagel, denen die Tochter eines guten Hauses sich nicht freiwillig aussetzt. Nun aber gar die Beteiligung an dem Kommers: mitten unter den Tischen mit Studenten ein Tisch mit Damen im Bierqualm. Der Kommers gehört wohl zum Studenten, aber doch wohl nicht zum Studium. Zum Kommers gehören Biertrinken und Rauchen, und zum Schluß ist es unvermeidlich, daß auch manche des Guten etwas

343. Die Vorsitzende. Lithographie von H. Daumier

zu viel hat: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!" Schickt es sich, daß unsere jungen Damen sich dagegen benehmen? Es dauerte auch nicht so sehr lange, so saßen sie nicht mehr an ihrem Tisch, sondern allenthalben zwischen den Herren. Auf einem Ball sehr hübsch, aber nicht auf einem Kommers — weder für die Damen noch für die Herren. „Der Gott der Eisen wachsen ließ," wurde gesungen, die herrliche Hymne, aber wo soll die getragene Stimmung herkommen, wenn es von Frauenstimmen gesungen wird? Das ist Parodie und muß in Parodie enden. Ich habe schon fragen hören, ob der Damenchor singe „virginus dum sumus" (So lange wir noch Jungfrauen sind). Oder ob, wenn das schöne Lied steigt, „Der Papst lebt herrlich in der Welt", heute Reihe gemacht wird. Der deutsche Studentenkommers ist einzig durch seine Vereinigung von Ernst und Ausgelassenheit, Begeisterung und Betrunkenheit. Studentinnen, die ihn besuchen, verderben den Kommers, belästigen die Studenten und erniedrigen sich selbst. Ich hoffe, daß die Studentinnen das künftig selber einsehen, und wenn nicht, daß unsere Studentenschaft die Entschlossenheit haben wird, den Unfug nicht wieder zuzulassen. Man mag es für den reformierten Fortschritt halten, daß den Frauen die Hochschule geöffnet sind, aber auf den Kommers gehören sie so wenig wie auf die Mensur. Vielleicht wird man finden, daß ich die kleine Verirrung zu wichtig genommen habe. Aber ist schon für den Mann Takt und Geschmack ebenso wichtig wie gelehrtes Wissen, so ist bei der Frau ein Verstoß gegen Takt und Geschmack durch noch so viel gelehrtes Wissen nicht aufzuwiegen. Jedes Symptom, das darauf hindeutet, daß das Universitätsstudium die Frauen in ihrer Weiblichkeit schädige, ist daher vor die Öffentlichkeit zu bringen und zu bekämpfen.

Ich halte es nicht für meine Aufgabe, hier einen vollständigen Abriß der modernen Frauenbewegung zu geben. Er ist bis zum Überdruß verschriftstellert und führt immer dieselben großen Namen vor, von Anna Maria Schurmann bis Madame Curie. Manche Autorinnen holen weiter aus, beginnen bei der Sappho und schließen mit sich. Ende gut, alles gut. Die Darstellungen haben immer den gleichen Mangel: sie suchen krampfhaft nachzuweisen, daß die Frau zu gesellschaftlicher und politischer Gleichberechtigung hinaufsteige und daß sich mit der endlichen Erfüllung dieser „Höherentwicklung“ auch das Liebesleiden für die Frau besser gestalten werde. Ich habe von den verschiedensten Gesichtspunkten aus nachgewiesen, daß derartige Hoffnungen Chimären sind. Es wäre mehr angebracht, wenn sich die Frauen den wahrhaft großzügigen gesellschaftlichen Niedergang ihres Geschlechts vor Augen halten wollten. Und daß die Gründe einzig im Liebesleiden liegen. Statt dessen zerbrechen sie sich vergeblich den Kopf darüber, woran es liege, daß die Frauen bisher keine den Männerleistungen ebenbürtigen Geistesschöpfungen hervorgebracht haben. Und wieder fügen sie zu den vielen frommen Hoffnungen eine neue: es werde sich schon noch machen, wenn das Studieren den Frauen erst mal richtig so frei stünde wie den Männern. Selbst die kritische Lily Braun faßt ihre Ansicht dahin zusammen:

Überblicken wir die wissenschaftlichen Leistungen der Frau im allgemeinen, so werden wir zugeben müssen, daß sie sich zwar häufig über den männlichen Durchschnitt erhoben, daß sie hie und da sogar den besten männlichen Leistungen gleichzustellen sind, daß aber nicht eine einzige gelehrte Frau einem Newton oder Galilei, einem Spinoza oder Kant ebenbürtig ist. Die Beschränktheit des inneren und äußeren Lebens, die einseitige Erziehung, die unzureichende Ausbildungsmöglichkeit, die fast unüberwindlichen der Frau entgegenstehenden Vorurteile gehören zweifellos zu den Hauptursachen, durch die manche Begabung im Keime erstickt wurde, daß aber kein einziges Genie, wie so manches unter den Männern, alle Widerstände zu überwinden vermochte, bleibt doch zunächst unerklärlich. Selbst unter den Pädagogen, deren Wissenschaft der weiblichen Natur am nächsten stehen sollte, sind die Pfadfinder — die Rousseau, Pestalozzi, Fröbel — Männer gewesen. Und die Philosophie vollends weiß nicht einmal eine Frau von auch nur nennenswerter Bedeutung auf. Trotz dieser feststehenden Tatsachen werden wir in unseren Folgerungen vorsichtig sein müssen. Erst die Erfahrungen einer jahrhundertelangen, der männlichen gleichwertigen Erziehung und Ausbildung, einer unbeschränkten Entwicklungsmöglichkeit nach allen Richtungen hin werden zu untrüglichen Schlüssen führen können.

Nein. Wir brauchen in unseren Folgerungen nicht länger vorsichtig zu sein. Es wäre Selbstbetrug auf Seiten der Frauen und Rückständigkeit auf Seiten der Männer. Wenn mal ein weiblicher Kant Nummer Zwei auftritt, so soll man nachsehn, ob es kein Hermaphrodit ist. Aber die Frauen reden so viel vom Geistigen, weil sie nicht mehr den Mut zu ihrer eigentlichen Macht haben, weil sie die geniale Macht, die die höchste ist, mit schlecht machen

344. Die zerstreute Dichterin. Lithographie von H. Daumier

49*

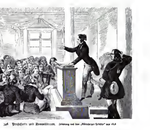
345 Saal und Galerie Deutsche Karikatur von 1848

helfen, indem sie so viel vom Geistigen reden. Der stärkere Geist der Männer wird jedoch nur von der genialen Macht der Weiber bezwungen. Denn er ist nun so geartet!

Ich schrieb einmal einer Dame: Wie ein Meer ist der Geist des Mannes. Die Unendlichkeit deckt von seinem Horizont her und kristallen purpurt sich die Tiefe und er ist stetig da, weil er das Sein ist. Der Wind aber ist wie der Geist des Weibes. Er schläft oder er hüpft und ist unstät. Sein Wehen ist Laune oder Unkraft. Er hellt Bläuen auf oder er schleift den Rabenfittich der Wolkennacht. Meer und Wind, sie spielen miteinander. Aber der Riese liegt wie tot und seine Weite ist unfruchtbar, wenn ihm der listige Schalk nicht den Wogenkamm kitzelt. Wenn sie zusammen rasen, spritzt der Gischt der Leidenschaft himmelan in die hehre Windsbraut — —

Aber es ist erwiesen, daß Mann und Liebe den Geist der Frau nicht zu befruchten vermögen. Warum genügt den Frauen der Triumph nicht, daß sie als Wind den Geist des Mannes fruchtbar machen können, der diese Befruchtung so bitter notwendig braucht und ohne sie steril bleibt? Zeigt nicht die „geistige“ Richtung der modernen Frau gerade ihre — Dummheit?

Das muß man indes den Frauen lassen: wenn es gilt, durch irgend einen Beruf eine Selbständigkeit zu erringen, sind sie erfinderisch genug. Ist es traurig, wenn man mit ansehen muß, wie Not und Ausbeutung sie an den Schubkarren, ins Bergwerk oder aufs Baugerüst zwingt, so läßt sich andererseits nichts dagegen einwenden, wenn eine freie Wahl sie zu Tätigkeiten führt, in denen man sich gemeinhin nur Männer vorstellen kann. An der bretonischen Küste sollen gegen 3000 Frauen auf Fischerbooten tätig sein, und jede einzelne von ihnen braucht dazu eine umständ-



346 Professoren und Kommilitonen. Zeichnung aus dem „Nürnberger Trichter" von 1848

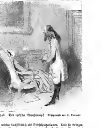
liche Spezialabteilung des französischen Marineministers. Ein österreichischer Dampfer soll einmal auf der Überfahrt von Mexikoküste nach Philadelphia eine „Bemannung" von türkischen Frauen gehabt haben. In Paris gibt es eine Mäusezüchterei, die eine vorzügliche Mäuserasse zu 75 Centimes bis 1 Franc das Stück an die klinischen Laboratorien verkauft und einen förmlichen Arbeitsbetrieb hat. Auch eine Ameisenzüchterin gibt es dort, die mit gekelzten Männern arbeitet, sie liefert den Vogelhändlern die sogen. Eier d. h. Ameisenpuppen. Kapitalistischer ist der Betrieb der amerikanischen Farmerinnen. Da ist eine Mrs. K., die hat eine Besitzung, wie der Reporter von drüben zu erzählen weiß, so groß, daß der Drahtzaun auf der einen Seite 40 englische Meilen lang ist und man anderthalb Stunden zu Pferde braucht, um quer hindurch zu kommen. 1200 Pferde brauchen ihre Cowboys, um die Herden zu bewachen, und sie könnte ihren Namen unter einen Zwanzigmillionenscheck setzen. Aber sie hat eine Konkurrentin, das ist die „schöne" Mrs. C., die Rindviehkönigin von Montana, die, als sie noch jung und noch nicht schön war, Büffel jagte und mit den Indianern kämpfte, einen Hieb mit dem Tomahawk in die Seiten bekam, dann Köchin und Kundschafterin und schließlich Rindviehkönigin wurde und, trotzdem sie ihren Namen unter einen Fünfundzwanzigmillionenscheck setzen könnte, noch immer ihre Ochsen eigenhändig nach Chicago auf den Markt bringt. In Rußland besaßt wiederum die Aufgabe, mehr die Zweifüßler zum Gefolgheil anzuhalten, der Reporter scheint allerdings nicht zu wissen, daß man im Petersburger Deutsch „Unterhaltdame" sagt für — femme entretenue

Ein ganz neuer Beruf für junge Damen hat sich in Rußland entwickelt. Die jungen Mädchen bieten sich Familien und geselligen Kreisen bei Festlichkeiten als „Dame der Unterhaltung“ an. Ähnliches besteht schon in Amerika und England, jedoch ist dieser eigenartige Beruf keineswegs nur mit vergnüglichen Stunden zusammengesetzt, sondern ganz außerordentlich anstrengend und schwer zu befriedigen. Die jungen Damen müssen in eleganten modernsten Toiletten erscheinen, natürlich auch eine schöne Erscheinung darstellen, in Musik und Konversation wohl beschlagen sein und vor allem das Talent besitzen, unermüdlich für eine heitere Unterhaltung zu sorgen, so daß die ganze Gesellschaft in guter Stimmung bleibt und nirgends die so gefürchtete Langeweile aufkommt. Natürlich wird auch Abwechslung verlangt, um die Gesellschaft nicht in einer Schablone zu zwängen. Das wieder erfordert eine gewisse Erfindungsgabe. Allein in Petersburg sollen über hundert junge Damen auf diese Weise ihr Brot verdienen. Sie werden je nach ihren Leistungen honoriert, einige außerordentlich hoch.

In London gibt es die sogen. Eierhändlerin, die aber ziemlich findig sein muß. Sie kauft billig von den Grossisten die zweifelhaften Hühnerprodukte, wäscht sie frisch an und verkauft sie immer noch billig, aber doch mit Profit den kleinen Krämern des Ostens, die sie dann nicht an Premièren-Besucher, sondern an bedauernswerte Proletarierwägen weiter verschachern. Die Schuh-Austreterin nimmt in London 2,50 M. für das Paar und weitet angeblich 36 Paare in der Woche aus zur Befriedigung ihrer Auftraggeberinnen, die englischen Damenschuhwarengeneraloure sollen ein Protest-Meeting gegen diesen neuen Beruf beabsichtigen, der sie um das eigene Wissen liefere. Seltener ist schon die Fähigkeit, den verschwundenen Glanz echter Perlen durch Tragen dieser Kostbarkeiten auf der bloßen Haut wiederherzustellen, eine gewisse Dame von so wunderbaren Eigenschaften soll viele Geburts- und Geld-Potentaten zu ihren Kunden zählen. Dieser Beruf ist entschieden mit

347 Die Frau Rittmeister. Deutsche Karikatur von 1910

weniger Reiz verknüpft als die Hebung versenkter Schätze, die jetzt wieder Mode wird und deshalb auch die Frauen begeistert. 500 Meilen westlich von Panama soll nebst anderen schönen Sachen auch eine Madonnenstatue aus reinem Golde zu finden sein, so schwer, daß drei Männer sie nicht vom Platz schaffen können. Daher machten sich kürzlich zwei Frauen auf, um sie zu bergen. In den Vereinigten Staaten gab es bisher eine Tätigkeit, die ein weißhäutiger Mensch prinzipiell nicht betrieb, um den früheren Unterschied zwischen Herren und Sklaven wenigstens in einem Punkte weiter zu markieren. Auch hierin haben die Frauen Bresche gelegt.



348. Der typische Blaustrumpf. Lithographie von H. Daumier

Man weiß, daß viele unbemittelte amerikanische Studenten in den Sommerferien sich als schlichte Arbeiter oder Kellner verdingen, um die Mittel zur Fortsetzung ihres Studiums zu erlangen; aber diese aufopfernden Jünger der Wissenschaft werden noch von den Studentinnen des Wellesley College von Boston übertroffen. Denn diese Töchter der Alma mater haben durch gemeinsamen Beschluß jetzt einen Beruf ergriffen, der in ganz Amerika verachtet ist: sie wirken buchstäblich als Stiefelputzerinnen. Und sie bringen dieses Opfer nicht für ihre persönliche Zukunft, sondern für einen gemeinnützigen Zweck: für den Bau eines neuen Collegegebäudes. Um die nötigen Mittel für diesen Neubau zu sammeln, sann man lange auf ein Verfahren, das auch die Aufmerksamkeit und damit das Interesse der Öffentlichkeit erregen könnte. Und das Ende war der gemeinsame Beschluß, das „so niedrige" Amt eines Stiefelputzers zu übernehmen, also eine Beschäftigung, die in ganz Amerika nur den Negern zufällt. Die jungen Damen mieteten in einer der Hauptstraßen einen kleinen Laden und in diesem Stiefelputzladen der Hochschülerinnen des Wellesley College kann sich jeder für 25 oder 50 Pfennig die Stiefel putzen lassen. Aber die jungen Damen, die so tapfer alle Standesvorurteile und alle persönliche Eitelkeit der Erreichung eines gemeinsamen Zieles opfern, haben auch richtig kalkuliert. Jung und alt drängt man zu diesem Stiefelputzladen, und es gilt als Ehrenpflicht, sich wenigstens einmal von den tapferen Studentinnen die Stiefel blank putzen zu lassen. Der reiche Mann erweist dann auch hochachtend der Arbeit der Studentin seine Hundertdollarnote, der kleine Bürger seinen Dollar, aber keine der jungen Damen wird auch nur einen Cent nehmen, ehe sie die Stiefel nicht wirklich blitzblank gemacht hat. Da aber der Neubau des Collegehauses [illegible] Dollar erfordert, werden die tapferen Mädel trotz der Freigebigkeit mancher Herren noch viele paar Stiefel putzen müssen, ehe ihr Ziel erreicht ist.

Die entgegengesetzte Note zeigt die Berufstätigkeit einer Engländerin.

Wer in England längere Zeit die großen Wettrennen und die Springkonkurrenzen regelmäßig besucht, wird stets bei diesen Sportveranstaltungen eine junge Dame bemerken, die durch ihre Kleidung auffällt. Sie trägt ein vollkommenes Kautschukkleid und darüber einen fast bis zu den Füßen hinabreichenden Kautschukmantel, und stets beobachtet sie mit dem lebhaftesten Interesse alle Vorgänge auf dem grünen Rasen. Dabei interessiert sie sich im Grunde gar nicht für Sport; erst wenn ein Pferd an ein Hindernis zu galoppieren oder eines der Tiere stürzt, kommt Leben in die stille Beobachterin: sie springt in einen kleinen zweiräderigen Wagen, der stets angeschirrt in ihrer Nachbarschaft steht, und steuert dann im schärfsten Trabe auf die Unglücksstätte

349. Das Recht auf Hausfrieden
Zeichnung aus den „Fliegenden Blättern" von 1890

zu. Die junge Dame, die schon oft die Neugierde der Laien des Rennsports erweckt hat, ist Miß Mary P., die wohl den eigenartigsten Beruf ausübt, den je eine Frau für sich erwählt hat. Miß Mary P. ist die Pferdetöterin von England, und ihr Beruf ist es, den bei den Rennen verunglückten Pferden einen kurzen, möglichst schmerzlosen Tod zu verschaffen. Keine sorgsame Rennkleidung verhindert es, die erfahrene junge Dame zu jeder Veranstaltung einzuladen, und sie erhält für ihre Anwesenheit jedesmal zwanzig Mark Honorar. Ereignet sich ein Unglücksfall, so fällt sie das Urteil über das Pferd. In langjähriger Erfahrung hat sie sich eine verblüffende Sicherheit der Diagnose angeeignet. Ihr Urteil gilt als unantastbar, und in allen englischen Pferdekreisen respektiert man die tapfere Dame als eine Autorität, wie der jeder Tierarzt bereit ist. Ist das Pferd nach ihrem Urteil verloren, so verkürzt sie die Leiden des armen Tieres durch einen kurzen Wohltätigkeitsschlag, der sofort den Tod herbeiführt. Für jede besondere Hilfeleistung erhält sie weiterhin ein Extrahonorar von zwanzig Mark. Miß Mary P. ist seit Jahren eine temperamentvolle Verkämpferin der Tierschutzbewegung in England, und ihr Wirken auf den Rennplätzen und in den Reitställen hat schon manchem Pferde einen langwierigen und schmerzvollen Todeskampf erspart. Bei der großen Verbreitung des Reitsports in England verfügt Miß P. über ein recht gutes Einkommen, um das mancher Mann die junge Dame beneiden könnte.

Ich habe bereits am Schluß des VII. Kapitels zu der Bemerkung Anlaß gehabt, daß die Amerikanerin der Vereinigten Staaten in der Emanzipations-Bewegung unstreitig einen gewissen Vorsprung gewonnen hat. Sicherlich ist die Freiheits-Statue, die den Einfahrenden im New-Yorker Hafen begrüßt, nicht der Grund davon. Nirgends sind die Klassengegensätze ungeheuerlicher, als hinter dem Rücken dieser Freiheit. Auch daß die preußische Einteilung der Eisenbahnwagen drüben unbekannt ist, kann's nicht allein ausmachen; der Nigger gehört ja aufs Trittbrett, und der Ölkönig oder Konservenkaiser hält sich seinen eigenen Zug. Die Demokratie offenbart sich darin, daß der Präsident dem schmierigsten Individuum die Hand schüttelt und an europäische Dynasten telegraphiert: Halloh! wie geht's? Bin sehr erfreut, von Ihnen zu hören! Dafür kaufen sich die Damen, die sich's leisten können, einen richtig gehenden Herzog mit oder solchen Schulden und lassen sich fertig tätowieren.

So sehr sich auch die Yankees in der Öffentlichkeit geschlechtslos gebärden, so glaube ich doch, daß der Grund der Frauenübermacht bei ihnen rein erotisch ist. Diese Übermacht stammt noch aus der Zeit, wo es in den meisten Gegenden „verflucht" wenig Frauen gab und die Männer tatsächlich auf eine unwürdige Konkurrenz angewiesen waren, die zeitweilig ganz groteske Formen angenommen hat. Besonders im aufblühenden „fernen Westen". Damit stimmt überein, daß die Weiber in der Regel nur so lange die dominierende Rolle spielten, als sie einigermaßen begehrenswert waren. Die „old woman" wurde meist verächtlich behandelt. Derartige Konstellationen lassen sich nicht so leicht wieder verwischen, zumal die Frauen die günstige Gelegenheit ausnutzten und sich allerhand Privilegien sicherten. Vor allem haben sie die Erziehung in ihre Hand genommen. Ein dortiger Fachmann versichert, daß die Lehrerschaft der öffentlichen Schulen zu 75 Prozent aus Frauen bestehe, an manchen Orten sogar zu 90 Prozent. Henry (Hans) Urban, ein deutsch-amerikanischer Journalist, beurteilt die ganze Sachlage folgendermaßen:

Die Emanzipierten von 1844 Modekarikatur von Grandville

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

Die despotische Herrschaft der Frau im öffentlichen Leben hat bisher noch eine amerikanische Sondererrungenschaft gezeitigt, auf die man unendlich stolz war und die Amerika vom angeblich rückständigen Europa mit seiner „barbarischen“ Ritterlichkeit unterschied. Das Vorhandensein dieser Frauenherrschaft wird freilich nur demjenigen offenbar, der unter Amerikanern ständig lebt und sich den kritischen Blick durch den herrschenden Dollarglanz nicht trüben läßt. In der Familie ist die Stellung von Frau und Tochter oft zärtlich idealisiert, die des Mannes eine demütig-untertänige. Ich kenne Familien, in denen der Mann nichts ist wie eine Dollarmaschine und stets im Bewußtsein dieses Maschinentums. Dem ganzen Liebesleben ist ein feministischer Stempel aufgedrückt. Wenn der Amerikaner liebt, so verwandelt sich der nüchternste Dollarmann in einen süßlichen schwärmenden „Cavaliere Servente“ von masochistischer Färbung, der alle Launen der launigen Angebeteten wonnig über sich ergehen läßt. Die ganze Literatur spiegelt dieses Herrschaftsverhältnis des Mannes wider. Auf der Bühne und im Roman spielt der Verliebte mit eine für europäischen Geschmack unleidlich weibliche Rolle, namentlich in der Literatur aus weiblicher Feder. Tatsache ist, daß der Feminismus die Literatur so knechtet hat, daß alle Schöpfungen auf den unkritischen weiblichen Geschmack zugeschnitten sind und vor allem der amerikanischen Prüderie im Sexuellen Rechnung tragen. Man könnte die amerikanische Literatur (und die Kunst überhaupt) asexuell nennen. Jede gesunde Sinnlichkeit fehlt ihr. Zwischen männlichen und weiblichen Werken ist kaum ein Unterschied. So erkläre ich mir auch die Abwesenheit wirklich großer und monumentaler Kunstleistungen. Das Männliche, das diese Leistungen anderswo mitbedingt, ist in Amerika entweder verweiblicht oder entartet. Die Haupttriebkräfte des weiblichen Produktionsumfangs des gegenwärtigen Amerika vergewaltigend sind die Frauen. Sie terrorisieren die Männer und die Männer wagen keinen Widerstand zu leisten, weil sie von Kindheit an gelehrt wurden, selbst die tollsten weiblichen Torheiten widerstandslos zu dulden. Ich erinnere daran, daß eine der ersten Anstandsregeln für den amerikanischen Knaben lautet: „Never contradict a lady“. Einem weiblichen Wesen auch nur zu widersprechen, gilt als Gipfel der Ungezogenheit. Daher steht ein Mann, wenn eine Dame (oder selbst ein Backfisch) auf der

350 Gemischte Garde. Wiener Lithographie von 1848

351 „Lieber Mann, gib nur gut auf die Kinder acht. Der Cousin wird mich schon nach Hause begleiten!“

Karikatur von Cajetan. Aus der Wiener Theaterzeitung von 1848

Fuchs-Kind, Weiberherrschaft 50

352. Rikschaw-Kalb in der Weltausstellung
Lithographie von R. Kirchner 669

Straße mit ihm spricht, oftmals mit recht festem Haupt vor ihr bis sie weiter geht. So wurde ferner durch den Kongreß die Kantine im amerikanischen Heere abgeschafft weil die Temperenzlerinnen das wollten. Der überreichliche Fleischgenuß in Amerika ist kulturwidrig und ein nationaler Schaden. Er könnte sogar den Bestand des Volkes bedrohen, wenn Amerika einmal einen ernsthaften Krieg zu bestehen und einem Feinde mit unverdorbenen Männern verweiblichte Männer entgegenstellen müßte.

Ich lasse hier einmal den Reporter „voll und ganz" zu Worte kommen, während ich sonst immer die „zeitgenössische" Berichterstattung auf den greifbaren Tatsachen-Rest zusammengestrichen habe. Des Beispiels wegen. Man fühlt die tödliche Flut der aufgeblasenen Schlagworte: hörig, läppisch, entmannlicht, verweiblicht, entartet, kulturwidrig, und dagegen plötzlich die „gesunde Sinnlichkeit" und „neurasthenische" Kunst! Mit diesem Dutzend Klischees geht die gesamte Journalistik der Welt seit langem hausieren, während die Gesinnungen wenigstens alle Vierteljahre wechseln. Die fortgeschrittene Hefe einer abgewordenen Scheinwissenschaft ist diesen Denkern gerade mundrecht, sie kriegen danach einen Rückschluß, daß alle Heeresspalten von dem Gesamt überlaufen. Der „Bestand" des amerikanischen Volkes ist bedroht. Annektieren wir das verweiblichte Ländle nur schleunigst! Die „unverdorbenen" Männer Preußens stehn nicht mit dem Hut in der Hand vor einem Backfisch (falls es nicht die Tochter vom Chef ist!), der unverdorbene Sergeant Preußens darf bei der Übung zum verlobten Dragoner sagen: „Sie liegen ja da, als wenn Sie mit Ihrer Fotze zusammen im Gras lägen!" und wenn sich der Dragoner das bei dem „Herrn Sergeanten" verbittet, so kriegt der Dragoner auch vom Oberkriegsgericht seine vierzehn Tage strengen Arrests wegen Achtungsverletzung bestätigt (Verhandlung vom Juli 1913). Für diejenigen, die nicht berlinisch verstehn, erkläre ich hier klar und deutlich, daß Fotze so viel bedeutet wie liederliches Stück Frau. Der Dragoner sprach von „Braut". Achtungsverletzung! Strenger Arrest und die dazu gehörigen Folgen! Verweiblichung. Entartung. Unverdorbene gesunde Sinnlichkeit. Immer feste!

Bleiben wir lieber bei Onkel und Tante Sam. In 5 Staaten der Union haben die Frauen völlig gleiches Wahlrecht mit den Männern. Es sind Washington mit 175000 Wählerinnen, Kolorado mit 120000, Utah mit 60000, Idaho mit 30000, Wyoming mit 25000. Kansas, Arkansas, Californien und Oregon sind wohl inzwischen gefolgt. Wie man sieht, sind alle neun Staaten „westliche" (Washington ist nicht die Bundeshauptstadt, sondern der Staat in der nordwestlichsten Ecke der Union), was meine Annahme von der westlichen Weiberherrschaft bestätigt. Wie sich diese Herrschaft im einzelnen ausnimmt, ist aus folgendem Bericht zu ersehn, falls er volles Vertrauen verdient.

Die Stadt Hunnewell in Kansas dürfte wohl die erste Stadt der Welt sein, die sich einer ausschließlich aus Frauen bestehenden Kommunalverwaltung rühmen kann. Die erste Sitzung der neugewählten Stadtverordnetenversammlung gab der präsidierenden Bürgermeisterin Ellen Wilson Gelegenheit zu einer fulminanten Philippika gegen die Herren des bisherigen Stadtrats, der angesichts des Mißtrauensvotums des Wahlkörpers in corpore vom Amte zurückgetreten ist. „Unter dem infamen, der Korruption nur allzu zugänglichen Männerregiment", verlautete nach den Berichten der amerikanischen Zeitungen die streitbare Bürgermeisterin von Hunnewell, „ist das Leben hier geradezu unerträglich geworden. Es war die höchste Zeit, daß sich die Frauen von Kansas zum Schutze der öffentlichen Moral zusammengeschlossen." Mit sich steigernder Heftigkeit eiferte die sittlich entrüstete Dame dann gegen die die Stadt verpestenden Spielhöllen, zeigte den verderblichen Einfluß, den sie auf die heranwachsenden jungen Leute ausüben, und geißelte, als diese Brutstätten des Spiellasters durch Auferlegung einer Erdrosselungssteuer zu vernichten. Und ein nicht minder energischer Krieg wurde gleichzeitig dem Verschleiß alkoholhaltiger Getränke angekündigt. Die Frau Bürgermeisterin machte der Versammlung weiterhin bekannt, daß sie ihre Busenfreundin und Nachbarin Rosa Osborne zur Leitung der städtischen Polizei berufen habe, die den Beweis erbringen würde, daß der Krebsschaden der Korruption und Erpressung, der unter dem Schutze der Herren Stadtväter so üppig gewuchert, von dem weiblichen Sicherheitschef bald ausgerottet sein würde. Frau Osborne hat in der Tat bereits in den ersten vierundzwanzig Stunden ihrer Amtsführung die Polizeigewalt so nachdrücklich geübt, daß den Wirtinnen und Barmädchen der Schreck in die Glieder gefahren ist. Eine nächtliche Razzia, die sie unter Aufgebot der gesamten Polizeimacht der Stadt in den das Licht der Öffentlichkeit scheuenden Spielhöllen veranstaltete, hat zu zahlreichen Verhaftungen geführt, und die Besitzer der Kaffee- und Spiellokale zweifeln keinen Augenblick, daß die energische Polizeipräsidentin ihr Versprechen, Trinker und Spieler aus Hunnewell zu verbannen, zu furchtbarer Wahrheit machen wird.

353 Abgesessen
Schokoladenbild nach einem Gemälde von Aubré 1891

Da die Bürgermeisterin der guten Stadt Hunnewell nur nach Spiel- und Trinkstätten zu fahnden verstand, dürfte wohl in puncto puncti schon vorher alles stubenrein gewesen sein. In New-York sind dagegen noch andere Aufgaben zu erfüllen.

Seit Anfang des Jahres 1912 genießt New York den Schutz dreier weiblicher Polizisten, dreier „Schutzfrauen", die von dem Sheriff Julius Harburger feierlich mit den Insignien ihres neuen Amtes versehen worden sind. Die drei unternehmenden Damen, die als Hüter der Ordnung ihres Amtes walten werden, stehen in der Mitte der dreißiger Jahre; es sind Frau John S. Crosby, Miß Cornelia Steinmetzen, die der Liga für Frauenstimmrecht angehört, und Miß Patersen, die bisher als Journalistin tätig war. Alle drei leisteten den Amtseid, worauf der Sheriff ihnen feierlich erklärte: „Von diesem Augenblick an können Sie Ihre Autorität geltend machen, wo immer die Gesetze verletzt werden. Sie zeigen Ihre amtliche Beglaubigung vor und führen die Schuldigen in Haft. Den größten Nutzen werden Sie stiften können, wenn Sie junge Mädchen in öffentlichen Lokalen beschützen, wenn Sie besonders darauf achten, daß die Gesetze gegen den Verkauf von Alkohol an Kinder streng innegehalten werden, wenn Sie darüber wachen, daß die Fabrikgesetze erfüllt werden." Mit Ungeduld wartet nun ganz New-York auf die erste Verhaftung durch diese weiblichen Polizisten. Der Sheriff
25*

hat inzwischen von anderen wagemutigen Damen eine große Reihe von Gesuchen um Anstellung erhalten und er erklärt, daß er bereit sei, tausend weibliche Polizisten anzustellen, wenn sich genug Bewerber melden. Die „Schutzfrauen" werden auch in Fällen, in denen die reguläre Polizei vor schweren Aufgaben steht, wie etwa bei Volksaufständen und Unruhen herangezogen werden. Sie erhalten dann Revolver und Polizeiknüppel als Ausrüstung. Auch die Überführung verurteilter Verbrecher zum Gefängnis wird ihnen übertragen.

Über den Gummiknüppel, den die Polizistinnen New-Yorks von Amts wegen schwingen, wird eine letzte Kategorie von bewegten Frauen nur mitleidig lächeln. Sie nennen sich selbst Suffragetten d. h. Stimmrechtlerinnen, die Zeitungen aber zanken Schiller und singen Hosanna. Ihr Hauptquartier haben sie in London aufgeschlagen, gelegentlich machen sie auch kleine Vergnügungs-Exkursionen in die Umgegend. Was wollen diese Frauen, die wohl fast alle keinen Mann haben? Votes for women! ist ihr gellender Schlachtruf. Und daran Männer und Weiber, daß sie am Abend ihres Lebens auf ein ganzes Dutzend Stimmzettel zurückblicken dürfen, die sie in eine Suppenterrine oder Zigarrenkiste hineingelegt haben? Welches Recht, sobald sie es ausüben dürfen, wahrscheinlich der größere Teil von ihnen mit der üblichen Indolenz ignorieren wird. Kann sich das Weib, selbst in einem parlamentarisch regierten Männerstaate, etwas Nennenswertes davon versprechen, daß einige von ihm gewählte Abgeordnete ins Unterhaus einziehen? Alle die Suffragetten, die jetzt an einem Strang ziehen, werden sich hernach zersplittern und gegeneinander aufstehen, wenn endlich eine kleine Reform zur Veränderung der Lage des weiblichen Geschlechts in Erwägung gezogen werden sollte. Abgesehen davon, daß das Oberhaus einfach den Kopf schütteln könnte. In der Tat, sie haben, außer ihrem Schlachtruf, für ihr verrücktes Gebahren gar kein gemeinsames und redliches Interessen-Programm, wohl aber haben sie einen inneren Grund zu ihrem Handeln. Der Grund ist die maßlose Unterdrückung alles Geschlechtlichen im öffentlichen Leben des modernen Englands. Auch die Amerikaner der Vereinigten Staaten sind in Kunst und Wissenschaft und allen Debatten, die außerhalb der privaten vier Pfähle stattfinden, geradezu lächerlich studentenhaft. Aber die Frau hat bei ihnen in der Praxis reichliche Äquivalente, die ihr gestatten, sich in ihrem erotischen Machtgefühl auszuleben und innerliche Befriedigungen als Geschlechtswesen zu genießen. In keinem Lande jedoch ist die unverheiratete Frau der großen bürgerlichen Mittelschicht erotisch so aufs Trockene gesetzt wie in England. Der Roman, der Sonntag, das Theater, die populäre Kunst und Illustration, die Konversation, alles ist sorgfältig und ausgesucht prüde. Einfuhr von kontinentaler Sittlichkeit irgend welcher Ausdrucksform ist nicht gestattet. Die besten Witzblätter stehen schon längst in gewisser Hinsicht auf dem Niveau der Meggendorfer. Rowlandson und Gillray haben nie eine erotische Karikatur gezeichnet d. h. man schweigt sie tot. Ein ehrenwerter Schriftsteller mit weißen Haaren mußte ins Gefängnis, weil er eine Übersetzung von Zola herausgab. Das Schlimmste ist, daß die sachliche und ernstgemeinte Diskussion des Erotischen nicht erlaubt ist. Keine Zeitung, Revue, Broschüre noch irgend ein Werk darf es wagen, derartige Fragen zu behandeln. Sogar die medi-

351 Das Ehejoch. Französische Karikatur

355 Stimmrechts-Hyänen Radierung von Walter Bernard

zynischen Abhandlungen von Havelock Ellis sind verpönt, sie müssen in Amerika gedruckt werden. Ja, ist es unter diesen Umständen nicht selbstverständlich, daß die Suffragetten-Bombe endlich explodieren mußte? Die Unterdrückung jeder natürlichen geistigen Befriedigung mußte dazu führen, daß bei einem Teil der Frauen der furor uterinus ausbrach. Das gedankenlose Geheul „Votes for women" ist ein echt englisch-prüdes Stichwort für den unklaren Drang: Gebt uns etwas Sexualbefriedigung! Die ganze Bewegung wurde schnell und deutlich zu einer psychischen Erosion. Sie lechzten danach, und als sie davon gekostet hatten, fanden sie, es sei besser als gar

nichts. Bald kam die Ekstase des Sadismus und Märtyrertums. Man kann mit Sicherheit sagen, daß die Frauenbewegung in keinem andern Lande solch gemeingefährliche Exzesse hervorbringen wird, weil in keinem andern die gleichen Ursachen vorliegen. Bei uns wenigstens nicht. Unsere „Sittlichkeits“-Bewegung hat allerdings dies edle Ziel vor Augen. — Anfangs begnügten sich die Suffragetten mit den bekannten Aufzügen.

Eine Riesendemonstration für das Frauenstimmrecht fand am Sonnabend in London statt. Sie bestand aus drei Zügen, die von Osten und Westen her zum Hydepark, dem Rendezvousort, einmarschiert kamen. Die östliche Prozession hatte sich besonders fein herausgeputzt. Gleich hinter der berittenen Polizei ritt die Suffragettengeneralin Drummond, dann folgten die (?) „Heiden von Holloway“ und eine andere Gefangenen angeführt von den Damen Lawrence und Pankhurst. Hierauf kamen die Mädchen und Frauen mit Plakaten und Polette, denen eine lange Reihe von bekannten Schauspielerinnen folgte. Eine Anzahl von Klubs, die für Frauenrechte eintreten, hatten große Abordnungen geschickt. Ebenso waren die Frauenrechtlerinnen Neuseelands, Australiens, Südafrikas, Amerikas, Norwegens, Deutschlands, Schwedens, Frankreichs, Italiens und Ungarns durch Abordnungen vertreten. Die Iren erschienen in Orange- und grünen Farben, mit einer Pfeiferbande an der Spitze. Der Westzug war ebenso zahlreich wie der vom Osten kommende, aber nicht so malerisch. Er zeichnete sich durch eine große Anzahl hübscher Banner und em(?)ischer Standarten aus. Im dieser Zuge war der Schlüssel zur Bedeutung der Demonstration, die endlich erscheinende „Gerechtigkeit“. Von den an der Gruppe beteiligten, die „Gerechtigkeit“ (?) Reiterinnen stürzte Mrs. Holmes mit ihrem scheu gewordenen Pferde und dieses überschlug sich. Als man die Reiterin unter dem Pferde herausgezogen hatte, bestieg sie anscheinend unverletzt, schneidig wieder das Roß. Frau Pankhurst und Frau Tuke marschierten an der Spitze der „Wissenschaft“. Studentinnen in Kappe und fliegendem schwarzen Schulmantel, Doktorinnen in den bunten Fakultätstrachten, darunter eine große Anzahl Frauen, die auf dem Gebiete der Erziehung einen guten Ruf genießen, folgten. Im Hydepark hatte man einen Teil der Einfassungsgitter entfernt. So konnte sich

358. Der Damen-Hochstand. [illegible]

diese gigantische Versammlung, ohne sich zu stören, auf die im Park noch nie dagewesene Zahl von 40 Rednertribünen verteilen. Mrs. Pankhursts Rede war tonangebend. Die Suffragettes so erklärt sie, hätten durch Mut und Ausdauer, durch die Leiden, die sie für ihre Bestrebungen gelitten, gezeigt, daß sie des Genusses der vollen Bürgerrechte würdig seien. Die Vorlage der Frauenrechtlerinnen werde trotz der eine Unterrichtheit (?) bildenden Opposition der Regierung Gesetz werden. Die Antisuffragettenbewegung wirkt nur als „Werbemittel“. Bei der Abstimmung über die Tagesordnung erhielten zwar die Suffragettes eine große Majorität, aber bei der Gegenprobe erhob sich eine ganz bedeutende Anzahl von Händen. Die Anzahl der an der Demonstration Beteiligten wird auf 250000 geschätzt.

Danach gab es Nacktheiten in Hülle und Fülle. Hier eine:

Der britische Generalpostmeister hat vor kurzem auch Tiere zur Beförderung durch die Post zugelassen, natürlich unter gewissen Voraussetzungen. Wilde Tiere sind vom Transport ausgeschlossen. Katzen müssen in einen Korb eingeschlossen werden. Hunde dagegen brauchen nur mit Maulkorb und Leine versehen zu sein. Will also z. B. eine englische Dame unterwegs ihren kleinen vierfüßigen Begleiter loswerden, so begibt sie sich einfach in das nächste Postbureau, „frankiert“ ihren Hund und läßt ihn nach Hinterlegung von fünfzig Pfennig durch einen Postboten nach ihrer Wohnung bringen. Dieser Tage erschien nun gegen

zehn Uhr vormittags eine junge Dame auf dem Postamt Holborn. Es war Miß Sarah B., die eben erst aus dem Holloway-Gefängnis entlassen worden war. Miß B. trat an den Schalter und erklärte: „Expedieren Sie mich bitte an Mr. Herbert Asquith, Ersten Schatzkanzler Downing Street 10." Der Postbeamte, der es mit einer Verrückten zu tun zu haben glaubte, erwiderte, die Post befördere nur Tiere, aber keine Menschen. Die junge Dame ließ sich aber nicht abweisen, indem sie an den Beamten die Frage richtete: „Nehmen Sie also an, daß ich zum Pflanzenreich gehöre? Halten Sie mich vielleicht für ein Gemüse?" Da eine Verständigung nicht zu erzielen war, mußte der Postdirektor gerufen werden, der zu der Einsicht kam, daß keine gesetzliche oder behördliche Verfügung dem Ansinnen der jungen Dame im Wege stand. Damit diese aber gegen ihn nicht später wegen Verleumdung vorgehe, ließ sich der gewitzte Beamte einen Revers unterschreiben, daß sich diese Vertreterin des zarten Geschlechts selbst als ein „animal" betrachte. Jetzt blieb nur noch die Form des Transportes zu regeln. Was für ein Tier war die Dame? Ein wildes Tier, dann war sie von der Beförderung ausgeschlossen, eine Katze, dann mußte sie in einem Korbe untergebracht werden, ein Hund, dann bedurfte sie des Maulkorbes und der Leine. Man einigte sich schließlich dahin, daß die Lady ein junges Hündchen sei, bei dem auf diese Bedingungen verzichtet werden konnte. Miß B. zahlte also ihre Fünfzig Pfennig, wurde auf der Manschette ihres linken Ärmels frankiert und einem kleinen Briefträger von fünfzehn Jahren übergeben, der den „Wertgegenstand" nach dem Hotel des Ministers brachte. Mr. Asquith wurde sogleich von dem Eintreffen der sonderbaren Postsendung benachrichtigt, zog es aber vor, die Annahme der Sendung zu verweigern, indem er auf den Postschein die Bemerkung schrieb: „Zurück an den Absender!" Damit hatte die junge Dame nicht gerechnet. Immerhin suchte sie sich dadurch aus der Affäre zu ziehen, daß sie erklärte, daß sie kein Domizil habe. Der Postbote war aber schlagfertig genug, ihr zu erwidern, daß er in diesem Falle genötigt sei, sie auf dem „Depot für unbestellbare Gegenstände" abzugeben. „Dort werden Sie vorschriftsmäßig Wochen lagern und dann, wenn Sie von niemandem reklamiert werden, zugunsten des Fiskus verkauft." Miß Sarah B. zog es vor, auf diese Eventualität zu verzichten, erteilte dem Generalpostmeister gegen nochmalige Zahlung von fünfzig Pfennig Decharge und kehrte in ihre Wohnung zurück. Natürlich hatte die ganze Komödie keinen anderen Zweck als in die Wohnung des Premierministers zu gelangen und diesem einen neuen Schimpf anzutun.

357 Immer schwankt er! Zeichnung von Loroms. 1908

Dann kamen die Gewalttätigkeiten. Ein Dichter des „Ulk" resümierte im März 1912:

Wir sind nur schwache Frauen,
Sanft und den Engeln gleich —
Und wer's nicht glaubt, den hauen
Sofort wir windelweich!

Wir müssen viel ertragen
Der Männer Tyrannei —
Und wer's nicht glaubt, dem schlagen
Die Knochen wir entzwei!

Für uns will niemand sprechen,
Und niemand Beistand leiht —

Und wer's nicht glaubt, dem brechen
Wir schleunigst Arm und Bein!

So müssen schweigend leiden
Wir bis in unser Grab —
Und wer's nicht glaubt, dem schneiden
Wir Ohr und Nase ab!

Zu Dulden nur, zu helfen,
Lockt unser Zimmer aus —
Und wer's nicht glaubt, dem reißen
Die Därme wir heraus!

Das ist ungefähr die aufgedeckte Richtung ihres Triebes. Das anscheinende Mittel zum Zweck ist der Zweck selbst; Hauptsache und Befriedigung ist, daß es den Mann trifft. Seien es Blutwürste, Backsteine oder Bomben, Glasscheiben, Schirmspitzen oder Hutnadeln, Schirmkrücken, Spucke oder Feueranzünder, Schwefelsäure, Kneifzange oder Schießpulver, Reitpeitschen, Petroleum oder — man schlage die vollständige Liste beim Marquis de Sade nach. Die Masse wuchs, daß die Ausschreitungen massiv wurden. Der Zulauf wächst, da die Ausschreitungen bereits allein locken. Im Dunkel der Nacht kommen die nachahmenden Kommissen (vgl. Seite 232), vielleicht feige Männer, und vermehren das Schuldkonto durch Brandstiftungen, hinter denen der Diebstahl lauert. Und die öffentliche Macht packt endlich widerstrebend zu. Gefängnis. Zuchthaus. Der letzte Gegenversuch ist Hungerstreik. Aber die Sympathie des liberalen Versammlungspublikums ist futsch. Im März 1913 geht im Hydepark auf die Rednertribüne der Suffragetten ein Hagel von Erdschollen, Apfelsinen, Steinen und Dreck hernieder. Mit zerfetzten Kleidern werden die Frauen nach Hause gejagt. Das Ende einer Frauenbewegung.

358. Die Suffragette

Aus dem „Ulk" 1907

Gewisser Mutter Mandat /

Darinnen vermeldet und anzeigt wird / von

ihren Freydeiten / was welchen sie drey Jahrlang in einem Sommer begabt seynd / auff welche sich die Männer verhalten sollen / bey Pens und Straff / wie dannich folget.

Die Herrschaft der Ehefrau. Deutsches Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert

354. Auf nach Versailles! (5. Oktober 1789)
Kupfer aus der Zeit der Französischen Revolution

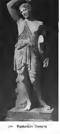
X

Die Amazonen

Die Amazonen können für uns kein bloßer Mythos sein, keine isolierte Kuriosität des Völkerlebens, und vor allem nicht eine bloße künstlerische Idee. Die Sage spukte lange in den Köpfen. Als der Seefahrer Orellana am Para-Flusse war, hörte er die Indianer den Riesenstrom im Norden Amassona (= Bootzerstörer) nennen, glaubte endlich das Land jener kriegerischen Weiber entdeckt zu haben und taufte das ungeheure Süßwasser Rio das Amazonas, wie es noch heute heißt. Es hat dort nie Amazonen gegeben. Es hat überhaupt nie ein Volk von Weibern ohne Männer gegeben. Doch hören wir zunächst den altehrwürdigen Bericht Herodots.

Als die Hellenen mit den Amazonen kämpften (die Amazonen aber heißen bei den Skythen Oiorpata, was in hellenischer Sprache so viel bedeutet als Männermörder; denn Oior nennen sie den Mann, Pata aber heißt morden), da erzählt man, die Hellenen hätten in der Schlacht am Thermodon den Sieg gewonnen und wären dann auf drei Fahrzeugen mit all den Amazonen, deren sie lebend habhaft werden konnten, davon gesegelt. Die Amazonen aber hätten auf dem Meere einen Angriff gemacht und die Männer erschlagen. Da sie sich aber nicht auf die Schiffe verstanden und weder Steuerruder noch Segel noch Ruder zu gebrauchen wußten, so ließen sie sich danach von Wind und Wogen forttreiben, und gelangten so nach Kremnoi an dem

Mäotischen See. Hier stiegen die Amazonen aus den Schiffen und nahmen den Weg in das bewohnte Land. Die erste Herde von Pferden, auf die sie stießen, nahmen sie weg, setzten sich dann auf die Pferde und plünderten das Land der Skythen. Diese aber konnten die Sache nicht begreifen, denn sie kannten weder die Sprache, noch die Tracht, noch das Volk, sondern waren verwundert, von wo sie hergekommen wären. Sie glaubten nämlich, es wären Männer desselben Alters und ließen sich daher mit ihnen in einen Kampf ein. Erst als sie Gefallene in ihre Gewalt bekamen, erkannten sie, daß es Weiber waren. Sie berieten nun miteinander und beschlossen, auf keine Weise sie zu töten, sondern die jüngsten Leute unter den ihrigen zu ihnen abzusenden, der Zahl auch eben so viel, als sie dachten, daß jene wären. Diese sollten sich nahe bei den Amazonen lagern und alles tun, was die Amazonen nur immer tun würden. Verfolge man sie, so sollten sie sich in keinen Kampf einlassen, sondern die Flucht ergreifen. Ließe man nach, so sollten sie wieder herankommen und ihr Lager in der Nähe aufschlagen. Diesen Entschluß faßten die Skythen, weil sie wünschten, von den Amazonen Kinder zu bekommen. Die abgesandten Jünglinge taten, was ihnen aufgetragen war. Als die Amazonen aber merkten, daß sie in keiner bösen Absicht wider sie gekommen wären, griffen sie nicht mehr an, und so kamen sich die Lager von Tag zu Tage näher. Auch die Jünglinge hatten, wie die Amazonen, nur ihre Waffen und Pferde und lebten ebenso von Jagd und Raub. Die Amazonen taten aber um die Mittagszeit also: sie zerstreuten sich zu einer oder auch zweien, um ihre Notdurft zu verrichten. Wie die Skythen das bemerkten, machten sie es auch so, und mancher kam auf diese Weise einer einzelnen Amazone nahe, die ihn nicht wegstieß, sondern sich seinen Umgang gern gefallen ließ. Mit ihm reden konnte sie zwar nicht, aber sie bedeutete ihm durch Handbewegungen, er solle des andern Tags wieder kommen und noch einen mitbringen, sie würde auch noch eine Amazone mitbringen. So geschah es auch. Als die andern Jünglinge das erfuhren, machten sie gleichfalls die übrigen Amazonen kirre. Hernach aber vereinigten sich die beiden Lager und wohnten zusammen, und jeder hatte zum Weibe diejenige, mit der er zuerst Umgang gepflogen. Die Sprache der Weiber vermochten zwar die Männer nicht zu erlernen, aber die Weiber verstanden die Männer. Da sprachen nun die Männer zu den Amazonen: Wir haben Eltern und Eigentum; nun wollen wir nicht länger solch Leben führen, sondern zu unserm Volk ziehen und euch und keine andern als Weiber haben. Darauf erwiderten diese: Wir können nicht unter euren andern Weibern leben; wir führen Bogen und Speer, sitzen zu Pferde, während eure Weiber weibliche Arbeit verrichten, auf dem Wagen bleiben und nicht auf die Jagd gehen. Wir können uns daher mit jenen nicht vertragen. Laßt euch euren Vermögensanteil anweisen und kehrt zurück. Wir wollen von jenen getrennt wohnen. Die Jünglinge ließen sich überreden und taten also. Da sprachen die Amazonen wieder: Wir tragen Bedenken, in diesem Lande zu wohnen; einmal haben wir euch eurem Stamme entzogen, das andre Mal haben wir dem Lande sehr viel Schaden zugefügt. Da ihr uns zu Weibern wollt, wohlan, verlassen wir das Land, ziehen wir über den Fluß Tanais und nehmen dort unsern Wohnsitz. Auch hierzu ließen sich die Jünglinge bereden. Sie setzten über den Tanais und nahmen ihren Weg nach Sonnenaufgang drei Tagereisen fort vom Fluß und drei Tagereisen vom mäotischen See nach Norden. Dort sind sie jetzt noch angesiedelt. Und daher haben die Weiber der Sauromaten noch ihre alte Lebensweise: sie gehen auf die Jagd zu Pferde zugleich mit den Männern und ohne die Männer, sie ziehen auch in den Krieg und tragen dieselbe Kleidung wie die Männer. Hinsichtlich der Ehe ist bei ihnen bestimmt, daß sich kein Jungfrau vermählen darf, bevor sie nicht einen Feind erlegt hat.



360. Barbarische Amazone

Herodot ist in seiner Art ein ganz moderner kritischer Forscher, der immer bemüht ist, die Kausalität

zu ergründen. Er sah in der südrussischen Steppe am Asowschen Meer (wo die griechischen Getreidemärkte damals lebhafte Schiffsverbindung unterhielten) eine vom üblichen abweichende soziale Stellung der Frau und ruhte in seinen Erkundigungen nicht eher, bis ihm die Entwicklung der Dinge einigermaßen geklärt schien. Die „Amazonen" verloren sich auch für ihn schon im Dunkel der Sage. Sie sind eben da. Angeblich am Thermodon, an der Nordküste Kleinasiens, ist in der Vorzeit ihre Hauptniederlassung. Dann gelangen sie ans Asowsche Meer und an den Unterlauf des Don, weil die dortigen Verhältnisse am meisten zum Amazonen-Typus der Sage passen. Bachofen hat auch nicht besser gefolgert. Für uns ist freilich nach allem Vorangegangenen klar, daß es sich bei diesem Skythen-Stamme um eine nicht mehr völlig ausgesprochene Weiberherrschaft handelte, um ein Übergangsstadium zum Vaterrecht. Was da von den beiden Lagern geschildert wird, ist Umwerbung, und man sieht wohl, daß die Weiber ihren Willen in allem durchsetzen. Interessant ist die Bemerkung über die Sprachen. Herodot hatte dafür keine Analoga und schiebt es oberflächlich auf die Schwierigkeit des Weiber-Idioms überhaupt. Es handelt sich aber unzweifelhaft um eine jener Geheimsprachen der Weiber, die ich auf Seite 378 erwähnte, und die die Männer eben deshalb nie erlernen konnten, weil die Frauen die Kenntnis derselben für sich behielten. Bei weiter vorgeschrittenem Vaterrecht kommt dann der umgekehrte Fall im Völkerleben vor, daß die Frauen bei strenger Strafandrohung nichts von der Geheimsprache der Männer erfahren durften. Diese meine Erklärung der Dinge ist übrigens neu, und ich stelle sie zur gelehrten Diskussion.

318 Die Königin
Aus der Gruppe des farnesischen Stiers. Neapel

Über den Philologenstreit, was der Name Amazone eigentlich bedeute, können wir wohl hinweggehen. Er wird weder brustlos, noch bartlos bedeuten, noch auch mit dem tscherkessischen maza (= Mond) zusammenhängen. Mit sprachvergleichenden Spielereien ist heute kein Hund vom Ofen zu locken. Eigennamen sind meist so uralt, daß sie kein Mensch mehr enträtselt. Ich gehe gleich zu Kleist's Auffassung der griechischen Amazone über.

Die Oberste. Laßt kurz das Ungeheuerste dir melden. Achill und sie, mit vorgelegten Lanzen, begegnen beide sich, zween Donnerkeile, die aus Gewölken ineinander fahren; die Lanzen, schwächer als die Brüste, zersplittern: er, der Pelide, steht; Penthesilea, sie sinkt, die Todumschattete, vom Pferd. Und da sie jetzt, der Rache preisgegeben, im Staub sich vor ihm wälzt, denkt jeglicher: zum Orkus völlig stürzen wird er sie; doch bleich selbst steht der Unbegreifliche, ein Todesschatten, da: Ihr Götter! ruft er, was für ein Blick der Sterbenden traf mich! Vom Pferde schwingt er eilig sich herab, und während, von Entsetzen noch gefesselt, die Jungfrau

51*

158. Mittelalterliche Amazone. Kupfer von Wolgemut

fieben, das Wüten eingedenk der Königin, kein Schwert zu ziehen wagen: denkst du Erschlagen nahte er sich, er beugt sich über sie. Penthesilea! ruft er, in seinen Armen hebt er sie empor, und laut die Tat, die er vollbracht, verfluchend, lockt er in's Leben jammernd sie zurück! — Die Oberpriesterin. Er — was? er selbst? — Die Oberste. Hinweg, Verhaßter! donnert das ganze Heer ihm zu. Dankt mit dem Tod ihm, ruft Prothoe, wenn er vom Platz nicht weicht: den treffendsten der Pfeile über ihn! Und mit des Pferdes Huftritt ihn verdrängend reißt sie die Königin ihm aus dem Arm. Indes erwacht die Unglücksel'ge; man führt sie röchelnd, mit zerrißner Brust, das Haar verstört vom Scheitel niederflatternd, den hintern Reih'n zu; und sie sich erhebt — doch er, der unbegriff'ne Dulinger — ein Gott hat in der erzgekühlten Brust das Herz in Liebe plötzlich ihm geschmelzt — er ruft: verweilet meine Freundinnen! Achilles grüßt mit ew'gem Frieden euch! Und wirft das Schwert hinweg, den Schild hinweg, die Rüstung reißt er von der Brust sich nieder und folgt — mit Keulen könnte man, mit Händen ihn, wenn man ihn treffen dürfte, niederfällen — der Königin unerschrocknen Schrittes nach: als wüßt' er schon, der Rasende Verwegne, daß unserm Pfeil sein Leben heilig ist — Die Oberpriesterin. Und wer gab den wahnsinnigen Befehl? — Die Oberste. Die Königin! wer sonst? — Die Oberpriesterin. Es ist entsetzlich! — Die erste Priesterin. Seht, seht, da wankt geführt von Prothoe, sie selbst, das Bild des Jammers, schon heran! — Penthesilea (mit schwacher Stimme). Hetzt alle Hund' auf ihn! Mit Feuerbränden die Elefanten peitschet auf ihn los! Mit Sichelwagen schmettert auf ihn ein, und mähet seine üpp'gen Glieder ab! — — —

Die Oberpriesterin. Sprach Geschlecht! Was ist geschehn? — Meroe. Ihr wißt: sie zog dem Jüngling, den sie liebt, entgegen, sie, die fortan kein Name nennt — in der Verwirrung ihrer jungen Sinne den Wunsch, den glühenden, ihn zu besitzen, mit allen Schrecknissen der Waffen rüstend. Von Hunden rings umheult und Elefanten kam sie daher, den Bogen in der Hand. Der Krieg, der unter Bürgern rast, wenn er, die blutumschäumte Grausgestalt, einher mit weiten Schritten des Entsetzens geht, die Fackel über blüh'nde Städte schwingend, er sieht so wild und scheußlich nicht als sie. Achilles, der, wie man im Heer versichert, sie bloß in's Feld gerufen, um freiwillig im Kampf, der junge Tor, ihr zu erliegen: denn er auch — o wie mächtig sind die Götter! er liebte sie, gerührt von ihrer Jugend, und wollt' ihr zu Dianas Tempel folgen: er naht sich ihr, voll süßer Ahndungen, und läßt die Freunde hinter sich zurück. Doch jetzt, da sie mit solchen Gräulnissen auf ihn heranbricht, ihn, der nur zum Schein mit einem Spieß sich leicht mitgerüstet: stutzt er und dreht den schlanken Hals und horcht, und eilt entsetzt und stutzt, und eilet wieder: gleich einem jungen Reh, das im Geklüft fern das Gebrüll des grimmen Leun vernimmt. Er ruft: Odysseus! mit beklemmter Stimme und sieht sich schüchtern um, und ruft: Tydide! und will zurück noch zu den Freunden fliehn; und steht, von seiner Schaar schon abgeschnitten, und hebt die Händ' empor, und duckt und birgt in eine Fichte sich, der Unglückselige, die schwer mit dunklen Zweigen niederhängt. — Inzwischen schritt die Königin heran, die Doggen hinter ihr, Gebirg und Wald hochher gleich einem Jäger überschauend; und da er eben, die Äste öffnend, zu ihren Füßen niedersinken will: Ha! sein Geweih verrät den Hirsch, ruft sie, und spannt mit Kraft der Rasenden sogleich den Bogen an, daß sich die Enden küssen, und hebt den Bogen auf und zielt und schießt, und jagt den Pfeil ihm durch den Hals; er stürzt: Ein Siegsgeschrei schallt roh im Volk empor. Jetzt gleich-

wohl lebt der Jüngling noch der Menschen den Pfeil, den weit vorragenden, im Nacken, hebt er sich röchelnd auf, und überschlägt sich, und hebt sich wiederum und will entfliehn: doch hetz! schreit sie: Tigris! hetz, Leäne! hetz, Sphinx! Melampus! Dirke! hetz, Hyrkaon! und stürzt mit der ganzen Meut, o Diana! sich über ihn, und reißt — reißt ihn beim Helmbusch, gleich einer Hündin, Hunden beigesellt. Der greift die Brust ihm, dieser greift den Nacken, daß von dem Fall der Boden bebt, ihn nieder! Er, in dem Purpur seines Bluts sich wälzend, rührt ihre sanfte Wange an, und ruft: Penthesilea, meine Braut! was tust du? Ist dies das Rosenfest, das du versprachst? Doch sie — die Löwin hätte ihn gehört, die hungrige, die wild nach Raub umher auf öden Schneegefilden heulend treibt — sie schlägt, die Rüstung ihm vom Leibe reißend, den Zahn schlägt sie in seine weiße Brust, sie und die Hunde, die wetteifernden, Oxus und Sphinx den Zahn in seine rechte, in seine linke sie, als ich erschien, troff Blut von Mund und Händen ihr herab — — —

Kleist gilt bei den Psychiatern natürlich als pathologische Persönlichkeit, zumal er eine Kugel für sich selbst übrig hatte, was einem Psychiater nicht passieren kann. Es ist noch noch keinem

FRANCESCA DI VALOIS DUCHESSA DI SAVOIA · MARIA GIOVANNA [illegible] DI SAVOIA

363. Zwei Herzoginnen auf der Jagd. Kupferstich von [illegible]

Psychiater passiert, daß er eine männlich bedeutende Geistesschöpfung hervorgebracht hätte, woraus die Psychiater eigentlich den Schluß ziehn sollten auf degenerative „Effemination" der grossen Heroinde. Grete Meisel-Heß meint von der Penthesilea: „So rast jedes Weib, das Grosses zu vergeben hatte, ein grosses stolzes Amazonenherz, und es hingab und sich verraten glaubt. So rast die Wut des Geschlechts." Das Grosse, wie hier subjektiv nachfühlend gesagt wird, haben wir inzwischen als das erotische Machtgefühl erkannt. Es ist freilich das Grösste, wozu eine Psyche aufstreben kann. Und wiederum ist typisch, daß diesem Grossen in der Frauenpsyche nur der Mann künstlerischen Ausdruck verleihen kann. Auf diese natürliche Domäne des Mannes hat die Frauenbewegung glücklicherweise noch keinen ihrer irrtümlichen Ansprüche erhoben.

Bevor wir zu anderen Beispielen aus der Ethnologie übergehn, sehen wir zu, was die antike und antikisierende Kunst mit der Amazone anzufangen wußte. Streitbare Weiber im Kampfgetümmel mußten für die hellenischen Künstler der Blütezeit einen dankbaren Stoff bilden. In der Athener Stoa poikile (bunten Halle) sollen Wandgemälde von blendender Schönheit gewesen sein, die diesen Gegenstand darstellten. Erhalten sind noch nur ausgezeichnete Skulpturen, spätere Kopien nach Werken der berühmten Epoche (Abbildung Nr. 360). Die Vatikanische Amazone, die wir bringen, ist unbestritten ein Meisterstück. Unübertroffen ist die Art, das Bauschhemd in modisch ungleiche Fältchen zu ordnen. Diese Statuen haben stets unversehrte Brüste. Es ist geschmacklos angenommen, daß Gewand decke auf der rechten Seite einen Defekt, nur weil eine Lesart besagt, die Amazonen hätten die rechte Brust abgetragen, um den Bogen besser handhaben zu können. Die Lesart ist wahrscheinlich schon damals eine Philologen-Tüftelei zur Erklärung des fremden Eigennamens gewesen. Wir werden bei Erwähnung der Skythen sehn, daß Bruststümmelung wohl vorkommt, aber ganz andre als aphrodisische Gründe hat. — Die sogen. Königin aus der Gruppe des Farnesischen Stiers (Abbildung Nr. 361) läßt sich hier anreihen. In dem lungernden Fließen von Gewand und Gliedern liegt etwas von mütterrechtlicher Hoheit. — Unsere übrigen Bilder lassen sich einteilen in: Akte, Amazone mit Jagdwild, mit Hund, zu Pferde, und mit männlichem Partner. Reine „Akt"-Amazonen gibt es sehr viele, weil die Benennung häufig nur ein Verlegenheitstitel ist. Von der Körperlichkeit dieser Statuen ist meist zu wiederholen, was ich auf Seite 44—47 und 53—62 über ästhetisches und erotisches Schönheitsideal, über die Enttäuschung der Entkleidung,

364. Diana von Houdon

365. Diane von Poitiers. Skulptur von Jean Goujon

über die Darstellung des Mädchen- an Stelle des Frauenkörpers in der Kunst, über die Proportion der Beine, Rassenschönheit und geschichtlichen Kanon gesagt habe. Houdon's Diana ist ganz Rokoko-Mode (Abbildung Nr. 364), aber wenn wir es uns abgewöhnt haben, gleich den Zollstock aus der Tasche zu ziehen, ist sie der graziöseste Akt, der je geschaffen wurde. Es entsprach der höfischen schönen Kunst, das Bildwerk nicht schlechthin „Amazone“ zu nennen, sondern mit dem Namen einer Göttin zu belegen. Übrigens soll Houdon das erste Original mit Schamhaaren gebildet haben (vgl. Seite 46), worüber es zu einem Streit kam, was jedem Kenner jener vorurteilslosen Zeit sonderbar genug vorkommen muß. — Der Amazonen-Backfisch Merkate's (Abbildung Nr. 384) ist originell in der Haltung. Aber diese unwahrscheinlich langen Spazierhölzer![1] — Jean Goujon's Diane von Poitiers (Abbildung Nr. 365) dürfte mit allem, was dazu zu sagen ist, hinreichend bekannt sein. Lebhafter ist die Auffassung der kampfrohen Amazone von Kiß, die wohl jeder auf der Treppenwange des Berliner Alten Museums gesehen hat. — Amazonen mit Jagdhund sind drei (Abbildungen Nr. 367, 385, 389), das Gemälde von Stewart macht fast den Eindruck einer photographischen Freilicht-Aufnahme. — Tranillon's Werk (Abbildung Nr. 390) ist mehr Roß als Reiterin, das Pferd ist von einer fabelhaften Schönheit, nur schade, daß die Reitdame nur so wenig Vollblut besitzt. — Abbildung Nr. 326 ist der Scherz eines französischen Zeichners, dem die Mutterrechtlerinnen der Vorzeit so im Traum erschienen sind, psychologisch fällt das Bild unter das, was ich Reit-Motiv nenne (vgl. Seite 35). — Wie es in einem Amazonenstaat zugehen würde, zeigt die Parodie von Widhopff „Monsieur Phryne vor dem Areopag der Damen“ (siehe große Beilage in Schwarz), die Idee enthält mehr vorweggenommene Wirklichkeit, als der Zeichner

gezahlt hat. — Die „Mänaden" der Abbildung Nr. 333 wüten ganz im Sinne der griechischen Legende. — Von Weikile's „Republik und Frivolität" (Nr. 391) gilt wiederum, was ich mehrfach über das künstlerische Konkretwerden abstrakter Vorwürfe ausgeführt habe. — Endlich der Stich von De Monchy (Abbildung Nr. 370) ist eins der seltenen Motive, die man wegen der allgemeinen Erfindungsarmut der Kunst um so lebhafter begrüßt. Die Szene ist ganz Weiberherrschaft, dabei nicht ohne sadistische Aroma und keckes Gegenspiel.

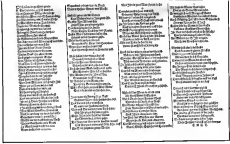
Wir fahren nun mit Beispielen aus der Völkergeschichte fort. Unter vielen wähle ich einige aus, die auch eine erläuternde Parallele zur Gestalt der Amazonen-Königin Penthesilea geben. Für uns Deutsche hat ja Kleist der Penthesilea auf lange Zeit hinaus zu neuer Unsterblichkeit verholfen, und dann ist es auch gut, wenn man immer wieder sieht, daß es eigentlich gar keine isolierten dichterischen Phantasiegebilde gibt, sondern daß das, was scheinbar rein phantastisch aus dem Urgrund der hellsehenden Psyche heraussteigt, stets die unbewußte Wiederholung von Zuständen und Erlebnissen ist, die sich in der vorangegangenen endlosen Kette des Lebens auf dieser Erde bereits öfter abgespielt haben. Diese Konstatierung wird noch deutlicher werden in dem späteren Kapitel über Sklaverei. Es wird sich da zeigen, daß Darstellungen von typischen Situationen, die sich nachweisbar ohne jeden Einfluß von außen in der Psyche des sogen. Masochisten bilden, nur eine Rekapitulation von Vorgängen sind, die sich in der Vergangenheit wirklich ereignet haben. Es ist, als wenn die Menschheit ein unbewußtes Gedächtnis besäße, das sich mit den Keimzellen weiter vererbt und irgend wann in der Reihe der Generationen aus seinem latenten Schlummer erwacht und von neuem zu funktionieren beginnt. — Meiners berichtet 1788 unter anderm auch von einer Königin, die zum Zweikampf aufgelegt war:

368 Die Jungfrau von Orléans

Die größten Vorzüge scheinen die Königinnen auf der Halbinsel Indiens und auf der von Hindostan am weitesten Inseln der Südsee zu genießen. An der Malabarischen Küste von, wie bekannt, die Vielmännerei sehr gemein ist und dem herrschenden überwiegenden auch die Töchter und Geschwisterkinder erben, regieren mehrere Königinnen allein Ansehen nach unumschränkt, und verdienen auch zum Theil Regentinnen zu sein. Wenigstens hatte eine Königin in der Nachbarschaft von Bombay, die einen fünfzehnten Reuter ins Feld stellen konnte, durch ihren Muth unter Männern beispiellosen Muth den Fürsten der Maratten, der ihren Sohn in einem Gefecht erschlagen hatte, zu einem Zweikampf herausgefordert, welchen aber der Marattenfürst mit der Antwort ablehnte, daß die Partie zwischen ihm und der Königin nicht gleich sey, indem sie, wenn sie das Glück hätte, ihn zu besiegen, unsterblichen Ruhm erlangen, er aber, wenn er ein Weib besiege, wenig oder gar keine Ehre dadurch erwerben würde. In den meisten Gegenden, wo Weiber

Weiber Privilegi / vnnd Freyheit

Das ist / kurtzer Bericht / was massen alle vber die Männer begierig herschende Weiber von Ihren Obristen Regenten mit vielerley Privilegien vnnd Freyheiten sind begabet vnnd begnadet worden.



Der Weiber Regiment und Privilegien

Deutsches Flugblatt aus dem 17. Jahrhundert

herrschen, ist es wahrscheinlich, wie im Königreiche Astinga Grundgesetz, daß nur Königinnen den Thron besteigen können. Solche Königinnen dürfen sich einem andern Grundgesetz zufolge nicht vermählen, allein sie können zu ihren Liebhabern wählen, welche sie wollen, und gemeiniglich machen dabei die schönsten Jünglinge des Hofes ihr Serail aus. Die Söhne der Königinnen sinken in den Rang dieser Edelleute hinab, und nur allein ihre Töchter haben gewisse Ansprüche auf die Thronfolge.

Königinnen mit ähnlichen Vorzügen fand man unter den schönen Insulanern der Südsee. Die auch unter uns bekannt gewordene Königin Oberea in Otahaite hatte nicht nur Scharen von Liebhabern und ihren Palast um sich, sondern überließ sich auch ohne Scheu den Engländern, ohne dadurch ihre Untertanen zu kränken. Auf der letzten Reise in die Südsee nahm Cook zu seiner großen Verwunderung auf den Freundschaftlichen Inseln eine Matrone wahr, in deren Gegenwart selbst der König nicht essen durfte, und deren Fuß er zur Bezeugung seiner tiefsten Untertänigkeit auf sein königliches Haupt setzte oder mit seinem Haupte berührte. Vielleicht war diese über den König erhabene Frau die Mutter desselben, welchen Königsmüttern unter den meisten außereuropäischen Völkern eben so große oder noch größere Ehrerbietung, als den Königen selbst, erwiesen wird.

Stärker noch tritt die Kampfidee hervor in dem persischen Gedicht von der Unbesiegbaren Prinzessin, dessen Fassung wir dem Helâli, einem Dichter des 12. Jahrhunderts, verdanken.

287. Diana. Französisches Gemälde vom Ende des 16. Jahrhunderts

Es lebte einmal, wie man erzählt, eine Prinzessin von wunderbarer Schönheit und solcher Geschicklichkeit zu Pferde und in der Führung der Waffen, daß kein Mann ihrer Zeit ihr darin verglichen werden konnte. Viele Fürsten hatten schon um sie geworben und bekamen immer zur Antwort, daß sie sich im Felde ihr zum Kampf stellen müßten. Denn dies war ihr Wille: Der wird mein Gemahl sein, der mich im Zweikampf besiegt. Besiege aber ich ihn, so nehme ich ihm Waffen, Pferde und Rüstung und lasse ihm meinen Namen mit einem glühenden Eisen in die Stirn brennen! Diese harten Bedingungen hielten manche doch nicht zurück, die von weither kamen, aber die Prinzessin besiegte sie alle, nahm ihnen die Waffen und zeichnete sie selbst auf der Stirn. — Da hörte der Sohn eines persischen Königs von ihr und nahm sich vor, die weite Reise zu machen und nahm große Reichtümer mit sich. — Er kam in die Stadt, in der der Vater der Prinzessin regierte, brachte seine Schätze an einen sicheren Ort und stellte sich am nächsten Tage dem Könige mit kostbaren Geschenken vor. Der empfing ihn sehr gütig und versicherte ihm, wie glücklich er wäre, wenn er siegte. Daraufhin bewarb sich der Prinz zum Kampf gegen die schöne Prinzessin und bat um die Angabe der Stunde. Die Prinzessin war es einverstanden und bestimmte die Zeit. Sofort verbreitete sich die Kunde durch die ganze Stadt, und zur festgesetzten Zeit war eine große Menge versammelt, wo der Kampf vor sich gehen sollte. — Die Prinzessin erschien von Kopf bis zu den Füßen gewappnet und trug einen Schleier und eine Maske. Gleich darauf erschien auch der Prinz in einer schönen Rüstung. Sie grüßten einander auf kriegerische Weise und begannen den Kampf. Er dauerte lange und war heftig. Kraft und Geschick taten ihr Werk, und die Prinzessin erkannte bald, daß sie den Vorsichtigsten und Vorsichtigen zum Gegner hatte; denn noch nie hatte sie eine solche Ausdauer gefunden. Der Prinz war ihr wirklich überlegen, und sie fürchtete für ihre Niederlage. Da nahm sie

388. Edeldame. Augsburger Schabkunstblatt. Um 1750

ihre Zuflucht zur Schlauheit und nahm ihre Maske vom Gesicht. Sobald der Prinz ihr wundervolles Antlitz sah, war er von dessen Reizen so geblendet, daß er seiner Kraft vergaß und nicht mehr an den Kampf dachte. — Die Prinzessin bemerkte den Eindruck, den sie auf den Prinzen machte, nutzte den Augenblick, rannte ihn mit dem Speer an und hob ihn aus dem Sattel. Und wie der Blitz setzte sie ihm ihren Fuß auf die Brust. — Der Prinz aber hörte nicht auf, sie zu bewundern und achtete gar nicht auf das, was ihm geschah. Die Prinzessin nahm ihm Pferd und Waffen und Rüstung, aber ihn das Leben auf die Sohlen zu nehmen, dazu konnte sie sich nicht entschließen. Sie hieß ihn einfach das Kampffeld verlassen. Da erst kamen ihm seine Sinne wieder und er erkannte, was er verloren hatte. Vor Kummer und Sorgen konnte er weder essen noch trinken, so sehr war ihm die Liebe zur Prinzessin ins Herz gedrungen. Er verheimlichte sein Gefolge und schrieb seinem Vater, daß er nicht eher heimkehren wolle, er hätte denn sein Ziel erreicht. Und wenn er es nicht erreichen sollte, so sei er entschlossen zu sterben. Dieser Brief machte den Vater ganz verzweifelt, und er nahm sich vor, seinem Sohn zu Hilfe zu kommen und ein Heer zu rüsten, um die Prinzessin zu entführen. Seine Räte rieten ihm aber davon ab und so übergab er das Schicksal seines Sohnes Gott. Der Prinz aber dachte sich einen Plan aus. Er legte Bauernkleider an, stellte sich dem Obergärtner der Königin vor und sagte, er wäre ein vorzüglicher Gärtner, der sich besonders auf Rosen, Tulpen und Veilchen verstände. Der Obergärtner nahm ihn in Dienst und bald hatte der Prinz erfahren, daß die Prinzessin des Abends oft mit den Damen ihres Gefolges die Kühle ihrer Gärten aufsuche. — Der Prinz verstand wirklich viel von der Gartenkunst und da er so geschickt war, gewann er das Vertrauen seines Vorgesetzten, der ihm hundert Sklaven unterstellte, die dem alten Gärtner volles Arbeitsamt zu leisten hatten. — Ein paar Tage darauf sahen eine Menge Sklavinnen in den Garten, die Teppiche und kostbare Vasen trugen. Als der Prinz sie nach der Ursache aller ihrer Vorbereitungen fragte, erfuhr er, daß am Abend die Prinzessin in den Garten kommen würde, um sich zu zerstreuen. Sofort eilte der Prinz an den Ort, wo er seine Schätze und Kostbarkeiten vergraben hatte, brachte einige Kassetten mit herrlichen Steinen und befahl seinen Sklaven sich zurückzuziehen. — Er selbst versteckte sich in einem Bosket. Bald darauf erschien die Prinzessin inmitten ihres Gefolges wie der Mond unter den Sternen. Erst liefen die Damen lachend und scherzend durch den Garten und kamen so an die Stelle, wo sich der Prinz versteckt hielt. Er hatte die Diamanten, Perlen, Rubine und Smaragde ausgebreitet und sich beschieden danieben. Die Damen fragten ihn erstaunt, was er da tue. Er antwortete, daß er ein Gärtner im Palast wäre und daß er beim Graben diesen Schatz entdeckt hätte. Darauf trat die Prinzessin, die ihn in der gewöhnlichen Kleidung nicht erkannte, näher und bewunderte verständnisvoll die Steine. Sie fragte ihn, was er dafür verlange, und er erwiderte, daß er stark und geschickt im Zweikampf wäre, und wenn eine der Damen mit ihm kämpfen wolle, so gebe er den Schatz um einen Kuß. Die Prinzessin, die gern scherzte, lachte

laut und bezeichnete eine der weniger schönen unter ihren Damen und sagte: Ich gebe dir diese da als Gegnerin! — Die Prinzessin hatte alle ihre Damen zum Zweikampf abgerichtet. Nachdem nun die beiden Gegner die hinderlichsten Kleidungsstücke abgelegt hatten, kämpften sie miteinander und der Prinz bezwang die Dame und gab ihr sofort einen Kuß auf die Wange. Die Besiegte stand erröten und seufzend auf und sagte ihren Freundinnen Dinge ins Ohr, die diese erröten und lachen machten. Darauf bezeichnete die Prinzessin eine andere Schöne und sagte zu dem falschen Prinzen: Kämpfe nun mit dieser! Gern, gnädige Frau, entgegnete er, aber diesmal muß der Einsatz ein Kuß auf den Mund sein. Die Dame willigte ein, wurde besiegt, und bekam einen Kuß, der so lange dauerte, daß die Prinzessin ihm Einhalt befehlen mußte. Mit zitternden Lippen und bebendem Busen trat die Besiegte zu ihren Gefährtinnen und der Gärtner war nicht minder erregt als sie. Da befahl die Prinzessin einer dritten, noch schöneren, sich zum Kampf zu bereiten. Diesmal war die Bedingung ein Kuß auf den Busen. Und wieder siegte der Prinz. Da stellte ihm die Prinzessin die schönste und geschickteste von ihren Damen zum Kampf und der Prinz verlangte als Preis einen Kuß auf die [illegible]. Und die erregte Prinzessin erklärte, wenn er auch diese besiegen würde, sich selbst zum Kampf zu stellen. Und wieder siegte der Prinz und konnte sich nun vor Erregung nicht mehr beherrschen und riß sich alle Kleider vom Leibe, die ihn genierten, als die Prinzessin sich selbst zum Kampf stellte. Und was ist der Einsatz? fragte der Prinz. Mein Leben gegen das Deine, schrie die Prinzessin auf. Nach einem harten Kampf ließ der Prinz die Prinzessin nach rückwärts gleiten und fiel auf sie nieder und deckte seinen Mund auf den ihren. Nun hatte die Prinzessin ihren Gegner und den Betrüger erkannt, und ohne sich nur leise zu wehren, empfing sie zweimal die brennende Liebe ihres Besiegers. Als sie sich zitternd vor Scham, Liebe und Freude erhoben hatte, sprach sie zum Prinzen: Ich will meine Niederlage nicht öffentlich bekennen. Du hast gesiegt und ich gebiete dir: Entführe mich noch heute Nacht zu dir, denn ich liebe dich! Der Prinz warf sich vor ihr nieder und küßte ihre Füße. In derselben Nacht bestiegen sie schnelle Pferde und galoppierten nach Persien, wo sie glücklich ankamen. Dem Vater der Prinzessin sandten sie sofort Nachricht und viele Geschenke und luden ihn zur Hochzeit, die die beiden zu einem glücklichen Paar vereinte.

Wie man sieht, ist Brunhild, das starke Weib, kein ausschließlich „germanischer" Typus. Die Rassenhetze, die jetzt im fetten Terrain Menschengestüte gründen (große Mittgart-Kinderfabrik! Massenlohn für starke deutsche Weiber durch einige wenige noch stärkere deutsche Männer) — die Rassenhetze behaupten das zwar. Aber was behaupten die nicht, um die eigenen Harems-wünsche arisch plausibel zu machen! — In Afrika sind Amazonen-Regimenter noch eine ständige Einrichtung. C. Morgen schreibt 1893 über Kamerun: „Am 27. September brach das Hauptquartier (des Häuptlings Ngila gegen den Nachbarhäuptling von Ngaundere) auf. Vorweg kamen einige hundert Weiber des Königs, beladen mit Proviant und seinen transportablen Schätzen, Kleidern und Schmucksachen. Sein Elfenbein hatte Ngila am Tage vor dem Abmarsch an verschiedenen verborgenen Stellen in den sein Dorf umgebenden Büschen vergraben. An die Weiber reihten sich die

389. Die Chevalière D'Eon als Fechterin
Porträt nach [illegible]

besten Krieger an, diesen folgte die Musikkapelle, die Leibgarde des Königs und schließlich dieser selbst, umgeben von seiner Amazonengarde. Er hatte seine stärksten und ergebensten Frauen mit den besten Gewehren, Perkussionsflinten, ausgerüstet.“ Am bekanntesten sind in der Neuzeit die Amazonen von Dahomey geworden. Ihre Gewandtheit, Kühnheit und ihr Anteil an Schlachtensieg sind oft geschildert worden. Diese 5000 weiblichen Soldaten waren die Elite des ganzen Heeres. Wurde eine schlapp, so erscholl sicher um sie herum von ihren Kameradinnen der Ruf: Du bist ein Mann! Der landesüblichen Branntweinsorte sollen sie stark zugesprochen haben, und Mißhandlungen Untergebener im Dienst waren an der Tagesordnung. Auch auf Schmerzunempfindlichkeit waren sie nach Möglichkeit gedrillt. Ein Mißtrauen sah sie über Barrikaden von 2 m Höhe und 6 m Breite klimmen, die aus stachligen Pflanzen getürmt waren. Alle trugen bei dieser Manöverübung stark blutende Wunden an Füßen und Beinen davon.

Wenn in ein so gestaltetes Milieu die fremde europäische Kultur einfällt, so kann man sich denken, daß auf beiden Seiten völlige Verständnislosigkeit für einander herrschen wird. Das sah man so recht bei Gelegenheit eines Beleidigungsprozesses, den der ultramontane Sittlichkeits-Streiter Roeren gegen einen Kolonialbeamten Sch. führte. Ich will aus der Verhandlung einige Stellen anführen, soweit sie für unser Thema von Belang sind.

Rechtsanwalt B. zum Zeugen Pater M.: Können Sie es auf Ihren Eid nehmen, daß die Leute niemals von der Mission zu Ungehörigkeiten gegen die Gesetze aufgefordert werden? — Pater M.: Jawohl. — Vorsitzender: Ist nicht direkt von der Mission eine Aufforderung erlassen worden, einer Regierungsverordnung den Gehorsam zu versagen? — Pater M.: Ich habe die Pflicht, die Leute zum Gehorsam gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze aufzufordern. Wenn ein Bezirksleiter eine Verordnung erläßt wie die der nächtlichen Tanzverfügung, die gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze verstößt, so ist es meine Pflicht, den Leuten zu sagen, daß das nicht gesetzlich sei. — Die Beweisaufnahme geht nun zu dem Fall der Frauenkönigin Ssfagbe über. Der Abgeordnete Roeren hat s. Z. im Reichstag gesagt: „Meine Herren, wie weit die Selbstherrlichkeit und das Machtgefühl des Herrn Sch. geht, zeigt ein anderer Vorfall, der geradezu märchenhaft klingt, aber auf Tatsachen beruht. Am 7. März 1903 proklamierte Herr Sch. seine schwarze Konkubine Ssfagbe, die zugleich den Beruf hatte, für die Besucher der Station schwarze Weiber zu besorgen, formell und amtlich zur Jeraussa d. h. zur Königin. Er befahl den Leuten, ihr Gehorsam zu erweisen. Zugleich verlieh er ihr, und das ist das Tollste, die Gerichtsbarkeit. Als Zeichen der königlichen Würde erhielt sie einen Degen.“ — Angeklagter Sch.: So weit die Angaben für mich ungünstig sind, sind sie unwahr und wider besseres Wissen gemacht. Diese Ssfagbe war eine kluge, einflußreiche Frau. Sie wurde von den versammelten Ältesten von Atakpame zur Königin gewählt und von mir bestätigt. — Vorsitzender: Hatten Sie ihr auch die Gerichtsbarkeit über die Männer übertragen? — Angeklagter Sch.: Nein, wenn sie das getan haben sollte, hat sie es sich angemaßt, ich glaube es aber nicht. — Vorsitzender: War die Ssfagbe Ihre Konkubine? — Angeklagter Sch.: Das ist ausgeschlossen, sie war ein altes, häßliches Weib von vierzig Jahren. Es ist unerhört, wie man auf diese Idee kommen konnte. Ebenso lächerlich ist, daß ich ihr einen Degen verliehen habe. Wie kann das ein denkender Mensch annehmen. — Pater M.: Ich habe wiederholt gehört, daß die Ssfagbe die Konkubine des Herrn Sch. gewesen ist. Der Koch Wala sagte, daß Sch. sie öfter zu sich kommen ließ. Ich habe den Koch für glaubwürdig gehalten, in der Verhandlung 1906 in Lome versuchte die Partei des Herrn Sch. aber mit allen Mitteln, den Koch als unglaubwürdig hinzustellen, es wurde gesagt, daß er schwer bestraft sei. — Vorsitzender

370. Zur Strecke gebracht. Kupfer von [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]. Um [illegible]

Der Angeklagte erklärt, daß die Sissagbe nicht der Gerichtsbarkeit über die Männer gehabt habe. — Pater M.: Gerade darüber herrschte unter den Männern Unwille. Ich weiß von zwei Fällen aus den Mitteilungen der betreffenden Männer, daß sie von der Sissagbe bestraft wurden. Es handelte sich dabei um das sogenannte Fetischessen, einen Trank, der bei Ehebruch eingegeben wird und beim ersten Male harmlos ist, im Rückfall aber gewöhnlich dazu dient, die betreffende Person zu vergiften. — Vorsitzender: Meinen Sie, daß der Angeklagte sie zu den Männer-Palavern ermächtigt hat? — Pater M.: Ich muß das annehmen. Sie lud Männer vorgeladen und ließ sich eine Kostensumme von fünf bis zehn Mark geben und gewöhnlich noch eine Flasche Schnaps dazu. — Abgeordneter Noeren: Wurde die Sissagbe nicht allgemein als Prostituierte bezeichnet? — Pater M.: Ja, die Leute sagten, sie habe viele Männer, aber keinen Mann. — Vorsitzender: Das heißt wohl, sie war nicht verheiratet? — Pater M.: Sie war mit einem Häuptling verheiratet und hatte nacheinander sieben Männer. — Abgeordneter Noeren: Haben es die Eingeborenen nicht auch unangenehm empfunden, daß Sch. durch die Sissagbe Mädchen zum nächtlichen Tanz herbeiholen ließ? — Pater M.: Jawohl. An den Tanz knüpften sich noch alle möglichen andern Belustigungen, und es wurde Klage geführt, daß die Mädchen vom Tanz immer erst spät nach Hause gekommen seien. Kaiemina klagte mir, daß Sch. alle jungen Mädchen verführe. — Rechtsanwalt B.: Ist es nicht richtig, daß die Mission unterscheidet zwischen Belustigungen, die sie selbst unterstützt, und Tänzen, welche ausdrücklich als nächtliche bezeichnet werden? — Pater M.: Jawohl. — Rechtsanwalt B. fragt den Zeugen, ob er nicht selbst an den sogenannten nächtlichen Tänzen teilgenommen habe? — Pater M.: Nein, an den nächtlichen Tänzen niemals, wohl aber an den Tänzen am Tage, zum Beispiel an Kaisers Geburtstag. — Rechtsanwalt B.: Wir werden beweisen, daß die Patres auch an Tänzen teilnahmen, die nicht weniger lange dauerten, als die sogenannten nächtlichen Tänze. — Angeklagter Sch.: Fanden nicht auch auf der Mission selbst Tänze statt, an denen Frauen und Mädchen teilnahmen? — Pater M.: Niemals, nur unsere Knaben ließen wir manchmal tanzen. — Angeklagter Sch.: Das Fetischessen hat mit der Institution einer Frauenkönigin nichts zu tun. Der Zeuge wird wissen, daß Sissagbe auch Oberpriesterin war. Um das Fetischessen drehte sich hauptsächlich der Streit der Mission, die verlangte, daß ich es abschaffen sollte, was ich nicht konnte. — Pater M.: In andern Bezirken war es aber nicht gestattet. Ich weiß, daß Hauptmann v. D. mehrere Leute deshalb hängen ließ. — Rechtsanwalt B.: Sind Sie nicht selbst bei der Sissagbe gewesen? — Pater M.: Gewiß, aber ich war nur dann in der Wohnung

371 Revolutionäre Halbweltdamen. Deutscher Kupfer um 1792

wenn sie, was manchmal der Fall war, krank

lag — Angeklagter Sch. Bei mir hat sich die Eßfagbe mehrfach beschwert, daß sie von den Patres belästigt werde — Pater K. Mir werde von Herrn A. erzählt, daß Herr Sch. einige Male gesagt habe: heute wollen wir uns einen vergnügten Abend machen, da wollen wir zu der Eßfagbe schicken, damit sie uns junge Mädchen besorge. — Angeklagter Sch. Ich bestreite das. — Zeuge A. Ich weiß auch nichts davon. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die Eßfagbe die Konkubine des Herrn Sch.

ALEXANDRINE BARREAU

Grenadier au 2ème Bataillon du Tarn 30 Thermidor an 2 (13 Août 1793)

372 Die Grenadierin Alexandrine Barreau. Französischer Stich

gewesen sei, denn sie war eine alte häßliche Frau. Ich habe auch nie etwas davon gehört, daß sie als Prostituierte galt. — Bezirksrichter R. hat die Eßfagbe öfter gesehen. Sie machte einen anständigen und würdigen Eindruck und war meist von einem Hofstaat von Weibern umgeben. Sie war 35 bis 40 Jahre alt und besaß körperlich durchaus nichts Anziehendes. —

Die „Leute", von denen hier die Rede ist, sind nicht afrikanische Gutsarbeiter oder Rekruten, sondern die Eingeborenen von Togo, dem Nachbarland von Dahomey. Zwei Millionen Schwarze und eine Hand voll Weiße. Jedes Dorf hat eine Gerichtshalle, ein Palaver- und ein Fetisch-Haus, und man ist so sittlich und fromm, wie man's gelernt hat, und steckt noch halb in mutterrechtlichen Verhältnissen drin. Aber dem weißen Unterrichter, der gleichfalls bloß so sittlich und fromm ist, wie er's gelernt hat, dem ist das Tanzfest der Umwerbung ein schamlose Gräuel, der redet von „Konkubine" und „Prostituierter" und fühlt es im stillen nicht ungern, wenn die Pastilanten des Gottesrechts gehängt werden. Die Gehängten kann man

BELLE ACTION

de l'Epouse du Général Verdier Brumaire an 9 (1800)

373 Die Generalin Verdier. Französischer Kupfer

nicht mehr damit trösten, daß das Gottessziel früher bei uns von den geistlichen Verfahren eben diese Missionare besonders fleißig praktiziert wurde, ja daß sie das gleiche Fetisch-Essen unter einander anwandten (purgatio per eucharistiam). Aber es könnte mal jemand auf den Einfall kommen und den dortigen „Konkubinen" erzählen, daß auch des weißen Massa gesetzlich vermählte Gattin im großmächtigen Heimatlande von den Priestern „Konkubine" tituliert wird, wenn sie seinen Segen nicht einholt. Das Spiel ist immer das gleiche. Auch die Moral ist nur — Macht. Man komme uns aber wenigstens in wissenschaftlichen Werken nicht mit engbrüstigen inneren und absoluten Werten der herrschenden Moral.

Wir haben gesehn, daß die äußere Erscheinungsform der Amazonen keinen feststehenden Charakter aufweist. Die Statue des Polykrat ist eine Amazone, und die Dorrladen-Kriegerin von Dahomey ist auch eine Amazone. Der verbindende Grundzug, der es erlaubt, die verschiedenen Typen in eine Anreihe zusammenzusetzen, ist rein psychologisch. Es handelt sich eben um besonders aktive oder energische Naturen, wie jetzt ein vielsagender Ausdruck lautet. Als solche sind die Amazonen aller Art nur ein Glied in der fortlaufenden Kette unseres Themas. Wo immer ein Amazonentum als einzelne oder Massenerscheinung auftritt, erklärt es sich ohne Schwierigkeit aus den beständig vorhandenen Möglichkeiten in der Psyche des Weibes. Da ist nichts weiter nötig als Gelegenheit zur Entfaltung, oder anders ausgedrückt: es brauchen nur bisherige Hemmungen fallen.

374. Eine Heroine der Dauphiné von 1692
Gemälde von Ergelb

So ist es gar nicht verwunderlich, daß zum Beispiel die russische Frau des 18. Jahrhunderts fast plötzlich von der Zurückgezogenheit im Terem zur schrankenlosen Betätigung in der Öffentlichkeit überging. Man sah neben Katharina II die Fürstin Daschkow in Männerkleidern zu Pferde reiten. Im Nebenamt war sie Direktor der Akademie der Wissenschaften. Die Gräfin Puschkin kommandierte in Wirklichkeit die Truppen, die ihr Gemahl in Finland zu führen hatte, und es wurde keine Bewegung gegen den Feind unternommen, bevor nicht ihre Ansicht eingeholt war. Wie Bernh. Stern angibt, zitterte der Kriegsminister Saltykow vor seiner Frau mehr, als die ganze Armee vor ihm. Madame Nelus war der eigentliche Oberst des Regiments Tobolsk, während sich der Mann kaum zu zeigen getraute, empfing die Frau in Narwa bei ihrer Toilette die Rapporte, ging auf die Parade, befehligte die Wachen. Bei einem Überfall, den die Schweden versuchten, trat sie in Unterrock aus dem Zelt, stellte sich an die Spitze eines Bataillons und marschierte gegen den Feind. Das Amazonentum ist an kein spezielles Land gebunden. Die Generalin Verdier, von Hause aus

Die Jagdherrin. Farbige Lithographie nach Alfred de Dreux. Um 1855

Albert Langen, München

eine italienische Sängerin, stand in Ägypten in einem Carré in der ersten Feuerlinie. Auf dem Rückzug von St. Jean d'Acre war sie beim äußersten Nachtrab und teilte Schwierigkeiten und Gefahren auf ihrem Pferde. Wir werden sie noch im nächsten Kapitel wiederfinden. Weniger auf die Wohlfahrt ihrer Mitmenschen bedacht waren zwei Amazonen, die vor einigen Jahren in den Prärien Colorados einem Automobil entgegensprengten. Den Insassen, einem reichen Kaufmann aus Buffalo nebst vier Gefährten, winkten sie zu, man möchte einen Augenblick anhalten. Die Männer glaubten, die Reiterinnen in Khaki und breitkrempigen Hüten seien Cowgirls des wilden Westens und stoppten ihren Motor. Aber sogleich zog die eine den Revolver und rief das übliche „Hände hoch!“, während die andere den Herren gemütlich die Taschen leerte. Dann rissen sie die Pferde herum und waren im Nu verschwunden. Den Beraubten blieb nichts als die Konstatierung, daß sie es mit ausgezeichneten Reiterinnen zu tun gehabt hatten.

375. Die Herzogin von Devonshire
Radierung auf ihre Tätigkeit bei den Wahlen für das englische Parlament von 1784

Während der französischen Revolution stand ein Amazonentum auf, das unverkennbar grausame Züge im Antlitz trug. Anfangs war es noch der Altar der Freiheit und des Vaterlandes, zu dem sich die Frauen schritten, um, nach dem Beispiel, das die freien amerikanischen Provinzen gegeben hatten, Geschmeide und Nadelgelder dem Gemeinwohl zu opfern. Männer, Brüder, Liebhaber wurden von ihnen gedrängt, mit in die Schranken zu treten. Es war bald nichts Außergewöhnliches mehr, daß Frauen in Reih und Glied der Kämpfenden traten und die Waffen so gut handhabten wie irgend ein Mann. Am 10. August 1792 tat sich Mademoiselle Théroigne bei der Erstürmung der Tuilerien besonders hervor. Sie rief die Fliehenden zurück und griff an der Spitze der Marseiller zum zweiten Male an. Zur Belohnung für ihre Tapferkeit gab man ihr die Erlaubnis, unter den Mitgliedern und auf den Bänken der Nationalversammlung sitzen zu dürfen. Der Engländer Moore sah diese Amazone einige Tage darauf in einem Reitkleide und der Uniform der Nationalgarde in die Versammlung treten; er sagt, sie hatte eine kriegerische Miene, die einen tapferen Mann nicht übel gekleidet hätte.

Sehr bald aber trat die Wirkung jener Psychologie der Massen ein, von der bereits auf Seite 246—254 die Rede war. Die gröberen Impulse führten zu den gröberen Instinkthandlungen. Das wird recht ersichtlich, wenn wir den Bericht eines unmittelbaren Zeitgenossen überfliegen.

Schon lange vor der Revolution warf man den französischen Weibern vor, daß sie ungeachtet der Zartheit und Empfindlichkeit ihres Geschlechts, den schrecklichsten Hinrichtungen beiwohnten. Diese Eigenheit be

376. Das Amazonenheer. Bilderbogen von Ludwig Burger. Um 1848

drapieren die Französinnen auch während der Revolution. Die täglichen immer zahlreicheren Exekutionen ermüdeten und sättigten Weiber und Männer nicht nur allein nicht, sondern schienen vielmehr ihren Blutdurst oder ihre Begierde nach blutigen Schauspielen zu reizen. Zuschauer und Zuschauerinnen gingen von dem Anblick ganzer Haufen von Leichnamen und dampfender Ströme von Blut in die Theater, die selbst an den Todestagen des Königs und der Königin nicht weniger als zu andern Zeiten angefüllt waren. … Die meisten Ungeheuer, welche Robespierre und dessen Rotte in die Provinzen schickte, um ganze Städte zu verheeren, ganze Familien mit der Wurzel auszurotten, ja viele hunderte und tausende durch das Mordbeil oder durch Kartätschen oder durch Ersäufungen von der Erde zu vertilgen, hatten Maitressen oder Mätressen an ihrer Seite, welche mit ihren Männern oder Liebhabern in den Künsten und Werken der Grausamkeiten wetteiferten, und hingegen erzeugt die Geschichte der Revolution nur ein einziges Weib, das durch sanfte Menschlichkeit eben den Würger entwaffnete, den sie durch ihre Schönheit besiegt hatte. Es ist nicht möglich, und auch nicht nötig, alle die Greuel aufzudecken, welche die von Robespierre ausgesandten männlichen und weiblichen Würgerinnen ausgeübt haben: denn wenn irgend etwas einen anhaltenden Zweifel an dem Dasein eines gerechten, gütigen und allmächtigen Gottes erregen könnte, so wäre es eine vollständige Geschichte der Missetaten, deren sich die vorher genannten Unmenschen schuldig gemacht haben. Die schaudernde Hand vermag es kaum, nur einige Proben jener Scheußlichkeiten niederzuschreiben. — Die Frau des blutdürstigen Le Bon ließ sich jeden Abend von dem Kerkermeistern die Verzeichnisse der Verhafteten bringen, und setzte mit eigner Hand ein G hinter die Namen derjenigen, welche am folgenden Morgen hingerichtet werden sollten. Eines Tages sollte ein ungewöhnliches Mordschauspiel aufgeführt werden, und siebenundzwanzig Personen, unter diesen vierzehn junge Mädchen, auf einmal abgetan werden. Le Bon erteilte den Befehl, daß das Volk bei diesem Schauspiel er-

scheinen sollte, welchem Befehl man sich nicht ohne Todesgefahr entziehen durfte. Eine angesehene Witwe konnte sich wegen Unpäßlichkeit nicht bei der großen Guillotinade einfinden, und schickte deswegen ihre Tochter, als Stellvertreterin. Die Mutter schärfte es der Tochter auf das ernstlichste ein, daß sie bei den Hinrichtungen ja kein Zeichen von teilnehmender Rührung geben möchte. Die Tochter versprach, genau über sich zu wachen, und hielt dieses Versprechen bis zur Vorführung des sechzehnten Schlachtopfers. In diesem erblickte sie eine ihrer vertrautesten Jugendfreundinnen, von der sie gar nicht gewußt hatte, daß sie das Blutgerüst betreten werde. Bei dem Anblick der zum Tode gehenden Freundin konnte sie unwillkürliche Tränen nicht zurückhalten. Unglücklicherweise trennte das Beil nicht auf einmal den Kopf von dem übrigen Körper. Der Scharfrichter mußte mit einem Messer nachhelfen. Bei dieser Metzelei fiel die Teilnehmerin in Ohnmacht. Als das Weib des Le Bon, das stets auf dem Blutgerüst saß, die Ohnmacht des Mädchens wahrnahm, so befahl sie den Arbeitern laut: setzt das Luder bei Aristokratin! haltet sie fest! — Mutter und Tochter wurden sogleich eingezogen, und die letztere mußte nach zwei Tagen ihre Tränen und ihre Ohnmacht mit dem Tode büßen. ... Die französischen Weiber waren im ganzen so wohl während als nach der Schreckenszeit eifrigere Republikanerinnen, die Weiber und die Frauen und Töchter des vormals privilegierten Standes ausgenommen. Die Männer und Weiber der mittleren und geringeren Klassen wurden dadurch der Revolution am meisten gewogen, daß die Reichen und Vornehmen alle Dienste und andere Lasten gleich den Armen und Geringen tun und tragen mußten, daß diese neben jenen stehn und ratschlagen, ja daß sie sogar diejenigen in Furcht setzen konnten, durch deren Vorrechte, Ehrenstellen und Prunk sie vormals so sehr waren gedemütigt worden. Um dieser schmeichelhaften Vorteile willen opferten Männer und Weiber nicht nur willig ihren Überfluß oder ihre Bequemlichkeiten, sondern selbst das Notwendige auf. Wenn man bei den täglichen Austeilungen kein Brot erhalten hatte, so bewies die Frau ihrem Mann, daß das Unglück, in vierundzwanzig Stunden kein Brot zu haben, sehr erträglich sei. Man muß, sagte sie, der Freiheit etwas aufopfern, und ging dann mit einer Mark in die Garküchen, wo man für die Wahl besser, was sie kochen wolle, schwer werde. Beide Teile waren mit einem Gerichte von Bier und Kartoffeln zufrieden.

377 Zapfenstreich der weiblichen Nationalgarde
Französische Lithographie von 1848

Als eifrige Republikanerinnen waren die Weiber bei Empörungen und Aufläufen gewöhnlich die ersten Teilnehmer, oder machten wenigstens die größte Zahl aus. Die Französinnen arbeiten überhaupt weniger als die deutschen Frauen und Mädchen. Sie konnten sich also auch ohne großen Schaden von ihrem Hauswesen entfernen, anstatt daß die Abwesenheit der Männer zugleich eine Stockung des Gewerbes veranlaßte. Wenn Weiber oder Mannspersonen betroffen wurden, so straft man sie der Regel nach gelinder als die Männer, und dies Privilegium ihres Geschlechts machte sie nur um desto mutiger. Es kamen überdem täglich Hunderte oder Tausende von Weibern zu den Austeilungen des Brotes oder Mehls oder der Kohlen, oder zu den gerichtlichen Verkäufen und bei andern öffentlichen Vorfällen zusammen. Solche Weiberhaufen waren beständig bereit und geneigt, bei den geringsten Anlässen Lärmen zu stiften, und an Anlässen dieser Art fehlte es in den Zeiten der Revolution selten oder niemals.

Abbildung Nr. 374 zeigt uns eine Heroine der Dauphiné von 1692. Es ist Mademoiselle de la Charce, die schöne Phelis, die mit Degen und Pistole in den Krieg zog, weil der Ungetreue, den sie einst liebte, an der Spitze der feindlichen Truppen in ihr Heimatland eingefallen war. — Die

378. Barrikadenkämpferin vom 1830 Französische Spielkarte

Abbildungen Nr. 336, 359 und 371 geben Szenen aus der großen Revolution. Am 5. Oktober 1789 marschierten die Pariser Frauen nach der Residenz Versailles, um den König nach Paris zu holen und ihn zu zwingen, die Erklärung der Menschenrechte anzuerkennen. — Eine Barrikadenkämpferin der Julirevolution ist auf der französischen Spielkarte (Abbildung Nr. 378) verewigt. — Für das Jahr 1848 ist die Auffassung schon weniger ernsthaft, indessen sind auch die männlichen Helden damals hauptsächlich der Karikatur verfallen. Abbildung Nr. 376 ist das Titelblatt einer ganzen Serie von Ludwig Burger. Die Damen strömen massenhaft und nicht gerade freudig zum Lokal der Kreis-Ersatz-Kommission, werden gemessen und auch sonst auf Herz und Nieren geprüft, wie sich durch den Fensterscheibe beobachten läßt. Im Vordergrund werden alle weiblichen Gerätschaften zu einem Scheiterhaufen zusammengeworfen, oder das Oberste des Panieres steht hoch — der Pantoffel. Nr. 350, 377 und 379 lächeln spöttisch über die Amazonen, während der „weibliche Tambour-Major" Vernier's (Abbildung Nr. 382) mehr dem modischen Kostüm seinen Ursprung verdankt. Die Krinoline als aufgeblähte Soldaten-Pumphose.

379. Corps de Dames. Wiener Karikatur 1848

Während die Amazonen zu Fuß heutzutage auf den Ausbrechen eines Krieges warten müssen, um ihren Expansionsdrang zu befriedigen, ist das Amazonentum zu Pferde ein dauerndes Privileg der oberen Gesellschaftsklassen geblieben. Die illustrierten Blätter werden nicht müde, Photographien von reitenden Damen zu veröffentlichen. Allerdings sieht man die Damen da nicht „im Herrensattel", wie es noch der englische Stich von 1820 zeigt (Abbildung Nr. 337), hier bricht das Pferdchen unter der schweren Last der Emanzipierten fast zusammen. Drei Generationen haben genügt, um in England den seitlichen Sitz und besonders den langen beim Gehen unmöglichen Reitrock zur Vorschrift zu machen. So konnte es geschehen, daß eine französische Sängerin im Londoner Hyde-Park mit „Shockings" bombardiert wurde, als sie einen Spazierritt — im Herrensattel unternahm! Nein, das schreckliche Rock-Ungetüm war bis zum Kriegsbeginn schmal geschlitzt! — Am Schlitz sind weiße Passementerien

angebracht, in denen Perlen verarbeitet sind, auch das Muster des schimmernden Strumpfes aus echter Spitze ist mit Perlen bestickt", wußte der Reporter zu schildern. Der Reporter hatte auch gleich seine Kamera im Anschlag, und so erschien das „entzückende" Bild als neueste Sensation in allen Zeitschriften der Welt. Auch ein Beitrag zur modernen Sexualpsychologie!

In welche Verlegenheit der lange Rock die Künstler bringt, zeigen unsere Abbildungen. Auf der Travestie von A. Grévin (Abbildung Nr. 384) bedeckt er in kühnem Schwunge das ganze Roß und auf der Lithographie von 1854 (Abbildung Nr. 380) reicht sein Volumen zu einem Sack, in dem die ganze Reiterin verschwinden könnte. Auf der farbenprächtigen Lithographie nach Alfred de Dreux (siehe farbige Beilage) hat sich der Künstler durch das changeantartige Schillern des Stoffes in reizvoller Weise zu helfen gesucht. Schlimmer aber ist es um die ästhetische Wirkung des Unterkörpers bestellt, sobald die Reiterinnen abgesessen sind. Man vergleiche daraufhin die Abbildungen Nr. 382, 383, 386, 388. Eine Art Reithose tragen die „zwei Herzoginnen auf der Jagd" (Abbildung Nr. 363). Dieser Kupfer des 17. Jahrhunderts führt uns zu einer bemerkenswerten Ehrenauszeichnung, die in ziemlich unbekanntem Umfange an hohe, allerhöchste Damen verliehen wird. Sie steht in einem bemerkenswertem Widerspruch zu einer ebenfalls allerhöchsten Äußerung, wonach die Hauptaufgabe der Frau nicht im Erreichen von vermeintlichen Rechten liege, in denen sie es den Männern gleich tun könne, sondern in der stillen Arbeit im Hause und in der Familie. Man sieht wieder: eins schickt sich nicht für alle, und unter Umständen hat ein ganzes Regiment ex officio vor einer Amazone stramm zu stehen. Ich entnehme die betreffende Rangliste einem konservativen Blatt und ich hoffe, sie ist bis dato komplett und keine der existierenden „Chefinnen" übersehen.

380. Hohe Schule. Lithographie nach A. Deveria. Um 1840

Insgesamt 20 Fürstinnen gehören dem deutschen Heere als Chef oder Inhaber von Regimentern oder Bataillonen an. Davon stehen 18 Fürstinnen an der Spitze preußischer oder bundesstaatlicher und zwei an der Spitze württembergischer Truppenteile. Die Kaiserin ist Chef des Füsilier-Regiments Königin (schleswig-holsteinisches) Nr. 86 in Flensburg und Sonderburg. Die Herzogin Louise Margarete von Connaught, Prinzessin Arthur von England, eine Tochter des verstorbenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen, wurde am 14. September 1891 zum Chef des in Prenzlau und Angermünde stehenden Infanterie-Regiments Prinz Friedrich Karl von Preußen (8. brandenburgisches) Nr. 64 ernannt. Der Königin-Mutter Emma der Niederlande verlieh der Kaiser am 31. Mai 1892 das Infanterie-Regiment Prinz Friedrich der Niederlande (2. westfälisches) Nr. 15 in Minden. Die Großherzogin von Baden wurde bei der großen Herbstparade des Gardekorps am 1. September 1893 zum Chef des Königin Augusta Garde-Grenadier-Regiments Nr. 4 ernannt, dessen Chef

die Kaiserin Augusta bis zu ihrem Tode war. Auch die jugendliche Königin Wilhelmina der Niederlande ist mit dem deutschen Heere aufs Innigste (!) verbunden. Der Kaiser ernannte sie am 31. August 1898, ihrem 18. Geburtstage und gleichzeitigen Tage ihres Regierungsantritts, zum Chef des Husaren-Regiments (hannoversches) Nr. 15 in Wandsbek und verlieh dem Regiment hierbei den Beinamen „Königin Wilhelmina der Niederlande". Des Weiteren ist die Kronprinzessin von Griechenland, Prinzessin Sophie, eine Schwester des Kaisers, Chef des Königin Elisabeth Garde-Grenadier-Regiments Nr. 3 in Charlottenburg, die Kaiserin Alexandra von Rußland, Schwester des regierenden Großherzogs von Hessen, Chef des 2. Garde-Dragoner-Regiments Kaiserin Alexandra von Rußland in Berlin, die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, älteste Schwester des Kaisers, Chef des in Breslau stehenden Grenadier-Regiments König Friedrich III (2. schlesisches) Nr. 11, die Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, ebenfalls eine Schwester des Kaisers, Chef des 5. westfälischen Infanterie-Regiments Nr. 53 in Köln, die Königin-Mutter von Italien Chef des kurhessischen Jägerbataillons Nr. 11 in Marburg und die Großherzogin von Hessen und bei Rhein ist Inhaberin des Infanterie-Leibregiments Großherzogin (3. großherzoglich-hessisches) Nr. 117 in Mainz. Im Verlauf der letzten Jahre hat der Kaiser allein sechs Fürstinnen zu Regimentschefs ernannt. Der Königin von Schweden verlieh der Kaiser das Füsilier-Regiment Königin Viktoria von Schweden (pommersches) Nr. 34 in Stettin und der Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen das Dragoner-Regiment von Arnim (2. brandenburgisches) Nr. 12 in Gnesen. Die Kronprinzessin Cecilie nennt sich Chef des Dragoner-Regiments König Friedrich III (2. schlesisches) Nr. 8 in Oels, Kreuzburg, Bernstadt und Namslau. Des Kaiserpaares Tochter, die Prinzessin Viktoria Luise von Preußen ist neben dem Kaiser Chef des 2. Leib-Husaren-Regiments Königin Viktoria von Preußen Nr. 2 in Danzig (Langfuhr), die Prinzessin Friedrich Karl von Hessen, Prinzessin von Preußen, jüngste Schwester des Kaisers, steht als Chef an der Spitze des Füsilier-Regiments von Gersdorff (kurhessisches) Nr. 80 in Wiesbaden und Homburg vor der Höhe. Erst seit kurzer Zeit ist auch die Königin von England Chef eines preußischen Regiments. Der Kaiser verlieh ihr das in Stolp garnisonierende Husaren-Regiment Fürst Blücher von Wahlstatt (pommersches) Nr. 5

381. Jägerin zu Pferde aus der Zeit Ludwigs XIII. Zeichnung von W. Grögler

Vom Männerduell war gesprochen worden (Seite 92). Es ist, aus dem Tierreiche her, ein biologischer Bestandteil der Umwerbung, als solcher begründet, sobald der Kampf um ein Weibchen geht, und in dieser Form niemals auszurotten. Aber was soll man vom Frauenduell sagen? Biologisch im gleichen Sinne, läßt sich da nichts begründen. In der Tierwelt raufen sich die Weibchen nicht um ein Männchen. Es würde ihnen auch nichts nützen. Denn war das betreffende Männchen indifferent, so wird es auch nachher ungerührt bleiben, war es aber schon vorher angereizt, so kann durch die überflüssige Beseitigung eines anderen Weibchens nichts gewonnen werden. In der Menschheitsgeschichte dagegen kommen Fälle wie folgender vor:

382. Der weibliche Tambour-Major
Lithographie von Ch. Vernier. [illegible]

Der Duc de Richelieu war die Ursache eines bis dahin unerhörten Zweikampfs zwischen zwei Weibern, die sich um seinen Besitz stritten, zwischen der Frau von Polignac und der von Nesle. Es half nichts, daß der Herzog der ersteren zu wiederholten Malen den Abschied gab. Die Frau von Polignac liebte den Untreuen stets mit gleicher Heftigkeit, und sie war daher auf alle die Damen eifersüchtig, welche auf sie nicht vereinzelt, sondern in ganzen Haufen und auf einmal gefolgt waren. In diesen Qualen der Eifersucht fiel sie eines Tages auf Madame de Nesle und forderte sie auf Pistolen in das Holz von Boulogne. Die Frau von Nesle nahm die Aufforderung begierig an, in der Meinung, die auch ihre Widersacherin hegte, daß sie entweder ihre Nebenbuhlerin töten und allein im Besitz des Geliebten bleiben oder daß sie durch einen rühmlichen Tod ihre Treue und unaussprechliche Liebe beweisen würde. Beide Damen erschienen und schossen ihre Pistolen auf einmal los. Die Frau von Nesle fiel, und im Fallen wurde ihre schöne Brust mit Blut bedeckt. Fahre hin, rief die Siegerin, ich will dich lehren, einer Frau wie ich bin einen Liebhaber abzujagen. Wenn ich die Verräterin in meiner Gewalt hätte, so würde ich ihr Herz verzehren, wie ich ihr Gehirn verbrannt habe! Ein junger Mensch, der diese grausamen Worte hörte, bat sie, sich zu mäßigen, und nicht einer Unglücklichen zu spotten, welche ihr wenigstens durch ihren Mut Hochachtung abzwinge. Schweig, junger Unbesonnener, rief Frau von Polignac, es geziemt dir nicht, mir Lehren geben zu wollen! Die Frau von Nesle war nicht, wie man anfangs fürchtete, in der Brust, sondern sehr leicht in der Schulter verwundet. Als sie wieder zu sich kam, fragte man sie, ob denn der Liebhaber um dessen Besitz sie gekämpft habe, sich auch der Mühe verlohnte. O ja, antwortete die Verwundete, er verdient, daß man ein noch viel schöneres Blut für ihn vergieße. Er ist der liebenswürdigste Mann des Hofes. Alle Damen legen ihm Schlingen. Ich hoffe aber, daß der Beweis von Liebe, den ich jetzt gegeben habe, mir ihn ungeteilt verschaffen werde.

383. Reitdame. Zeichnung von Gavarni. [illegible]

384 Amazone von Werkeie Photographische Gesellschaft

Ich habe euch, setzte sie hinzu, zu viel Verbindlichkeit um euch seinen Namen zu verschweigen. Es ist der Herzog von Richelieu, ja der Herzog von Richelieu, der Erstgeborene des Kriegsgottes und der Liebesgöttin.“

Daß das angenehme Wissen oder die galante Abenteuer des 18. Jahrhunderts nicht als alleinige Entstehungsursache in Betracht kommen kann, ersieht man aus einer Zeitungsnotiz vom vorigen Jahre.

Zwei Arbeitermädchen in Odessa, Marie und Jekaterina, die als Jugendfreundinnen bisher stets in engster Freundschaft miteinander gelebt hatten, entzweiten sich vor einiger Zeit aus Eifersucht, da sie beide einen jungen Mann in gleicher Weise liebten. Die Nebenbuhlerschaft zwischen den beiden Freundinnen steigerte sich immer mehr, da der Gegenstand ihrer Liebe beiden zugetan schien und es mit keiner verderben wollte. Endlich kam Maria auf den Gedanken, die Streitsache in einer für Frauen nicht ganz passenden und darum auch nicht besonders häufig vorkommenden Weise auszutragen: sie forderte ihre Freundin zum Zweikampf, und Jekaterina nahm die Forderung an. Das Duell wurde auf den 12. März anberaumt, und es wurde ausdrücklich abgemacht, daß die Überlebende den gemeinsamen Geliebten heiraten dürfe. Am Entscheidungstage suchte Marie ihre Freundin in deren Wohnung auf, bleich und entschlossen. Jekaterina machte den Versuch, das Duell rückgängig zu machen, und schlug der Freundin vor, alles beim alten zu lassen. Maria rief ihr aber ein entschiedenes „Nein!“ entgegen und fragte sie höhnisch, ob sie schon den Mut verloren habe. Darauf griffen die beiden Mädchen zu Messern und gingen aufeinander los. Nach heißem Kampf entfiel der Jekaterina das Messer, und Maria stürzte sich nun wutentbrannt auf die Nebenbuhlerin und stach sie nieder.

Als Erklärung für diese Fälle, in denen wirklich das Leben gewagt wurde, bleibt nur die Herrschsucht des Weibes, die Begierde der Macht, die den Mann als bloßes Objekt ansieht und dem Siege an und für sich eine befriedigende Auslösung abzugewinnen versteht. Um andere Motive, nämlich um die Beseitigung des hemmenden Ehemannes zu Gunsten des Liebhabers, handelt es sich im nachstehenden Fall der russischen Fechtmeisterin, der eine völlige Analogie ist zu dem auf Seite 347 angeführten Fall einer Amerikanerin.

Eine junge Russin, Frau Nadja X. in Moskau, darf für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen, die erste Frau zu sein, die ihren Mann regelrecht im Duell erstochen hat. Den tragischen Fall, der in Moskau ungeheures Aufsehen erregte, erzählen die russischen Blätter folgendermaßen: Die junge, schlanke und glutäugige Dame war mit einem Fechtlehrer verheiratet und hatte selbst den gleichen Beruf wie ihr Mann. Die X. waren in Moskau ansässig und ihr Fechtsaal erfreute sich eines regen Besuches. Nadja hatte im vorigen Frühjahr den ersten Preis bei einer Fechtkonkurrenz gewonnen, und bald war sie selbst die Hauptattraktion des Instituts. Die männlichen Besucher schwärmten für sie natürlich an und betrachteten es als ein besonderes Glück, mit ihr fechten zu dürfen. Die Harmonie wurde jedoch eines Tages durch einen jungen Offizier gestört, der so eifrig mit der schönen Fechterin flirtete, daß ihr Mann eifersüchtig wurde und dem Offizier eine Züchtigung verabreichte, die gewöhnlich dem Duell voranzugehen pflegt. Aber nun geschah etwas Merkwürdiges. Gleich nachdem die Sekundanten des Offiziers sich von dem Fechtmeister entfernt hatten, erhielt Herr X. den Besuch seiner Gattin,

MONTMARTRE

Die befriedigte Torera Plakat von Roedel. Um 1900

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

und zwar kamen sie von selbst — Frau Nadja hatte sich durch das Benehmen ihres Mannes beleidigt gefühlt, war von ihm vorgezogen und zwang ihm nun gleichfalls eine Herausforderung! Sie bestand darauf, daß er sich mit ihr duellierte, da die Begegnung mit dem Offizier stattfand. Der Mann suchte erst diesen merkwürdigen Zweikampf zu umgehen, gab aber schließlich nach, weil er dachte, sie auf diese Weise wieder versöhnen zu können. Er nahm also die Herausforderung an und begab sich auf den Kampfplatz. Statt zu der erhofften Versöhnung kam es jedoch zu einer blutigen Tragödie. X. stellte sich seiner Frau gegenüber, einer der Sekundanten kommandierte „Allez!“ und Nadja griff ihren Mann an. Er wußte, daß sie eine geschickte Gegnerin war, aber er fühlte sich ihr durchaus gewachsen. Er zog sich langsam unter Paraden zurück, ohne selbst ernstlich zu kämpfen. So verlief die erste Runde. Als die beiden Duellanten einander wieder gegenüberstanden, mußte der Mann zu einer anderen Taktik übergehen, um sein Leben zu retten. Er versuchte es mit ausfälligen Angriffen und dachte auf diese Weise seine Gegnerin zu ermüden. Aber sie war zu gut trainiert, die zweite Runde verlief ebenso resultatlos wie die erste. So kam die dritte heran. Der Mann hielt sich hauptsächlich in der Defensive. Es war ja doch seine Frau, und er liebte sie noch immer. Er wollte sie nicht einmal verwunden aber — da sprang sie ihn auch schon mit einem meisterhaften Sprung entgegen. Das Florett ging ihm quer durch die Brust. Nadja war Witwe geworden. Solche Affäre sind bei Männern auf dem Fechtboden bei jungen Männern verschwunden, dafür wird die Institution jetzt von Frauen gefördert.

Jedenfalls bestehen keinerlei Anzeichen dafür, daß das Frauenduell jemals, auch nicht in den Zeiten des Mutterrechts, eine gesellschaftliche Institution gleich dem Zweikampf der Männer gewesen wäre. Verständlicher ist es, daß sich die Damen der professionellen Akrobatik für das Ausfechten von Streitigkeiten mit den Waffen in der Hand zu erwärmen pflegen. Hier ist das Duell eben sportsmäßige Technik. So veranstaltete neuerdings eine Spanierin eine Vortragsreise in Südamerika, auf der sie das Frauenduell zur Verteidigung der weiblichen Ehre predigte. Sie hatte gut predigen. Denn sie war unter den Gauchos aufgewachsen, verstand sich auf alle Künste dieser wilden Reitergesellen und trat selber als Ringkämpferin auf. „Warum sollen wir uns nicht wie die Männer schlagen“, rief sie mit schöner Gebärde aus, „haben wir nicht dieselbe Ehre, wie sie, ja, eine Ehre, die noch viel leichter verletzt werden kann? man muß uns bald nicht mehr das schwache Geschlecht nennen, wenn bei der Spitze unseres Degens oder vor der Mündung unseres Revolvers zu zittern gelernt hat!“ Sie erzählte dann noch von den Cowgirls von Arizona, die während des Galopprennens sich heute mit dem Revolver aufeinander feuern, bis die eine getroffen wird. ... Es wäre ein Wagnis, dieser in allen Sätteln gerechten Amazone die leicht verletzliche Ehre abstreiten zu wollen. Indessen, der allgemeinen Frauenbewegung dürfte auf diesem Wege vermöge Mangels an Mitteln kaum aufzuhelfen sein. Nur der einzelnen gelingt der Coup, nachdem sie sich gehörig mit zusammenhängenden Tricks vergnügt hat.

379. Atalanta
Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1897

Bei einem der kleinen Scharmützel, die den Schluß der Versammlungen der Frauenrechtlerinnen zu bilden pflegten.

wollte ein „Policeman“ eine der lautesten und wildesten Rednerinnen im Streit mit sanfter Gewalt aus dem Saale entfernen, als diese plötzlich eine schöne ritterliche Pose einnahm und dem Hüter der öffentlichen Ordnung sehr ruhig und sehr scharf zurief: „Rühren Sie mich nicht an, wenn Sie nicht zu Boden geworfen werden wollen, daß Sie die Beine in die Luft strecken müssen!“ Die prahlerische Drohung machte dem herkulisch gebauten Schutzmann nicht wenig Spaß, mit einem mitleidigen Lächeln sagte er in geringschätzigem Ton: „Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nur ein schwaches Weib sind!“ — „Sehr richtig bemerkt“ höhnte die tapfere Frau, „aber wenn Sie es darauf ankommen lassen, verspreche ich mich [illegible]. Sie, den Riesen, nach allen Regeln der Kunst, das heißt meiner Kunst zu werfen, daß Ihre Beine in der Luft zappeln müssen.“ Der baumlange „Policeman“ lachte vergnügt auf, die Sache begann ihm aufs höchste zu amüsieren und interessieren. Die Vorkämpferin der politische Betätigung heischenden Damen ließ sich aber durch den Spott und das Lachen des Beamten nicht aus der Fassung bringen, sie wurde jetzt vielmehr selbst spöttisch und ironisch und sagte, indem sie den Vertreter der heiligen Hermandad vom Kopf bis zu den Füßen musterte: „Im übrigen bemerke ich, daß Sie kaum mehr als neunzig Kilogramm wiegen dürften, das freut mich am Ihretwillen sehr, denn wenn Sie schwerer wären, könnten Sie sich beim Fallen leicht Schaden tun, und mir sehr leid [illegible].“ Das war dem „Policeman“ doch ein bißchen zuviel, er fühlte sich schwer gekränkt und beschloß in seinem Sinne dieser großsprecherischen, kecken Tochter Evas einen kleinen Denkzettel zu geben. Ohne sich auf weitere Diskussionen einzulassen, packte er sie mit starker Hand bei den Schultern und schien sich selbst nicht wenig zu wundern, daß die erhitzte Dame, die eben noch „den Mund so weit aufgerissen“ hatte, sich so ohne jede Mühe von der Stelle bewegen ließ. Das böse Nachspiel sollte aber bald kommen, die Frau ließ sich plötzlich leicht auf den Rücken fallen, zog den Mann zu sich herab, fing ihn mit ihren Beinen, die sie wie zwei Sprungfedern gekrümmt hatte, auf, ließ die Sprungfedern geschickt in die Höhe schnellen und bewirkte dadurch, daß der arme „Policeman“ ein paar Schritte weit geschleudert wurde, zu nicht geringem Erstaunen des Publikums lang hinschlug und die Beine, „wie Neuring sucht“, in die Luft streckte. Man lachte in London nicht wenig über dieses Abenteuer. Die tüchtige „Jiu-Jitsu“-Kämpferin war Frau G., die sich schon lange mit dem Gedanken trägt, die Frauen durch sportliche Übungen für den Kampf mit der Polizei stark zu machen.

Es ist selbstverständlich, daß aus Amerika der Vorschlag kommt, den Ehemann nötigenfalls zusammenzubiegen.

286. Nach dem Reiten. Gemälde von Max Brand

Ein New Yorker Blatt stellte unlängst die Behauptung auf, daß es kein amerikanische Familie gebe, die nicht wenigstens einen Fall von Ehescheidung zu verzeichnen habe, in größeren Familienkreisen seien mindestens zwei Ehen geschieden. Gegen diese höchst bedenklichen Zustände will man jetzt mit gesetzgeberischen Maßnahmen zu Felde ziehen. Eine ehrenwerte Dame aber will, wie man dem „Daily Chronicle“ aus New York berichtet, noch viel weitergehen und die jungen Damen Amerikas durch eine ganz neue Erziehungsmethode gegen alle Fährlichkeiten der Ehe wappnen. Die Mädchen sollen sich nicht mehr mit allerlei wissenschaftlichem Zeug den Kopf vollstopfen und auch nicht in die Geheimnisse der Kochkunst und der Haushaltungsführung einzudringen suchen, sondern sich ausschließlich der Athletik widmen, um im Kampfe mit dem Ungeheuer Mann ihren Mann zu stehen. Wohlverstanden: Es handelt sich bei dieser Ausbildung der körperlichen Kräfte nicht um Unterricht im Tennisspielen oder im Schlittschuhlaufen, sondern um regelrechte Athletik mit Boxen, Faustkampf und allem, was dazu gehört. Nach der Ansicht der allerneuesten Menschheitsbeglückerin kann nur die Athletik die Frauen für das Leben und insbesondere für das Eheleben stählen. Die Frau müsse sich von der Bevormundung durch den Mann freimachen und zwar bei einigen im buchstäblichen Sinne des Wortes. Was

387. Duell im Walde. Zeichnung von Paul Rieth. 1901

kann man aber beim Ringen mühsamer gebrauchen als eiserne Muskeln? Mit einer Frau, die ihm an physischer Kraft gleich oder gar überlegen ist, wird ein Mann nicht so leicht den Kampf aufzunehmen wagen; er wird sich aus Furcht gehörig verprügelt zu werden, schon hüten, zu spät nach Hause zu kommen oder seiner kräftigen besseren Hälfte einen neuen Hutputz zu verweigern, und die auf Kraft basierten Ehen werden glücklich sein und nur selten zu einer Scheidung führen. Die amerikanischen Männer mögen sich auf der Hut sein und sich auf Ringkämpfe am häuslichen Herd oder auf dem großen Familienteppich gefaßt machen!

Unsere farbige Beilage „Die besiegte Torera“, ein Plakat von Roedel, zeigt eine solche Meisterin der sportlichen Leibesübung. Zweifellos hat diese Gruppe von Amazonen das Zeug dazu, vielen Männern zum Verhängnis zu werden. In Spanien ist kürzlich einer gefeierten Stierkämpferin das fernere Auftreten untersagt worden, vielleicht aus Gründen, die nicht weit hiervon abliegen. Aber die hervorragende Zirkus- und Varietékünstlerin wird immer eine Ausnahme bleiben, selbst wenn die Athletik sindmäßig betrieben wird.

Die große Zahl amerikanischer Frauenklubs hat jetzt durch die Initiative einer unternehmenden Dame von Illinois, Mrs. Mae Enlock, eine eigenartige Bereicherung erfahren: ein Damenboxerklub wurde gegründet, und sofort fanden sich einige hundert sportfreudige Töchter des Staates Illinois bereit, dem neuen Klub beizutreten. Alle vierzehn Tage werden große Wettkämpfe abgehalten, und vor einem zahlreichen Publikum erproben die emanzipationslustigen Amerikanerinnen ihre Muskelkraft. Wohl in keinem Lande ist die Gründung von Frauenklubs mit solchem Eifer betrieben worden wie in Amerika; allein in New York zählt man

54*

heute nicht als sechzig Frauenklubs, und in den ganzen Vereinigten Staaten hat die Zahl bereits tausend überschritten. Im Anfang zur Unterhaltung, bildete die Veranstaltung von Vorträgen den Hauptzweck dieser Frauenvereinigungen, aber dies Programm erwies sich bald als ungenügend, und der erfinderische Sinn Amerikas brachte vielerlei wunderliche Ergänzungen. So gibt es heute in New York einen Klub der „Hosenträgerinnen", in Chicago einen Klub der „Pferdeenthusiastinnen" und in San Francisco einen ergötzlichen „Selbstmörderinnenklub". Das amerikanische Damenklubwesen hat in Europa bald Nachfolger gefunden. In England zum Beispiel zählt man heute gegen hundert sog. Frauenklubs, und ebenso haben sich die studentischen Frauen nach englischem Vorbild zu Klubs zusammengeschlossen, freilich ohne damit eine Bedingung hausfraulicher Tugend zu verbinden.

Auch den schwimmenden Amazonen dürfte es schwerlich gelingen, den Männer-Rekord zu brechen.

Zwei junge Mädchen werden in diesem Jahre den Versuch machen, den Aermelkanal zu durchschwimmen: Miß Rose P. und Miß Lily S. Miß P. aus Boston, eine kräftig gebaute Jungfrau von 17 Jahren, die schon seit ihrem 7. Lebensjahre regelmäßig schwimmen kann, ist aus mehreren Schwimmwettkämpfen als Siegerin hervorgegangen und hat schon einmal 40 Kilometer schwimmend zurückgelegt. Ihr Ehrgeiz ist nun, es den berühmten „Kanalschwimmern" Kapitän Webb und Burgeß mindestens gleich zu tun. Sie denkt sich die Sache recht einfach: sie will verschiedene Schwimmarten zur Anwendung bringen, um, ohne ihre Kräfte zu erschöpfen, mit allen möglichen Bewegungen Nutzen zu ziehen, und will auf dem Wasser treibend von den Strapazen ausruhen. Auf all die künstlichen Mittel, zu denen die Dauerschwimmer ihre Zuflucht nehmen, verzichtet sie: sie will ebensowenig ihren Körper einfetten. Augengläser will sie nur dann tragen, wenn es durchaus erforderlich sein sollte, und essen will sie während des Schwimmens überhaupt nicht. Miß S., eine Tochter des Direktors der Londoner Artillerie, ist die Kandidatin Englands für das Ueberschwimmen des Kanals. Leiterin des Schwimmklubs Londoner Frauen, bereits als Siegerin im Schwimmen über eine halbe Meile, hat sie im Rennen beim Weitschwimmen über vier Meilen, in welchem sie es mit Männern zu tun hatte, den ersten Preis davongetragen und in den Jahren 1910 und 1911 die Meisterschaft der Themse errungen. Im Jahre 1907 begleitete sie vier Stunden schwimmend einen ihrer Landsleute, der den erfolglosen Versuch machte, über den Kanal zu schwimmen, und im vorigen Jahre schwamm sie bei schwerer See in sieben Stunden 36 Kilometer weit. Sie bereitet sich jetzt für ihr großes Unternehmen vor, indem sie zur Kräftigung ihres Körpers nichts wie Fleisch, geröstetes Brot und Rahm ißt.

* * *

Die Skopzen. Ich habe erwähnt, daß die gläubigste Deutung des Namens der Amazonen auf eine Abtragung der Brust hinweist, die zum Zweck der bequemeren Handhabung von Pfeil und Bogen erfolgt sein soll, und ich habe diese Deutung als eine bloß etymologische Theorie bezeichnet. Wir finden nun aber eine solche Abtragung bei den Skopzen, indessen, wie gesagt, aus andern als akrobatischen Gründen.

Wie F. v. Stein nach den zuverlässigsten russischen Quellen zu erzählen weiß, trat im Anfang des Jahres 1869 in der russischen Presse eine Nachricht auf, die im ganzen Reich ungeheures Aufsehen erregte. In einer Stadt des Gouvernements Tambow war ein bis dahin angesehener Kaufmann erster Gilde und erblicher Ehrenbürger als Haupt der Skopez (= Verschnittenen) festgestellt und mit vielen Anhängern seiner Sekte verhaftet worden. In seinem Haus hatte man ein der Sekte gehöriges Kapital von 48 Millionen Rubel vorgefunden. Es hieß natürlich gleich, daß noch ein politischer Putsch dahinter stecke. Doch ließ sich diese Annahme nicht halten, die Sache war rein erotisch oder, wie die Anhänger sagten, religiös, was ja oft dasselbe ist. Interessant ist, daß das große Sektenvermögen, das man da so unerwartet aufgespürt, nachher bis auf den jenseitigen Rest von einer halben Million nicht mehr aufzufinden war. Die Skopzen werden nach kräftiger Schmierung des russischen Räderwerks wohl den Hauptteil wieder beiseite gebracht haben. Von den näheren Einzelheiten hat das russische Publikum wahrscheinlich nicht viel erfahren, bis auf das gerichtliche Urteil, das etwa drei Dutzend Personen nach Sibirien verschickte. Die Schmierung

388. Der gebändigte Hengst. Kupferstich nach Edwin Landseer 1872

des Räderwerks hatte sogar den Erfolg, daß die helle Milhan den rechtmäßigen Erben des Häuptlings reserviert wurde.

Die Skopzen berufen sich also auf die Bibel, die ja so geduldig ist, daß sie für jede beliebige Auslegung herhalten kann. Sie sagen, es steht geschrieben: Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; es sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind, und sind etliche, die sich selbst verschnitten haben, um des Himmelreichs willen, wer es fassen mag, der fasse es (Matth. 19, 12). Ferner: Selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben (Luc. 23, 29). Die Skopzen berufen sich noch auf weitere Stellen, in denen von einer Abtötung des Fleisches und der schändlichen Brunst die Rede ist. Aber diese Zitate halte ich nur für einen bekehrbaren Vorwand. Nämlich eine russische Ärzte-Kommission hat damals alle erreichbaren Mitglieder der Sekte gewissenhaft untersucht. Die Ergebnisse sind mit genauen anatomischen Zeichnungen von E. Pelikan, dem Präsidenten des medizinischen Consells, veröffentlicht worden. Aus der mir vorliegenden schönen Publikation ist zu ersehen, daß man den Männern nach Eintritt der Geschlechtsreife die Hoden herausgeschnitten oder sonst wie unbrauchbar gemacht hat. Diese Operation hat auf eine größere Reihe von Jahren hinaus keinen andern Effekt, als daß der Koitus unfruchtbar bleibt. Die Libido würde zunächst auch unverändert bleiben, wenn vollständige Amputation erfolgt. Hier bleibt sogar die Erektionsfähigkeit des membrum virile. Man muß dabei daran denken, daß sich die römische Domina der Kaiserzeit gerade zu Genußzwecken junge Sklaven derart herrichten ließ. Ein Satiriker beschreibt den, wie der Ephebe vor ihr steht und ihr seine Testikel in der Hand wägt, ob sie schon für den scharfen Schnitt mit der „Scherbe aus Samos“ reif genug sein mögen. Diese primitive Operationsmethode mit einem scharfen Steingutsplitter ist nicht ungefährlich, weil sich das Vas deferens leicht in die Bauchhöhle zurückzieht und innere Verblutung erfolgen kann. Im Altertum spielte freilich der Verlust eines Sklaven keine große Rolle im gesamten Haushalt.

Nun die Skopzen-Amazonen. Hier sind die Operationen an Brust und Genitalien erfolgt. Unter den erwähnten Zeichnungen sieht man eine, die eine so komplette Abtragung beider mammae darstellt, wie sie etwa in der Chirurgie des Krebses vorgenommen wird. Die Schnittränder sind ungeschickt vernäht und daher die Narben auffällig dick und ungleich. Sonderbarerweise ist diese eine Zeichnung als typisches Beispiel in die europäische Literatur übergegangen. Es sind aber andre da, die erkennen lassen, daß nur die Warzen entfernt oder nur gleichgültige seitliche Einschnitte gemacht wurden. An den Genitalien finden sich unbedeutende Einkerbungen der kleinen Schamlippen und auch eine Exstirpation der Klitoris mitsamt ihrer Vorhaut. Dazu ist zu sagen, daß der Mangel an

369. Jägerinnen. Gemälde von Stranel

390. Amazone von Tuaillon

Warzen dies das Säugen unmöglich machen würde, indessen ist ja keine Fortpflanzung beabsichtigt. Die Veränderungen der kleinen Schamlippen sind in jeder Hinsicht bedeutungslos. Der Fortfall der Klitoris ist allerdings in diesem ganzen Zusammenhang das Wichtigste, denn er beraubt die Betreffende ihres ersten und vorzüglichsten erogenen Zentrums, d. h. der Möglichkeit, physiologisch den höchsten Lustgipfel zu erklimmen. Ich darf dabei bemerken, daß amerikanische Chirurgen eine Zeit lang die Nachlässigkeit besessen haben, kleinen Mädchen zwecks einer angeblichen „Heilung" von Onanie die Klitoris zu exstirpieren und so diesen Unglücklichen ein für alle Mal die stärkste Glücksmöglichkeit zu stehlen. Diese gewissenlosen Schnitter hat niemand nach Sibirien spediert. Bei den operierten Skopzen-Frauen besteht nicht durchweg die Fähigkeit, Kinder zu gebären, was auch bei den nach Sibirien verschickten prompt erfolgt ist. Und was die Auslösung der Libido anlangt, so ist bis auf die Ausnahme der Klitoris-Exstirpation fast gar keine Abnahme der Fähigkeiten zu konstatieren. Dem steht gegenüber, daß der Verkehr mit den männlichen Skopzen keine Folgen haben kann. Ich schließe hieraus, daß die unerfreuliche Tendenz des Skopzentums eine rein hedonistische ist. Hinzu kommen die Tänze, was die Skopzen nach Art der religiösen Ekstatiker „in Gott arbeiten" nennen. Sie geschehen auf viererlei Weise. Beim „Schiffchen" (korabkil) springt ein Kreis im Gänsemarsch hintereinander herum. Beim „Mäntelchen" (stenotschka) steht der Kreis Schulter an Schulter und dreht

sich sonnwärts entsprechend dem Lauf der Sonne. Beim „Kreuzchen“ (krestik) laufen 4—8 Personen von den Winkeln des Zimmers kreuzweis durcheinander. Endlich drehen sie sich noch auf einem Fleck herum, rascher und rascher, bis sich die Hemden aufblähn und gleich Segeln rauschen. Alle Tänze sind absolut erotischer Art und führen zu einem Taumel der Raserei. Augenzeugen haben die Schlußszenen beschrieben. Der eine zittert krampfhaft, ein anderer stampft und trampelt mit den Füßen. Dieser springt in die Höhe, jener hockt sich nieder und schnellt rasch wieder empor. Gekreisch und wilde Laute erschallen, aus denen geheimnisvolle Worte und Anrufungen des heiligen Geistes und Gottes heraustönen. Der Schweiß rinnt in Strömen, sodaß, wenn der in Gott Arbeitenden viele sind, der Fußboden später mit Wischen getrocknet werden muß. Die Betenden sind erschöpft, leichenblaß und matt vom „Fliegen“, bis sie niederstürzen. Selbst für den profusen Schweißerguß vermag ihnen die Bibel herzuhalten: Es war aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde (Luc. 22, 44). Hierin erinnern die Skopzen stark an eine andre Sekte der russischen Altgläubigen, die Mogeljanten (Chlüsti). Auch diese bringen sich hauptsächlich durch angestrengte Bewegungen, die sie „Radenije“ nennen, in einen Zustand der Trunkenheit.

Die momentane Anzahl der Skopzen, die übrigens auch im rumänischen Gebiet auftreten, ist unmöglich genau anzugeben. Nach Schätzungen, die von 1865—1870 reichen, lebt die größte Anzahl in den Gouvernements Petersburg und Orel, mehr als 8⁰/₀ auf 100000 Einwohner, in den andern Gouvernements weniger. Doch sind sie so ziemlich im ganzen europäischen Rußland zu finden und man darf wohl eine ungefähre Vermutung auf eine Gesamtzahl von 30000 stellen.

391. Republik und Feudalismus

Zeichnung von W. Wilcke

Sie muß die Hosen anhaben!

Farbige Lithographie von A. Maurin. Um 1830

Albert Langen, München

399. Prager Karikatur auf den Bloomerismus Um 1850

XI

Die Frau und die Hosen

Ein Kapitel Mode. Es dreht sich um dasjenige Kleidungsstück, das in der neueren Zeit fast zum sekundären Sexualcharakter geworden ist. Die Kinder unterscheiden anfangs den Onkel und die Tante nur danach, ob sie Hose oder Rock anhaben. Und wenn exotische Völker zur Schau gestellt werden, sind die Erwachsenen nicht viel klüger. Der Chinese scheint ihnen ein Weib, und die Lappländerin ein Mann. Das ist die Macht der Erziehung und der Gewohnheit. In Kleidung und Schmuck ist stets die geschlechtliche Differenzierung ausgedrückt. Doch noch etwas ganz Anderes und Innerliches wird darin zum Ausdruck gebracht, das für den engen Horizont derer, die nur den eigenen Kulturkreis kennen, das Wesentlichste zu sein pflegt, nämlich das Schamgefühl. So ent-

steht die sittliche Auffassung von einer Identität zwischen Schamgefühl und Kleidung, die zu bedauerlichen Entgleisungen der Übersittlichen Anlaß gibt. Ein katholischer Schullehrer hat die ärmen Mädels seiner Klasse wegen „Schamlosigkeit" ausgeschimpft, weil die Ärmel ihrer Waschkleider nicht geschlossen bis zum Handgelenk reichten. Für den Psychologen ist klar, daß dieser geile Bursche, dem alles zuzutrauen ist, weil ihm die blanken Unterärmchen schon Erektion machen, daß dieser geile Bursche eine Gefahr für die echte Sittlichkeit der Kinder bedeutet. Aber in dem von Rom aus regierten Teil unseres Vaterlandes haben die Schafe zu schweigen, wenn die Lämmerhirten ihre Brunst exhibieren und zur Begründung die Herde „schamlos" schelten.

Als hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier wieder einmal von Grund auf darlegen, daß das Schamgefühl des Kulturmenschen nicht mit ihm geboren wird, daß es ein Erziehungsprodukt ist, und daß die äußere Lokalisierung des Schamgefühls nach Zeit und Rasse stets gewechselt hat. Die Lokalisierung des Schamgefühls ist eine reine Mode-Erscheinung (vgl. Seite 54), und nur minderwertige Kulturhistoriker vermögen das nicht zu erkennen, indem sie die vergangene Mode schamlos nennen und nicht ahnen, daß es der heutigen später ebenso ergehen wird. Es gibt eben kein absolutes Schamgefühl, sondern nur ein relatives, beständig im Fluß befindliches, das selbst an einem Ort und zu einer Zeit wandelbar ist, je nach den verschiedenen Schichten der Gesellschaft. Ein polnischer Offizier, der im Jahre 1658 über seine Feldzüge schrieb, spricht sehr lobend über die dänischen Damen, tadelt aber ihre Unsittlichkeit. „Jeder schläft so nackt", sagt er, „wie er geboren ward, und niemand geniert sich, sich in Gegenwart anderer aus- und anzukleiden. Der Gast wird gar nicht weiter beachtet. Im hellsten Licht fällt ein Kleidungsstück nach dem andern. Sogar das Hemd wird abgelegt. Dann wird die Tür verriegelt, das Licht ausgelöscht, und man begibt sich zu Bett. Als wir dies Benehmen tadelten und meinten, bei uns würde ein Weib nicht mal, wenn sie mit ihrem Gatten allein sei, so handeln, erwiderten sie, sie wüßten von solchem Schamgefühl nichts und es sei gar kein Grund vorhanden, sich der von Gott geschaffenen Glieder zu schämen. Außerdem wäre es gesund, ohne Hemd zu schlafen, da dies schon tagsüber wie die andern Kleidungsstücke getragen werde. Warum solle man denn Flöhe und anderes Ungeziefer mit ins Bett nehmen? Und obwohl unsre Leute sie damit hinreichend aufzogen und ärgerten, ließen sie von ihrer Gewohnheit doch nicht ab." Ein jetzt

393 Vergeblicher Widerstand. Französischer Kupfer. Um 1690

396. Der Kampf um die häusliche Gewalt. Französischer Kupfer. Um 1780

lebender Ehemann, der zwanzig Jahre verheiratet ist, erzählte Havelock Ellis, daß er seine Frau bisher nie völlig nackt gesehen habe. Das sind so Beispiele. Es scheint oft, als ob das äußerliche Bekleidungs-Schamgefühl um so mehr betont werde, je mehr es an der innerlich-seelischen Schamhaftigkeit gebricht. Oder umgekehrt. Lady Montague erzählt 1717 von den türkischen Damen in den Bädern von Sofia: „Die erste Reihe Diwans war mit Kissen und reichen Teppichen belegt. Darauf saßen die Damen. Hinter ihnen auf der zweiten Reihe ihre Sklavinnen. Alle waren ohne jeden Rangunterschied in der Kleidung, denn, um mich gut englisch auszudrücken, waren sie alle splitterfasernackt. Weder Schönheiten noch Mängel blieben verborgen. Dennoch gab es nicht das leiseste zweideutige Lächeln oder sonst eine schamlose Gebärde. Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton an unserer gemeinsamen Stamm-Mutter rühmt. Ich habe mich hier von der Richtigkeit einer Beobachtung überzeugt, die ich oft gemacht habe, nämlich daß, wenn es Mode wäre, nackt zu gehen, das Gesicht kaum noch Beachtung finden würde." Eine heutige Engländerin, Familienmutter und fünfzig Jahre alt, gab an, daß sie in ihrem Leben noch nie einen nackten Mann gesehen habe. Ja, ihre Schwester behauptete von sich, daß sie ihren eigenen Körper noch nie betrachtet habe. Diese letztere Kulturmonstrosität ist übrigens strenge Sittenvorschrift der katholischen Moraltheologie. Der Körper ist ja nur Aas und Madensack — bei den Moraltheologen. Als bei den Zogne-Indianern von spanischen Mönchen im 16. Jahrhundert die ersten Bekehrungsversuche gemacht wurden, wurde berichtet: „Für ihre körperlichen Bedürfnisse zeigten die Indianer weniger Anstandsgefühl als Hunde und Katzen. Sie urinierten vor einander, im Sitzen oder mitten in der Unterhaltung, wie sie gerade waren, und die ersten Male, wenn sie zur Predigt kamen, hinterließen sie den Boden ganz naß und mit Exkrementen belegt, nicht besser als eine Schafhürde." Also diesen Indianern fehlte die Kinderstube. Der Europäer, der sie hat, ist stolz im Gefühl seiner bessern Erziehung zur Scham. Aber was erlebte der Europäer Polak vor 50 Jahren in Persien? „Der Perser", schreibt er, „verrichtet die Entleerung in hockender Stellung, und

395 Sie muß sie haben! Englische Karikatur von R. Newton. 1791

Furcht, seine Kleider zu beschmutzen, wodurch er gesetzlich unrein würde. Nichts ist ihm am Europäer unverständlicher, als daß dieser das Urinieren stehend verrichtet und nicht die Reinigung der Teile, wie er, mit Wasser oder in der Wüste mit Sand bewirkt. Nach geschehener Verrichtung wäscht sich der Perser die Teile mit der linken Hand, während die Rechte sorgfältig geschützt bleibt. Zu dem Behufe trägt jeder eine Kupferkanne mit langem Rohr bei sich oder läßt dieselbe vom Diener nachtragen. Niemand unternimmt eine Reise oder den kleinsten Ausflug, ohne die unerläßliche Kanne mit sich zu führen. Das Ritualgesetz schreibt vor, daß man die Entleerung womöglich am Ufer eines fließenden Baches oder im Wasser selbst vollbringe. An schattigen Punkten kann man daher fast nirgends einen ungestörten Ruheplatz finden, selbst die Gegenwart des Schahs wird nicht respektiert." So der Perser. Den Europäer muß jedesmal eine Tafel erst bitten, die Kleider in der Anstalt zu ordnen. Wer möchte da noch den Mut haben, es absolut und verdammenswert schamlos zu finden, daß, als 1504 Anna von Bretagne, die erste Gemahlin Ludwigs XII. nach Paris kam, der Magistrat auf dem ganzen Wege von der Porte St. Denis bis zur Notre Dame Leute aufgestellt hatte, die der Königin und ihrem Gefolge nicht nur Brot und Wein anboten, sondern auch Gefäße zur Befriedigung andrer Bedürfnisse, ganz ungeniert, wenn es not tät —

Ich denke, es bedarf keiner weiteren Erörterung. Das Ursprüngliche in der Bekleidungsfrage ist nicht das Schamgefühl, sondern das Klima. Es ist ein christlicher Unfug, die Neger Afrikas zu Hose und Rock zu zwingen und ihrer stets kühlen Epidermis das sittliche Schwitzen anzuzüchten. Es ist ein noch ärgerer Assessoren-Unfug, den Chinesen Kiautschous ein detailliertes Polizei-Reglement über die Art und Form der von ihnen bei den Seebädern in erste Benutzung zu nehmenden —

Badehosen zu stiften. Vom umhüllenden Tuch oder vom Rock unterscheidet sich die Hose hygienisch zunächst nur dadurch, daß sie jedes Bein einzeln umschließt, näher der Haut anliegt und den Unterleib besser wärmt. Die Eskimofrau würde auch im Rock aus dreifachem Pelz elendiglich erfrieren, sie braucht die Hose als erste Lebensnotwendigkeit. Trotzdem ist ihr diese Hose nicht aus Schamgefühl gewachsen. Sie läßt sie zum Trocknen draußen, sobald sie in die warme Schneehütte kriecht, und lebt drinnen in selbstverständlicher Nacktheit, auch wenn fremde Gäste zugegen sind. Die Samoanerin dagegen verträgt nicht mal ein leichtes Röckchen. Ihr Blätterschurz oder der Blätterkranz um ihre Hüften ist reiner Schmuck, man muß ihrer gewandten Beweglichkeit zugeschaut haben, um es zu glauben, daß man sich auch in diesem spärlichen Kostüm mit der äußersten Dezenz auf die gekreuzten Beine niederkauern kann. Die Frauen aus dem Volk sind darin bei uns noch ganz ursprünglich, das Beinkleid ist ihnen bloß Kälteschutz, schlechter Wärmeleiter. In der gynäkologischen Klinik erscheinen sie immer sauber hergerichtet, aber keine denkt daran, im Sommer Beinkleider anzuziehen. Am Beinkleid erkennt man sofort die „bessere" Dame.

Es kann daher nicht wunder nehmen, daß die alten Griechen und Römer im allgemeinen die Hose verschmähten und daß sie das rauhere Frankreich jenseits der Alpen nach dem auffälligsten Kleidungsstück „Hosen-Gallien" nannten. Die keltische Männerhose (braca, altdeutsch bruoch) trug dann allmählich den Sieg davon als die klimatisch passendste Bekleidungsform des Untergestells. Bloß die Bergschotten haben krampfhaft an ihrem Unterröckchen festgehalten, sogar in der

WEARING THE BREECHES

[illegible] Nichts zu machen! Englischer Kupfer von W. Newton. 1794

mißbräuchlich [illegible]. Da nun das Klima auf Mann und Weib gleichmäßig einwirkt, so fragt sich, warum die Frauen bei der rockartigen Kleidung geblieben sind. Das europäische Klima macht die Hose nicht so unbedingt nötig, wie in Grönland, es empfiehlt sie nur. Das endgültige Zerfallen der Kleidung in Männerhose und Weiberrock erklärt sich durch die verschiedenartige Tätigkeit der Geschlechter. Bei der gröberen körperlichen Arbeit, beim Klettern, Marschieren, Reiten, auf der Jagd, im Kriege, ist die Hose so unbedingt vorzuziehen, daß der moderne Sport, diese angestrengte Körperarbeit im Luxusbetrieb, die Hose gleichfalls unbedingt für die Frauen vorschreibt. Für die Allgemeinheit der Frauen von früher kam dieser Faktor nicht in Betracht. Daher blieben sie beim Rock, der die ältere Bekleidungsform ist. Wir werden indessen sehen, daß auch schon früher die Frauen zur Hose griffen, sobald sie ausnahmsweise einer männlichen Tätigkeit oblagen, z. B. als Soldatin. Ich kann daher nicht annehmen, daß die heutige allgemeine Differenzierung der Geschlechter vermittelst der Bekleidung der unteren Körperhälfte einer bewußten Tendenz des Sexualtriebes entsprungen ist. Unterschiede in Kleidung und Schmuck der Geschlechter sind auf allen Stufen der Menschheitsentwicklung zu konstatieren, aber die Unterschiede werden immer relativ zu einander abgewogen, haben keine absolute und bleibende Bedeutung, und bei den wichtigen und großen Teilen der Kleidung sind Klima und Tätigkeit des Menschen die primären Ursachen. Die Absicht der Differenzierung kommt erst jeweils hinterher. Auch das moderne Hosenkostüm der Sportdame weicht in unendlichen Variationen von dem männlichen Sportkostüm ab, trotzdem es rein praktisch nicht abzuweichen brauchte.

Nun wird vielfach gesagt, der Weiberrock habe eine grundlegende Bedeutung als erotisches Lockmittel, der größte Charme des Weibes liege in dem System ihrer verschiedenen Röcke und Röckchen und in den kokelten Möglichkeiten ihres Auflösens. Man könne ein Weib ausnahmsweise in Hosen goutieren, gewissermaßen zur Abwechslung, aber beileibe nicht immer. Nackt zum Beispiel sei sie ja erotisch ganz reizlos, da kämen höchstens ästhetische Gesichtspunkte in Betracht. Die Sinne des Mannes verlangen das „Retroussé“ und das „Décolleté“ und wie die französelnden Pikanterien alle heißen. Das Gewirr der aufgedeckten Spitzenunterwäsche sei jedenfalls die conditio sine qua non und daher die weibliche Bekleidung abwärts vom Nabel eine rein sexualpsychologische Angelegenheit. Das mag stimmen für den, der's sagt. Aber es ist ein total beschränkter individueller Standpunkt. Die paar oberen zehntausend Weiber mit Spitzenunterwäsche und koketten Retroussé bilden gerade eine Hand voll Ausnahme von allem weiblichen Geschlecht. Und eine Sexualpsychologie darf sich weder auf die Ausnahmen noch auf den persönlichen Geschmack gründen, sonst ist sie bloße erhitzte Phantasie. Die Kinder wundern sich beim Baden, daß die Tante auch Beine habe wie der Onkel, weil sie's ungewohnt sind, die Tantenbeine zu sehn. So wirkt die Macht der Gewohnheit auch beim Erwachsenen. Das heißt: das Milieu zeigt ihm das Weib beständig im Rock, er kennt es in der Öffentlichkeit nicht anders, und in dem Drange, mehr zu sehn, wird er frühzeitig begierig auf das Lüften des Rocks. Hieraus entwickeln sich dann vereinzelt Spezialitäten, um nicht zu sagen, regelwidrige Fälle, in denen das unbekleidete Weib an Reiz verliert. Wo das Retroussé mit so auffälligem Zungenschnalzen begrüßt wird, kann man sicher sein, daß es sich um einen Typus handelt, der den verderblichen Einflüssen der Zivilisation nicht genügend innere Widerstände entgegenzustellen hatte. Wenn ein solcher Typus Sexualpsychologie treibt, so deckt er eben alles von sich auf. Was sollte denn da die arme Eskimofrau (öfters eine hervorragende Schönheit) und die Samoanerin (gleichfalls ein schöner Menschenschlag) beginnen, da ihnen keinerlei Möglichkeiten eines „Retroussé“ zu Gebote stehe?

A CURTAIN LECTURE

107. Im Alkoven. Englischer Kupfer von R. Newton. 1794

Und die vielen Millionen von Weibern anderer Rassen, ja die übergroße Mehrzahl von Frauen auf der Welt überhaupt, denen die Besonderheiten ihrer Kleidung nicht im geringsten das allein-seligmachende Retroussé à la Moulin rouge erlauben? Damit also ist das Wesen des europäischen Weiberrocks schlechthin unbegründbar.

Das Primäre ist, daß das Weib den Mann unbekleidet reizt. Das Sekundäre ist, daß es ihn auch bekleidet reizt. Jenseit der klimatischen Notdurft ist die Kleidung bereits „Schmuck“ im psychologischen Sinne. Die nähere Art dieses „Schmuckes“ ist belanglos und nur Milieu- und Modewirkung. Wenn der Böhme behauptet, nur ein Weib in Filzhosen und Wasserstiefeln sei erotisch reizvoll, so sieht der Europäer sofort den engen Horizont der Auffassung. Aber bei der Frage des Retroussé ist er genau so borniert und sieht die Welt durch ein Schlüsselloch an.

Ich komme nun auf die Einzelheiten. Blättern wir ein wenig in dem reichen Material, das unsere Illustrationen bezüglich auf die Männerhose enthalten. Die Männerhose variiert eigentlich nur in zweifacher Dimension: in der Länge und in der Weite. Bei genauerem Hinsehen könnte man sogar sagen, sie variiert nur in der Weite. Sie ist ja eine Bekleidung der Beine, und sowie sie als „kurze“ Hose in der Kniegegend aufhört, findet sie stets ihre Fortsetzung im Strumpf. Die Hose bestand dann gewissermaßen aus zwei Längsstücken. Es ist auch vorgekommen, daß sie aus zwei getrennten Stücken bestand, sodaß jedes Bein für sich angezogen werden mußte, wobei man noch immer von einem Paar Hosen spricht. In diesem Falle wurden die Hosen vorn und hinten an der Hüfte zusammengeschnürt, oder auch nur vorn, falls man ein genügend langes Jaquet trug, und die Genitalien wurden mit einem besonderen Überzug bedeckt. Dieser beutelförmige Latz entsprang also nicht einem Triebe zur „Unsittlichkeit“, sondern nur einfach durch mangelhafte Schneidertechnik bedingt. Die Frauen wußten ja wohl, daß die Männer Genitalien besitzen, und auch in den modernen Hosen kommt es vor, daß sich die Genitalien markieren, ohne daß jemand deshalb gleich von Schamlosigkeit reden würde. Auf Abbildung Nr. 243 ist der Latz deutlich zu erkennen, man sieht auch die Bänder, die ihn oben am Gürtel festhalten. Besonders verschrien wird immer der nach Form modellierte Latz, der ein richtiges Etui für die Genitalien bildete. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß das Etui eine vielfach im Völkerleben vor-

398. Sie probiert. Englischer Kupfer von Rowlandson

Sie weiß, daß sie die Hosen kleiden

Farbige Lithographie nach einem Gemälde von L. Gallard, um 1855

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

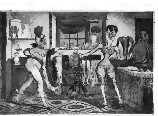
399. Französische Karikatur auf die Königin Luise

kommende Erscheinung ist, fast nur praktische und kaum ja sinnliche Gründe hat. Die serbischen Bauern tragen z. B. einen solchen Überzug (naturzak) unter ihren groben Leinenhosen, um sich nicht wund zu reiben. Unter den Geschenken, die ein Mädchen für ihren Verlobten vorbereitet, ist regelmäßig ein solcher naturzak, den sie selbst anfertigt. Es ist die natürlichste Sache von der Welt. Diese Reiter pflegen bei uns im Sudanesenform zu tragen, um die Genitalien vor Beschädigung zu schützen. — Die kürzeste Hose, die üblich war, sieht man auf Abbildung Nr. 128, dafür geht der Trikotstrumpf um so höher hinauf. Noch einen Schritt weiter, und die Hose verschwindet ganz, d. h. sie wird wieder lang und aus einem Stück (Abbildung Nr. 244). Sie besteht dann nämlich nur aus den Trikotstrümpfen, wobei der Genital-Latz nicht zu umgehen ist. Für die verschiedenen Formen der kurzen Hose und ihre Schmuck-Abarten mit Falten, Puffen, Schlitzen, Bändern, [illegible] Schnallen, Knöpfen u. s. w. vergleiche man die Abbildungen Nr. 248, 98, 424, 16, 274, 269 und die farbigen Beilagen: Die Besiegerin. In Versicherungsnöten, Im Vorhof der Ehefreuden. — Unter der langen Hose ist der Strumpf natürlich wieder kurz, seine Dimension geht bis zu modernen Männersocke herab, die fast nur noch ein Fußlappen ist. Beispiele sind die Abbildungen Nr. 73, 75, 133, 662 und die farbigen Beilagen: [illegible] Der brave Gatte. Interessant ist, daß die lange Hose schon auf dem Stich vom Jahre 1599 (Abbildung Nr. 239) zu sehen ist, während sie im allgemeinen wohl als ein Charakteristikum des bürgerlichen Zeitalters gelten darf; sie ist auch spießig genug.

Nun die Weiberhose. Sie ist, wie ich sagte, nichts als eine Männerhose und wechselt

innerhalb derselben Formen wie diese. Die Amazone der Abbildung Nr. 12 hat ihrem Ehemann die Culotte ausgezogen, seinen Degen eingehängt, seine Büchse auf die Schulter genommen und ihn selbst an den Spinnrocken gesetzt. — Die Jungfrau von Orléans des Kupfers Nr. 356 ist in ihrem Anzug ganz Rittersmann. Nur die etwas längeren Haare verraten das Weib. Oberhalb der Kürassierstiefel trägt sie vermutlich Lederhosen. Johanna d'Arc war eine nervöse Persönlichkeit und hatte infantile Sexualorgane, wie ein ärztliches Protokoll besagt. Ihre Erfolge gegen die Engländer bei der Einnahme von Orléans erklären sich durch Massensuggestion. Der Klerus hat seinerzeit dafür gesorgt, daß die Neunzehnjährige auf dem Scheiterhaufen endigte. Voltaire hat sie in einem obszönen Opus perfide behandelt. Neuerdings ist sie selig gesprochen, weil der Nachweis von nur zwei Wundern genügt, und zur Schutzpatronin Frankreichs ausersehen. Ob das bei dem gespannten Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Frankreich noch ziehen wird, ist fraglich. Weniger bekannt ist, daß es noch eine „falsche" Jungfrau von Orléans gegeben hat. Einige Jahre, nachdem der Scheiterhaufen in Rouen verkohlt war, tauchte sie in der Gegend von Metz auf und ließ sich ihre Echtheit durch die zwei lebenden Brüder der Johanna d'Arc bestätigen. Man darf wohl annehmen, daß sich die Brüder irgend welche Vorteile von der Sache versprachen. In Metz gewann sie sich Anhänger unter den ersten Bürgern und trat vor allem als richtige Amazone auf, in Mannskostüm und hoch zu Roß. Sie redete doppelsinnige Sprüche, zog von Ort zu Ort und ließ sich überall feiern. Schließlich ging sie ins Luxemburgische zur Herzogin Elisabeth. Sie kannte die umlaufenden Legenden und gab dementsprechend an, daß sie in Rom gewesen und vom Papst mit vielen Segnungen entlassen sei. Zu ihren Anhängern zählten viele Leute, auch mit

400. Die Engländerin besteht auf ihren Vorrechten. Kupfer von Martin. 1809



401. Der Transvestit. Kupfer aus Bertschwall. 18..

Orléans, die Johanna d'Arc genau gekannt hatten. Nun aber kam ein Liebes-Intermezzo, das der echten Jungfrau wohl kaum passiert wäre. Ein junger deutscher Edelmann verliebte sich rasend in die streitbare Hochstaplerin und entführte sie nach Köln, wo sie in einem prächtigen Kürass umherstolzierte. Der Kölner Erzbischof war indessen weniger empfänglich für Amazonen und exkommunizierte sie. Sie verließ darauf die ungalante Stadt und heiratete einen Metzer Hausbesitzer, mit dem sie drei Jahre zusammen lebte. Dann scheint sie seiner überdrüssig geworden zu sein, denn man hört, daß sie von neuem die Jungfrau spielte, mit dem König und den Städten in Verbindung trat, in Tours und in Orléans Einzug hielt und endlich nach Paris kam. Dort endete aber ihre Armüre. Man machte ihr einen Prozeß, in welchem ihre ganze Karriere aufgedeckt ward. Was aus ihr dann geworden ist, ist ebenso unklar wie ihre Herkunft.

Zwei Abbildungen (Nr. 372 und 373) zeigen uns militärische Damen vom Ende des 18. Jahrhunderts. Sie tragen die langen und eng anschließenden Uniform-Hosen von damals. Alizgaubrine Barreau begleitete ihren Mann und ihren Bruder ins Feld. Sie trat zu dem Zweck als Grenadier in das gleiche Bataillon ein, das in den Pyrenäen operierte. Beim Sturm auf eine befestigte Stellung wurde ihr Bruder sofort tödlich niedergestreckt, ihr Mann schwer verwundet. Jetzt erfaßte sie rasende Wut, sie lief blindlings gegen den Wall an und war als Dritte oben. Diesen Augenblick illustriert das wiedergegebene zeitgenössische Flugblatt. Das andere Flugblatt ist der schon erwähnten Generalin Verdière gewidmet. Bei einem Ritt durch die Wüste (es handelt sich um die Belagerung von St. Jean d'Acre) holte sie verzweifelte Hilferufe eines liegen gebliebenen und gebleckten Soldaten. Sie heißt ihn, sich am Schweif ihres Pferdes festhalten, und führt ihn so

30*

403 Die Hose oder das Leben! Bamberger Kupfer. Um 1800

glücklich ins Lager. — In ähnlicher Kleidung sehn wie die Königin Luise, die der Kinematograph im jetzigen Jubiläums-Jahr zur Schutzgöttin des Deutschen Volkes erhoben hat, auf dem satirischen Blatt Nr. 399. Die Beziehung ist offenbar ihre vergebliche Intervention bei Napoleon. Diese Frau war eine herzlich unbedeutende Persönlichkeit, sie paßte am besten als „gnädige Frau" auf ihre Klitsche im Havel-Dorf Paretz. Daß sie in jenem strengen Winter genötigt war, eine frostklappernde Postkutschenfahrt nach Ostpreußen zu machen, ist ja gewiß betrüblich. Aber was haben andere Frauen nicht damals für bittere Schicksale durchmachen müssen? Der Kientopp von 1913 aber leistet sich den großartigsten Geschichts-Ulk und wirft aus der Flimmerkiste die ekelhaften Zeilen an die Wand: „Die Königin Luise wurde dem Deutschen (!) Volke in einer schweren Zeit von Gott (!) geschenkt, in einer Zeit, wo es eine Lichtgestalt brauchte, zu der es voll Bewunderung und Begeisterung aufschauen konnte". Die Filmfabrik hält zwar sonst nicht viel von Gott, aber diesmal kriegt sie die Original-Rutschbahn auf der Pfaueninsel für das Kurbeln ausgeliehen. Die Filmfabrik ist eine gewitzigte Psychologin, sie kennt mein Kapitel über „Untertanentum" in- und auswendig und weiß, daß das Volk nicht Wahrheiten will, sondern „aufschauen" in masochistischer Lust-Demut, und sei es zu der Lichtgestalt einer à la Luise frisierten Film-Prinzessin.

Neben uns wieder den kurzen Damenhosen. Unser farbige Beilage „Sie weiß, daß sie die Hosen liebden" ist eine Lithographie vom Ende der fünfziger Jahre nach einem Gemälde von Edouard und zeigt uns eine hübsche Masseuse. Das ganze Kostüm kann man noch jetzt noch gelegentlich auf Künstler-Redouten bewundern, bloß die weißen Strümpfe und fast absatzlosen Stiefel sind heut gänzlich verpönt. — Abbildung Nr. 504, ein berühmtes Gemälde von Deligny, ist ein Beispiel für jene Frauen fremder Rassen, denen jede Möglichkeit zum Kokettieren fehlt. Sie

tragen ziemlich eng anschließende Hosen und darüber etwas nach Art eines weit offenen Abendmantels oder auch einen Burnus. Die tunesischen Jüdinnen gehen sogar in perlfarbenen, weißen oder farbigen Hosen, darüber nur mit kurzen Seidenjäckchen, das ihre fabelhaften Üppigkeiten in einer für unsre Augen sehr ungewohnten Weise zur Schau stellt. — Abbildung Nr. 334 ist eine amerikanische Karikatur aus dem „Life" und will den „Sturmlauf der modernen Frau" darstellen, die die Männchen gewaltsam über den Haufen rennt. Der Zeichner hat diesen Frauen die übliche Sporthose angezogen.

Neben den kurzen und langen gibt es nun noch die halblange Frauenhose. Sie war eine vorübergehende Mode und hat mehr der Verkleidungsspielerei gedient. Man sieht sie auf den Abbildungen Nr. 407—409. Das gleiche ist von der sonderbaren Hose zu sagen, die man auf Abbildung Nr. 392 erblickt. Diese Geschmacklosigkeit wurde 1851 von einer Frauenrechtlerin in Boston erfunden, Namens Amelia Bloomer Jenks, und ist praktisch nie über den Kreis ihrer Vereinsschwestern hinausgedrungen. Wohl aber hat das englische Witzblatt Punch das schon damals zur ewigen Schalheit verdammt war, aus der Sache einen phantastischen Kultus gemacht. Der ganze Jahrgang ist davon voll, worauf dann auch einige kontinentale Zeichner von dem Kuriosum Notiz nahmen. Die Hosen sind, wie man sieht, unten zugebunden, wie letzthin die Pariser Röcke

LA FEMME MAITRESSE DE LA CULOTTE.

409. Die Herrin der Hose. Anonyme Karikatur. Um 18[illegible]

vom derrière cai. Die ehrenwerte Mrs. Bloomer dachte sich, daß damit auch die Geschlechtlichkeit unterbunden würde, und man versteht, daß dieser Einfall den Punch anheimeln mußte.

Was ich nun noch an Hosen-Bildern zurückgelassen habe, sind nicht Darstellungen der Wirklichkeit oder sonstige Beziehungen, sondern Zeichner-Ideen. Da ist die Professorin von Nr. 346 mit bürgerlich langen Hosen und Coluwan, da ist die wohlwollende Krankenpflegerin von Nr. 492 mit französischen Pumphosen, die weibliche Jockei von Nr. 615, und allerhand Phantastisches in den Nr. 304 und 410—414.

Ich komme wieder auf den Eingang zurück. Männerhose und Weiberrock sind nicht aus Gründen, die rein im Sexual-Instinkt liegen, zu einem äußerlichen Geschlechtscharakter geworden. Unter keinen Umständen darf die Hose als etwas spezifisch Männliches und der Rock als etwas spezifisch Weibliches angesehn werden. Es sind allmählich gewordene und den Milieubedingungen angepaßte Ausdrucksmittel, die allgemeine Verbreitung hauptsächlich in der europäischen Tracht finden.

494 Französische Theateranzeige

Wie wenig maßgebend der Sexualcharakter der Hose eigentlich ist, beweist die Existenz des Unter-Beinkleides der Damen. Wäre dies Kleidungsstück immer getragen worden, so könnte man überhaupt nur dem Weiber-Rock einen Sexualcharakter innerhalb der europäischen Tracht zuschreiben. Doch ist dies Beinkleid neueren Datums. Man wundert sich vielfach, auf Rokokobildern Szenen zu finden, wo Frauen lustig oder ernstlich zu Fall kommen oder wo ein gefälliger Windstoß die Röcke aufwirbelt und manchmal vom Knie bis zum Gürtel die bloße Haut aufgedeckt wird. Man ist vielleicht geneigt anzunehmen, der Künstler habe eben zum Zweck dieses Aufdeckens seine Figuren unvollständig bekleidet gelassen. Das trifft aber nur ausnahmsweise zu, etwa bei winterlichen Vergnügungen, wenn pelzumgenommene Damen über die glatte Bahn fliegen und es sich dann unerwartet zeigt, daß sie den Kälteschutz höchst ungenügend verteilt haben. So etwas ist, an der Wirklichkeit gemessen, wenig wahrscheinlich und nur auf die Galanterie des

405. Böse Sieben. Dresdener Lithographie. Um 1842

Zeichenstiftes zurückzuschrecken. Aber die sommerlichen Belustigungen der Schaukel, des Eselreitens, Wagenfahrens und was dergleichen Motive sein mögen, konnte der Künstler bezüglich der Unterkleidung direkt nach der Natur entwerfen. Das Unter-Beinkleid der Damen also, wie es in den oberen Schichten der europäisch gekleideten Menschheit getragen wird, ist ein junges Gewächs. Und nicht auf dem Boden klimatischer Bedingtheit entstanden. Denn es zeigt die Tendenz, bis zur Durchsichtigkeit dünn zu werden, nicht eng anzuschließen, überhaupt nicht aus wärmendem Material gefertigt zu sein, aus zwei ungeschlossenen, nur am Gürtel zusammenhängenden Hälften zu bestehen, und vor allem, es drängt so sehr auf eine „schmückende" Unterhaltung der Kniegegend, daß die Künstlerinnen gewöhnlich nur den verzierten unteren Rand einer ganz ermüdenden Prüfung unterziehen. Um es kurz zu sagen: das Beinkleid der geschilderten Art ist hauptsächlich ein Gegenstand des Luxus, es ist im sexualpsychologischen Sinne „Schmuck", es kostümiert sich als etwas nicht zum Leben Notwendiges und gehört ethnologisch in dieselbe Erscheinungsgruppe wie Schminken, Haarfrisur, Ringe, Kopfputz u. s. w. Ich erwähnte schon, daß unsere Frauen aus dem Volk des Sommers keine Beinkleider tragen, der Luxus spielt in diesem Punkt bei ihnen noch keine Rolle. Dementsprechend tragen sie des Winters die in den höheren Schichten verspotteten Flanellhosen, also aus einem Stoff, der stets Wolle enthält und ein klimatisch brauchbarer Wärmeschutz ist. So werden schließlich auch die Frauenhöschen zum Ausdruck des Klassengegensatzes; denn ein Weib der herrschenden Klasse wird sich bei strengem Frost lieber den Unterleib erkälten, als Hosen aus proletarischem Flanell anziehn. Die Industrie bemüht sich ja, für diesen Fall Ersatzmittel zu schaffen, die dem vornehmen Höschen möglichst ähnlich sehn. Die Industrie wird auch mit der Zeit den Gegensatz des 19. Jahrhunderts verwischen und den neuen Luxus bis in die untersten Schichten erweitern, da die Baumwollenkultur immer billiger feine und schneeweiße Gewebe her-

406. Auf Stelzen. Ältere Spottkarte

stellen kann und ebenso die Massenfabrikation spitzenartiger Ornamente von erstaunlicher Schönheit und zu niedrigen Preisen beständig zunimmt.

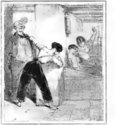
Unsere Bilder, auf denen sich diese, eine Sonderstellung einnehmende Hose bemerkbar macht, stammen alle aus dem 19. Jahrhundert. Auf der farbigen Beilage „Der vierte Georg als Steckenpferd" zeigt sie zwar schon ihren Daseinszweck, die auffällig sichtbaren Spitzen. Aber sie ist noch so lang wie die Unterröcke, man könnte sagen, sie besteht aus zwei Extra-Unterröcken für jedes Bein. Die große farbige Beilage „Versuchung eines unheiligen Antonius von heute" weist dagegen die spätere übliche Verkürzung auf. Man vergleiche ferner die Abbildungen Nr. 30, 471, 593, 604 und die Beilage in Schwarz „Immer berückt sie die Sinne des Mannes". Manchen gilt diese neue Errungenschaft der Frauenkleidung als der „intimste" Teil der weiblichen Toilette, und wie schon auf Abbildung Nr. 230—233, wie sich der pastorale Zelot über den bloßen Anblick entrüstet und seine Nase schließlich tiefer, als nötig, in die fremde Angelegenheit hineinsteckt. Die farbige Beilage „Eine moderne Circe" und Abbildung Nr. 478 stellen zwei rein technische Abarten dar: die Kombinations-Hemdhose und den Trikotschef.

Die Gegenprobe zur historischen und ethnologischen Verbreitung des Unter-Beinkleides sind diejenigen Bilder, auf denen von diesem Kleidungsstück nichts zu sehen ist. Die „Fürstin von Java" (Abbildung Nr. 497) gehört zwar zur herrschenden Klasse, aber sie steht außerhalb des Bereichs der europäischen Tracht. Wie lange noch, ist fraglich, nachdem sogar die selbstbewußten Japaner mit affenartiger Geschwindigkeit ihrem bodenwüchsigen Kimono aus- und Frack und Hemphrock angezogen haben. Es droht eine Welt-Uniform der Bürgerlichkeit. Verehrte Damen der früheren Zeit ohne Beinkleid erscheinen auf den Abbildungen Nr. 440, 237, 450. Die Tiefdruck-Beilage „Eine königliche Herrin" ist zwar kein gleichzeitiges Bild, aber doch in der Aufmachung getreu. Schließlich sehen wir noch zwei Frauen aus dem Volke des 17. sowohl wie des 19. Jahrhunderts gleichmäßig ohne Beinkleid (Abbildungen Nr. 49 und 427).

Immerhin bleibt die Hose, äußerlich gesehen, ein Emblem des Männertums, und der populäre Witz, der selten in die Tiefe geht und nach den augenfälligsten konkreten Symbolen greift, hat zwei verschiedene psychologische Erscheinungen mit derselben Schlagwort gestempelt. Der Kampf um die Hose bedeutet einmal die allgemeine Libido der Weiber, die sich um die Hose reißen. Das andere Mal die Herrschsucht des Weibes, die im Hause die Hosen anhaben will. Beide Fassungen schließen sich in gewissem Sinne gegenseitig aus. Die Frauen, die sich unter einander um einen Hosenlatz raufen, geraten dadurch unwillkürlich in die Stellung der Unterworfenen. Auf der Dresdener Lithographie (Abbildung Nr. 405) arbeiten die „bösen Sieben" mit Quirl und Schlüsselbund auf einander los, und das Ende vom Liede ist, daß keine von ihnen den Jüngling behält. Die Bilder dieser Kategorie vom „Kampf um die Hose" sind weniger zahlreich, als die andere von der herrschsüchtigen Gattin, was durchaus den natürlichen Verhältnissen entspricht. Allerdings

Die Frau Ministerpräsidentin. Pariser Plakat von [illegible]

Albert Langen, München



407 Verhaftung des Ehemanns wegen unverschämten Grußes
Aus der Volksbewegung der Suffragetten. Klischeeplatte aus Hamburg

ist das letztere Motiv schon sehr oft veröffentlicht worden, wir beschränken uns daher auf die Wiedergabe einer selteneren Serie. Aus England stammen folgende: Nr. 398, ein Kupfer von Cruikshank. Zwei Freundinnen im Gespräch, die eine hat es gewagt, einmal die Hosen des Bruders anzuprobieren, und sie wünscht zu hören, ob sie nun nicht ein ganzer Mann sei. Welche Ganzheit der Freundin nicht gänzlich eingeht. Die Szene ist eine vorbereitende Stufe zum Kampf um die Hosen, der auf Abbildung Nr. 395 bereits in vollem Gange ist. Sie muß sie haben! In Nr. 400 hat sie sie. Aber sie steht erst mit einem Bein in ihren Vorrechten drin. Die Anspielung ist politisch gefärbt, der Zeichner Marks nennt das Bild eine ehrliche Szene in Homburg. Der Widerstand des Mannes ist natürlich vergeblich. Es ist „nichts zu machen" (Abbildung Nr. 396) und die Niederlage findet „im Kübeln" ihren Abschluß (Abbildung Nr. 397). — Französisch sind die Kupfer Nr. 393 und 394, die zeitlich um über hundert Jahre auseinanderliegen. Bei beiden halten sich die kämpfenden Parteien ungefähr das Gleichgewicht, der Ausgang scheint noch ungewiß, trotzdem sich Sohn und Tochter, Hund und Katze nach Kräften beteiligen. In Nr. 403 aber ist kein Zweifel mehr, wer „Herrin der Hose" bleibt: Mutter, Tochter und Katze. Zwar geht verschiedenes dabei in Stücke. Schadet nicht. In Abbildung Nr. 404 sehen wir sie

mit dem errungenen Siegespreis dahinschwimmen und das Kriegslied anstimmen ...... la jour de gloire est arrivé! — Philosophisch tiefgründig gibt sich der deutsche Stich „Die Hose oder das Leben!“ (Abbildung Nr. 402). Die getreue Nachbarin sagt: Es ist ein Glück, die Hose zu tragen, wenn man, wie ich, einen Kahlkopf zum Ehegemahl hat! Sie hebt sich auch gleich den Rock auf, um das corpus delicti vorzuweisen. In der Ferne wiegt der Kahlkopf ein Zwillingspaar, um das sich ein anderer Storch bemüht hat. Herrschen muß die Frau, das ist ihr Glück! wiederholt die Aufgestichelte, und die Tochter sekundiert ihr. Die Gegenseite hat auch ihre Lebensauffassung. Der Mann „nach errungenem Siege“ sitzt bei Tisch, und die Frau ist zur Kellnerin geworden. Der Endeffekt dieser ganzen Begebenheit sind nun auf der einen Seite Zwillinge, auf der andern Tafelfreuden. Den Bedenklichen, die über die verringerte Bevölkerungszunahme Deutschlands jammern, zur Erwägung anheimgegeben!

Es kommt vor, daß Frauen die Hosen anhaben, ohne Amazone oder Sportslady zu sein und vielleicht auch ohne Herrschaftsgelüste zu haben. Von letzterem sagt man indessen besser vorsichtig: nichts genaues weiß man nicht! Anlaß dazu gibt die Mode, die jetzt in ihrer Planlosigkeit so verzweifelt hin und her schwankt, daß ihr selbst die geheiligsten Institutionen des Männerrechts antastbar erscheinen. Sie machte einen Generalsturm, um den Männern die Hose überhaupt wegzunehmen, und begann schon mit der ersten Kanonade des „Hosenrocks“ (vgl. Beilage „Dame mit Windhund“, Plan). In Berlin erschien die Hosendame zuerst in der Tauentzien-Straße. Es war eine Pariserin in schwarzseidenem, golddurchwirktem Gewand, das bis zum Knie reichte und mit gestickten Samtkragen und grünen Chiffonmanschetten besetzt war. Was weiter abwärts noch vorhanden war, sah aus wie schwarzseidene Hosen mit seitlichen Öffnungen für die Füße. Sie wandelte auf und nieder in — einem Schaufenster und verursachte eine Stauung — des Verkehrs. Das Leben der Straße war unterbunden, und ein Schutzmann mußte die Entbindung vornehmen, indem er den Fremdkörper mit sanfter Gewalt aus den Augen des Publikums entfernte. Der fremde Körper muß einem leichten Geschöpf angehört haben, denn der obrigkeitliche Anstoß warf die Hosenrock-Trägerin bis an die russische Grenze. Einige Tage darauf stand's in der Zeitung:

408. Geld und Hosen. Kolorierte Lithographie. Um 1833

Allenstein in Ostpreußen vorne! Noch ist aus keiner Stadt unserer Provinz das Auftreten des Hosenrockes gemeldet worden, noch kann keine ostpreußische Stadt sich rühmen, dieses neueste Bekleidungsstück moderner Damen in seinen Straßen gesehen zu haben. Allenstein ist die erste, die das vermag! Gestern

405. Verkleidung. Wiener Lithographie. Um 1840

mend haspelte eine junge Dame, die zu ihrem Jackettkostüm einen Hosenrock trug, über den Markt. Wenn der Mann im Monde heruntergepurzelt und mitten auf den Marktplatz gefallen wäre, oder wenn eine ganze Flotte Zeppelinscher Luftschiffe um das Rathaus gekreuzt hätte, würde das Aufsehen nicht größer gewesen sein als jenes, das die Dame im Hosenrock verursachte. Sie ging in Begleitung zweier Herren durch die Oderstraße, geleitet von einem gewaltigen Menschenschwarm. Immer mehr schwoll die Menschenmenge an, die durch laute, mehr oder minder geistvolle Bemerkungen ihrer Anteilnahme an dem großen Ereignis Ausdruck gab. Rufen und Schreien, das die Straßen erfüllte, bildeten Zeichen der uneingeschränkten Begeisterung, mit der die Allensteiner Bevölkerung den Hosenrock und seine erste Trägerin begrüßte. Es wälzte sich die mindestens von 800 bis 900 Köpfe zählende Menschenmasse hinter dem Hosenrock her, durch das Hohe Tor nach der Zeppelinstraße, wo die Dame, der die Ovationen ihres Gefolges wohl allmählich zu lästig erscheinen mochten, in ein Haus flüchtete und nachher ihren Hosenrock nicht mehr gesehen ward.

Nun floh der gehetzte Hosenrock auf die Bretter, die eine Welt bedeuten, und ließ sich von Hans Känger bereimen und von A. Schrader bemaschestern:

Die Herren und die Damen sehn wir nie
die allerneuste Mode hier:
mein Mann genieret sich zwar sehr
und sagt, er geht mit mir nicht mehr.
Die Mode, meint er, wär ein Graus,
ich sähe grad wie „Kasperl" aus.
Doch alles das ist mir egal,
der Hosenrock ist Mode mal,
und alles, was modern,
das tragen wir Frauen gern.

Ja, jetzt haben wir Frauen mal die Hosen an,
jetzt sind wir die Herrn und spiel'n den wilden Mann.
O ich sag es frei und ungeniert heraus:
Wir ziehn kein Mann die neuen Hosen wieder aus.

Mein Mann, der schimpft jetzt ganz enorm
auf diese neue Hosenform.
Er meint, die Hos' lächerlich
trägt nur der Mann, verstößt' mich.
Und wenn wir auf die Straße gehn,

57*

418. Die Kraftdame: „Ich verliere alles Gefühl, wenn ich vorfahre!" Zeichnung von G. de Larrmont. 1897

Wenn kleiden als Leute sehn
und schrein: Wer ist da Frau, wer Mann?
Sie hab'n ja beide Hosen an!
Doch ich bin kostümiert und nicht ungeniert

Ja jetzt hab'n wir Frauen usw.

Und wenn der Mann auch tobt und schreit,
wir tragen doch das Hosenkleid
Man sagt so zwar, das Kleid' und nicht
die Herren, das bestimmt sich
Die Männer sind doch auch so schön,
nachdem sie nun in Hosen gehn.
Und wie schön ist, wenn der Schatz
zum Bräutigam sagt: Mein Herz mal!
Denn Schwestern gibt nahe Hosen und zieht
die Kleider aus
Und wenn jede jetzt unsere die Hosen an,
jetzt sind wir die Herren und spiel'n den wilden
Mann.
O ich lag es frei und ungeniert heraus
Mir zieht kein Mann die neuen Hosen wieder aus!

Interessant ist unter diesen Umständen eine Stelle aus einem Brief, den eine geistreiche Dame an ihre Freundin, die Mutter eines bedeutenden Dichters, geschrieben hat. Sie schreibt: „Jetzt raten Sie einmal, was der Schneider für mich macht! Eine Joppe? Nein! Eine Mantille? Nein! Ein Paar Böschen? Nein! Einen Reifrock? Nein! Einen Schleppenrock? Nein! Ein Paar Hosen! Ja! Nun! jetzt kommen andere Zeiten angerückt, und auch eine Weste und einen Überrock dazu." — Was an dem Brief interessant ist? Nun, er trägt das Datum den 20. März 1807, die Absenderin heißt Bettina von Arnim, und die Empfängerin Frau Rat Goethe. Also wieder mal: alles schon dagewesen!

Entschieden genial ist der Mechanismus, mit dem die neugebackenen Polizistinnen New-Yorks ihren Rock ausgerüstet haben. Friedfertig wandeln sie daher, ganz Dame von der Taille bis zum Rocksaum. Aber jetzt kommen die „lang gesuchten" Verbrecher in Sicht. Ein Ruck an der Strippe — und eine erstklassige Metamorphose geht vor sich. Der Rock wird zur Pumphose, die Revolvertasche fällt, die Beine werden unter den Arm genommen und die Verbrecher am Kanthaken. Nichts einfacher als dieses!

Frauen, die als Männer leben. Das ist eine lange Geschichte für sich und würde uns schließlich zu sexuellen Spitzfindigkeiten führen, die nicht mehr in dieses Werk gehören. Denn wenn das dauernde Tragen von Männerkleidung seinen Grund in einer angeborenen und abweichenden Anlage hat, so sind die also Kostümierten nicht mehr als Weiber zu betrachten, sondern nur als — oftmals gefährliche — Konkurrenz der Männer. Die finsteren Feinde aller Lebensfreude bei uns sind jetzt drauf und dran, bei der bevorstehenden Reform des Strafgesetzbuches den § 175 auch auf

diese scheinbaren Frauen auszudehnen und ein paar hundert Menschen mehr — denn es sind wirklich sehr wenige — unglücklich zu machen. Vorläufig hat die Polizei, mangels anderer Grundlagen, folgende Ansicht.

Durch eine bemerkenswerte Entscheidung erhielt vor einigen Tagen eine achtjährige Dame in D. die Erlaubnis, Männerkleider tragen zu dürfen. Dieses junge Mädchen gleicht im Äußeren, Wesen und Stimme so sehr einem etwa zwanzigjährigen Manne, daß sie in ihrer weiblichen Anzug wiederholt in Verdacht geriet, sich verkleidet zu haben. Sie fühlte sich darüber sehr unglücklich, und da ihre beruflichen Neigungen auch vollkommen männliche waren, wandte sie sich schließlich an einen Nervenarzt, auf dessen Zeugnis sie das Polizeipräsidium ersuchte, ihr das Tragen von Männerkleidern zu gestatten. Sie hatte dem Gesuche auch eine Photographie in männlicher und weiblicher Kleidung beigefügt. Sie erhielt auf ihren Antrag folgenden Bescheid: „Auf Ihr Gesuch betr. das Tragen von Männerkleidern vom 13. Dezember [illegible] erwidere ich Ihnen ergebenst folgendes: Nach dem Gesetz und der Rechtsprechung der Gerichte ist das Tragen von Männerkleidern durch eine Frau nur strafbar, wenn die öffentliche Ordnung z. B. dadurch, daß ein Menschenauflauf entsteht oder sittlicher Anstoß erregt wird, gestört wird. Wenn Sie also Männerkleider tragen, so haben Sie vor allen Dingen dafür zu sorgen, daß das Tragen solcher Kleidung zu keinen Mißhelligkeiten führt und die öffentliche Ordnung dadurch keineswegs gestört wird. Wenn in dieser Hinsicht ungünstige Tatsachen bekannt würden, müßte Ihnen das Tragen von Männerkleidern verboten werden."

Um aber wenigstens ein Beispiel für ein solches Frauenleben zu geben, wähle ich dieses:

Das außerordentliche Schicksal einer Frau, die mehr als fünfzig Jahre lang als Mann verkleidet war, ist in diesen Tagen in dem Veteranenheim zu Quincy im Staate Illinois an den Tag gekommen. In diesem Hause, das für ehemalige Soldaten des amerikanischen Bürgerkrieges bestimmt ist, lebte seit etwa zwei Jahren ein gewisser Albert C. Sein Geheimnis wäre wohl bis zu seinem Tode bewahrt geblieben, wenn es sich nicht in letzter Zeit körperlich überaus verschlechtert hätte. Darum erbat der Vorsteher des Heims, daß ihm ein Bad bereitet wurde. Dabei stellte man fest, daß der „Veteran" weiblichen Geschlechtes war. Wie die alte Frau nun erzählte, ist sie eine geborene Irländerin und von schon als junges Mädchen in Männerkleidern nach Amerika durchgegangen. Als im Jahre 1861 der große Bürgerkrieg ausbrach, trat sie als Freiwilliger in das Heer ein. Sie diente drei Jahre lang in der Kompagnie „G" des 95. Infanterieregiments. An vielen blutigen Gefechten hat sie teilgenommen. In diesen Kämpfen wurde ihre Kompagnie dezimiert, daß sie am Ende des Krieges nur noch vierzig Mann stark war. Einige ihrer alten Kameraden befinden sich zufällig in demselben Altersheim in Quincy. Sie erklären, daß sie niemals das männliche Geschlecht C's bezweifelt hätten, und daß sie ein entschlossener und furchtloser Soldat gewesen ist. Nach dem Frieden arbeitete sie zunächst auf einer Farm, später wurde sie Mechaniker und Chauffeur, und zwar stets als Mann. Als ihre Kräfte im höheren Alter nachließen, ersuchte sie um Aufnahme in das Veteranenheim, die ihr denn auch ohne weiteres gewährt wurde.

Dieser Bericht läßt mit ziemlicher Sicherheit auf Homosexualität schließen, da das Äußere der Betreffenden so wenig verraten hat. Nicht zu verwechseln damit sind Verkleidungen romantischer Liebesabenteuer.

Als im Jahre 1720 der Admiralitätshof von Jamaika über eine von dem gefürchteten Korsaren Rakham geführte Piratenschar zu Gericht saß, machte man

471. Die Ausstellung. Französische Zeichnung

die überraschende Entdeckung, daß zwei der eingelieferten Seeräuber Frauen waren: Mary Read und Anna Bonny. Mary Read hatte sich, nachdem sie ihre Eltern durch den Tod verloren hatte, als Mädchen von dreizehn Jahren für ein Kriegsschiff als „Schiffsjunge" anwerben lassen und später in einem flandrischen Reiterregiment als Soldat gedient. Sie verliebte sich hier in einen Kameraden und wurde seine Frau. Nachdem ihr Mann gestorben war, zog sie wieder Männerkleider an und ging als Matrose nach Amerika; unterwegs wurde jedoch das Schiff von Rackams Bande gekapert und Mary rettete ihr Leben, indem sie erklärte, daß sie sich den Piraten anschließen wolle. Unter den Seeräubern befand sich, gleichfalls in Männertracht, eine andere Frau, Anna Bonny, die nach vielen Abenteuern Rackams Geliebte geworden war. Anna verliebte sich in Mary Read und offenbarte ihr ihr wahres Geschlecht. Mary lachte hell auf, als sie das Geheimnis erfuhr, und machte der verliebten Anna die vertrauliche Mitteilung, daß auch sie ein Weib sei. Sie verliebte sich dann selbst in einen jungen Piraten und machte mit der Zustimmung Rackams, der um ihr Geheimnis wußte, dessen Geliebte. Sie liebte ihn leidenschaftlich und setzte, um ihn aus einer gefährlichen Lage zu retten, ihr eigenes Leben aufs Spiel. Der junge Mann war mit einem andern Piraten, einem verwilderten riesenstarken Manne und ausgezeichneten Schützen, in Streit geraten und sollte sich mit ihm schlagen. Da Mary für das Leben des Geliebten fürchtete, beschloß sie, das geplante Duell um jeden Preis zu verhüten; sie beleidigte den Gegner ihres Liebhabers und versetzte ihm nach einem lebhaften Wortwechsel vor versammelter Schiffsmannschaft eine schallende Ohrfeige. Dieser Schimpf konnte nur durch Blut gesühnt werden, und Mary und ihr Gegner gingen an Land und schlugen sich in einer hellen Mondnacht auf Pistolen; durch einen wohlgezielten Schuß streckte Mary ihren Gegner zu Boden, worauf sie dem Verwundeten sofort Blutes die Kehle abschnitt. Nach dieser

412. Weibliche Klopffechter im Kostüm Louis XIII
Französische Zeichnung aus dem „Carnaval du lieu de ville" 1857

grausamen Tat ergriff sie mit dem Geliebten die Flucht, und Anna Bonny schloß sich den Fliehenden an. Die Flucht gelang, da Anna und Mary wieder Frauenkleider angelegt hatten und infolgedessen nicht leicht entdeckt werden konnten.

Diese Romantik kommt auch bei Männern vor:

Die Gattin eines reichen New Yorker Kaufmanns hatte seit einigen Monaten eine allerliebste blonde Kammerzofe, mit der sie sehr zufrieden war. Diese Zofe war nicht nur fleißig, sondern auch tugendhaft, denn so oft der Herr durch kleine Vertraulichkeiten mit ihr eine Verbindung herstellen wollte, wurde er barsch zurückgewiesen. Die Zofe wohnte im Zimmer unmittelbar neben dem der Herrin, und nur sie allein konnte der gnädigen Frau von selbst bis spät Handreichungen und Besorgungen machen. Als vor kurzem die Dame mit ihrem Gatten eine Reise nach Europa machte, nahm auch die Zofe daran teil. Die Reise ging nach London, Brüssel und Paris. Hier aber kam es zu einer Katastrophe. Als der Kaufmann eines Abends ein Vergnügungslokal aufsuchte, entdeckte er einen Mann, der der Zofe seiner Frau außerordentlich ähnlich war. Er beobachtete den Fremden weiter und kam zu der festen Überzeugung, daß dieser „Mann" niemand anders sein konnte als die Kammerzofe. Zuerst glaubte er, daß sich diese nur aus Leichtsinn und um einmal das „Pariser Nachtleben" kennen zu lernen, in ein Männerkostüm gesteckt hätte; weitere Beobachtungen ergaben aber, daß die Zofe nicht hier, sondern zu Hause in Maske war. Es war ein junger Mann, der als Mädchen verkleidet, von der gnädigen Frau eingeschmuggelt worden war. Die erstaunliche Dame wollte zuerst keine Kenntnis von der Maskerade ihrer Zofe haben, schließlich räumte sie aber doch ein, daß

der junge Mann ihr Geliebter sei. Nunmehr wird sie sich von ihrem Gatten trennen und den blonden jungen Mann, der aus Liebe zu ihr so lange treue Dienste getan hat, heiraten.

Die Geschichte spielt in Amerika, und es ist vielleicht kein Zufall, daß gerade ein amerikanischer Gelehrter neuerdings mit dem Beweis auf den Plan getreten ist, die „jungfräuliche“ Königin Elisabeth von England sei — ein Mann gewesen. Er stellt es so dar: Frau Ashley war die Erzieherin der kleinen Prinzessin Elisabeth und hatte sie auch Bisley begleitet, wohin das Kind auf Anraten der Ärzte geschickt wurde. Hier in Bisley erkrankte die Kleine plötzlich an einem hitzigen Fieber und starb trotz der sorgfältigsten Pflege. Es war kurz bevor der Vater, Heinrich VIII., seinen Besuch ankündigte. In ihrer Angst schob Frau Ashley schnell ein anderes Kind unter, das aber leider männlichen Geschlechts war, weil sich kein anderes passendes in der Eile auftreiben ließ. Es war dies ein Junge Namens Neville, bis dahin Spielkamerad der Prinzessin. In Bisley soll später das Skelett der heimlich Begrabenen aufgefunden worden sein. Dies alles klingt recht sonderbar. Es kommt aber noch besser: Die Ähnlichkeit des Jungen habe ihre Gründe gehabt. Er sei nämlich ein außerehelicher Sohn Heinrichs des Achten gewesen und hätte daher eigentlich auch „Anrecht“ auf den Thron gehabt. Hiermit stimmte die „männliche“ Intelligenz des „Königs“ Elisabeth überein und „sein“ blonder Typus, während Anna Boleyn, die Mutter der echten Elisabeth, brünett war. — Wie gesagt, sonderbar. Ob dahinter nicht was anderes steckt? Nämlich eine gewisse Tendenz dazu, sich mit Vorliebe in solchen Ideengängen zu bewegen oder in sie zu verrennen? Es gibt Männer (keine Homosexuellen!), die eine starke und erotisch gefärbte Verkleidungssucht haben. Ich untersuchte zuerst 1907 eine größere Reihe von solchen Fällen und veröffentlichte mein Ergebnis (F. Kind, Anthropos Hermaphroditus &c. Seite 356 ff.). Diese Untersuchungen sind später von anderer Seite fortgesetzt worden (Transvestiten). In Indochina sind derartige Dinge allgemeiner bekannt, wenn man dem Globetrotter Otto Ehlers Glauben schenken darf:

423. Mrs. Pinchwife in Hosen

Zeichnung von Aubrey Beardsley

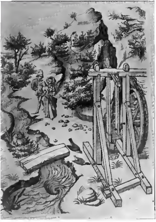
Ich lernte hier zum ersten Male eine Klasse von Menschen kennen, von deren Existenz in Asien ich bis her noch nie gehört oder gelesen hatte, denen ich jedoch im Laufe meiner Reise noch mehrfach begegnen sollte, nämlich den Pi[illegible]nes. Mit Moung Chitwy Hlan durch den Bazar schlendernd, macht er mich eines Abends auf eine ungemein kräftig gebaute Person mit hübschem Gesicht aufmerksam und bezeichnete sie als zu den schönsten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts. Mein Begleiter wollte schier bersten vor Lachen und fragte auf die von mir bezeichnete Persönlichkeit deutend: „Was? Die dicke Betelverkäuferin meinen Sie? Das ist überhaupt gar kein Frauenzimmer, das ist ein Mann“ — Ich dachte, er wolle einen Witz; die Betelverkäuferin kann doch kein Mann sein. Aber es war deutlich [illegible], wie ich später, wenn auch nicht aus ihrem eigenen, sondern aus dem Munde ihres Gatten vernahm. Sie sehen die Sache noch immer dunkel, denn die Betelverkäuferin, welche ein Mann war, hatte einen Gatten, und zwar einen Gatten, der keine Frau war. — Ben

Meung Chwang Hsaz erfuhr ich nun folgendes: Es gibt in den Lao-Staaten, wie mir auch von einem seit langen Jahren in Chiengmai lebenden amerikanischen Arzte bestätigt wurde, eine verhältnismäßig große Anzahl von Hermaphroditen, hier nach pu (Mann) und mea (Weib) Pumea genannt, die von ihren Eltern in der Regel in weibliche Gewänder gekleidet, als Mädchen erzogen werden und auch im allgemeinen die Vorrechte des schwächeren Geschlechts genießen, auf dem Markte als Verkäufer erscheinen dürfen, vom Steuerzahlen und Militärdienst befreit sind und anderes mehr. Die sozialen und sonstigen Vorteile eines Pu-mea scheinen nun manchen Leuten so verlockend gewesen zu sein, daß sie ihre normal entwickelten Söhne aufwachsen ließen unter der Vorspiegelung der falschen Tatsache, daß sie Hermaphroditen seien, auf der andern Seite fanden sich aber auch Jünglinge selbst dazu bereit, die Rolle eines Pu-mea zu spielen, entweder aus pekuniären Rücksichten, oder um dem Militärdienst zu entgehen, vielleicht aber auch, weil sie überhaupt eine ausgesprochene Neigung für die Beschäftigung des Weibes in sich fühlten. Genug, das Faktum läßt sich nicht leugnen, daß heute im Lao-Staate zahlreiche Männer unter der Bezeichnung Pu-mea in Weibertracht herumlaufen, sich weiblichen Beschäftigungen hingeben und auch mehr oder minder als Weiber respektiert werden. Das Wunderbarste von allem aber ist die Tatsache, daß diese Pu-mea auch von Männern geheiratet werden, namentlich von gewohnheitsmäßigen Opiumrauchern, in denen alle Regungen des männlichen Herzens erstorben sind. Die so verheirateten Pu-mea führen dann ihrem Herrn und Gebieter den Haushalt wie jede andere Frau, und da von einem Opiumraucher an seine bessere Hälfte Zumutungen, wie Kinderwarten usw., nicht gestellt werden, so kann sich eine solche Ehe durchaus glücklich gestalten.

424. Die Sittenpolizistin

Zeichnung von Kopstein aus den „Wiener Caricaturen" von 1905

Im Liebesgarten   Aus dem mittelalter



ischen Hausbuch des Fürsten Waldburg-Wolfegg

415 Im Schoße der Liebe. Radierung von Aubert nach einem Gemälde von Boucher

XII

Die Minne

Ich möchte unter diesem Titel einige Erscheinungen besprechen, die gewöhnlich auch als isoliert gelten und den Kulturhistorikern Schwierigkeiten zu bereiten pflegen, insofern es mit der einheitlichen Erklärung bedenklich hapert und Faktoren, Momente und Entwicklungslinien herangezogen werden, die weniger aus einem Stück als vielmehr aus den Rippen geschnitten sind. Auf Seite 29—32 habe ich schon einen solchen Forscher zitiert und seine zappelnde Angst um den Bestand

416. Dame und Stallknecht. Kupferstich von Dürer

der österreichischen Manuskripte mit Randbemerkungen begleitet. Alles, was in der Menschheitsgeschichte als Beleg für das Thema dieses Werkes dienen könnte, ist der übergroßen Mehrzahl der Historiker peinlich, verhaßt, bedauerlich, empörend und zum Schluß — unsittlich. Wie viele sind denn mit ihrem moralischen Urteil so zurückhaltend, wie der ausgezeichnete Gelehrte Alwin Schultz, der gerade in seiner Materialsammlung über das höfische Leben der Minnesinger die Bemerkung einflicht: „Es ist nicht leicht, über die Sittlichkeit einer längst vergangenen Zeit ein gerechtes und richtiges Urteil zu fällen. Es sind uns allerdings viele Zeugnisse überliefert, wir haben die Äußerungen der Sittenprediger, diese sind jedoch gewiß nicht so unbedingt glaubwürdig, da gerade sie durch Übertreibung immer ihre Wirkung zu erreichen suchen; etwas liegt schon vor, was sie zu den Strafpredigten veranlaßt, indessen so schlimm, wie sie die Sachen darstellen, sind sie gewiß nicht. Die Geschichtsschreiber melden uns von allerlei Ausschreitungen, die ihnen bemerkenswert erscheinen, aber eben daß sie ihre Aufmerksamkeit in dem Grade erregen, sie des Aufzeichnens für würdig erachtet werden, beweist, wie nicht gar so häufig sich solche Skandalgeschichten ereigneten; wären dieselben eine alltägliche Erscheinung gewesen, man hätte ihnen keine so große Beachtung geschenkt."

Wenn es feststeht, daß die moralische Bewertung erotischer Handlungen eine fluktuierende, aus der Vergangenheit zwar erkennbare, für die Zukunft aber ungewisse Mode-Anschauung ist, die nur dem im Gegenwärtigen völlig gefangenen Menschensinn als etwas Unveränderliches vorkommt, so ist ein sittenrichterliches Urteil im zeitlich unbegrenzten Sinne nicht bloß schwierig, wie Alwin Schultz sagt, sondern überhaupt unmöglich. Der Urteilende ist dann so „befangen" wie eine Dame von letzter Pruderie, die über ein Schnittmuster der Vorsaison verächtlich die Nase rümpft und die Sache für unmöglich erklärt, sie würde vor Scham vergehen, wenn sie sich darin zeigen sollte. Derart befangen ist jeder sexualmoralisch Urteilende ohne Ausnahme, auch der juristisch Richtende, der im Gesetz (bis auf die grobklotzigen Dinge) keinerlei Anhalt findet, weil das Gesetz mindestens für Jahrzehnte gemacht ist und daher die fluktuierenden Erscheinungen nicht in seine starren technischen Bezeichnungen hineinbekommt. Auch der juristisch Richtende horcht bewußt oder unbewußt auf die rasch vergänglichen Strömungen, die sich in der momentanen Moral bemerkbar machen, er entwickelt daraus eine jeweils passende Auslegung der gesetzlichen Formel und geht in der Überzeugung schlafen, die immanente geschlechtliche Sittlichkeit von einem Flecken gereinigt zu haben, während er nur ein Tagesinterpret ist.

Alwin Schultz meint ferner, die drastisch [illegible] Äußerungen der Strafprediger seien mit Vorsicht zu genießen, weil sie Dinge, die an und für sich schon Ausnahmen sind, noch groß

übertreiben, um eine bestimmte und gewünschte Wirkung damit zu erreichen. Ich möchte auch hierin etwas weiter folgern und sagen: die Abraham a Santa Clara oder Caesarius von Heisterbach sind unbedingt zur psychologischen Erkenntnis wertvoll. Nämlich inbezug auf sich selbst mehr, als inbezug auf die Personen oder Handlungen, die sie zu schildern vorgeben. Die moralisch sein sollende Übertreibung und Ausmalung wird zum Individual-Dokument. Und dies gilt eben auch für Kulturhistoriker, die die erotischen Grenzwerte der Vergangenheit mit gellender Entrüstung hervorzerren und nichts weiter dazu zu sagen wissen. Die moralische Entrüstung über geschlechtliche Dinge ist eine Reaktionsform der individuellen Erotik. Man sucht erst die Dinge auf, der Anstieg zur Irritationskurve. Der Abstieg nach erfolgter Auslösung offenbart sich dann im Schimpfen. Diese Kurve ist gleich der körperlichen übersetzt ins Geistige. Nur der ungerührte Sapiens hat die Fähigkeit zum Sachlichen. Man beobachte doch unerwachsene Mädchen, wie sie in früher Neuzeit kleine Verfänglichkeiten miteinander tuscheln und sich erhitzen und dann plötzlich mit einem halb ärgerlichen Pfui¹ auseinanderstieben. Es ist derselbe Vorgang.

Nun die Minne. Auch dieser erotische Begriff hat sich beständig modisch gewandelt. Ursprünglich das „Gedenken". Man begoß es, man trank sich Minne zu. Man trank auch der heiligen Walpurgis Minne. Molltrank. Der Begriff spielte ins Freundliche, Lustbare. Er wurde zur Liebe mit Ausschluß des Leibs. Also, was wir psychologisch Lust nennen. Ein Teil nur der Liebe. Die Minnesinger sind aber gar keine Lust-Sieger, die Sehnsucht, die sie singen, ist recht leidvoll, weil ungestillt oder von neuem der Stillung bedürftig. Das, wonach sie sich sehnen, ist freilich der „Minnesold", der Lohn des Leibs. Frau Venus heißt Frau Minne. Und dann, als die ritterliche sehnsüchtige Umwerbung im Meer der Zeiten verebbt, ist Minne bloß noch Koitus. Ohne Vorbeispiel. Daher ordinär und unanständig. Es ging dem Wort Minne so wie dem französischen baiser, das man heute anständigerweise nicht mehr gebrauchen darf, der französische Vater „küßt" die Tochter nicht mehr, er „umarmt" sie auf die Stirn. Die Poeten des 18. Jahrhunderts holten das verschollene Wort bei uns wieder vor. Doch ist es in unserem Sprachgebrauch entwachsen, die „minnigliche Maid" ist ein halb parodiert Ausdruck für „seltsame Jungfrau". Das Gefühl für den ausschließenden Inhalt von Lust und Leid ist jedenfalls vollständig verloren gegangen.

417. Dame mit Gefolge
Unbekannter französischer Holzschnitt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts

Unter Minne im historischen Sinn umfasse ich hier nicht nur die Erscheinungen des umwerbenden Rittertums, sondern auch das Tirisbeat, die mehr bürgerliche Parallele des ersten. Da der Tatsachenbestand dieses Bezirks dem allgemeinen Wissen etwas weiter entrückt ist, als die früher besprochenen Gruppen, so möchte ich den umgekehrten Weg wählen und erst eine Schilderung der hierhergehörigen Umstände geben, bevor ich sie unter den psychologischen Gesichtspunkt einrücke. Wegen der Menge des vor-

fügbaren Stoffes kann ich mich indessen mit einer Darstellung der abgeleiteten Kulturverhältnisse nicht aufhalten. Ich setze die einfachsten Daten über das Leben in den Burgen, über Knappenerziehung, Ritterschlag, Turniere und dergleichen als bekannt voraus und verweise Leser, die sich hierüber genauer informieren wollen, auf das eindringende Studium von Alwin Schultz.

Wenn sich ein Ritter dem Dienst irgend einer Dame als ihr Vasall im Sinne der lehnsmännischen Feudalität übergab, so tat er nicht selten ein beschwerliches oder gefahrvolles Gelübde, um die Beständigkeit oder Größe seiner Leidenschaft damit anzuzeigen. Dies Gelübde gehörte zu den ersten Merkmalen der ritterlichen Courtoisie oder Höflichkeit und starb erst mit der Ritterschaft selbst aus. Im 16. Jahrhundert ist es damit vorbei. Aus dieser Zeit dürfte nur noch der Herzog von Nemours als Beispiel gelten können, der seiner Dame zuliebe vom Ellbogen bis zur Hand keinen Harnisch trug, in dem festen Vertrauen, daß dieser entblößte Teil durch den Schutz seiner Göttin genugsam werde verteidigt sein. Der Duc de Nemours galt in jeder Hinsicht als ein so schöner und vollkommener Ritter, wie ihn die Ritterzeit nicht besser hätte hervorbringen können.

Eine andere Probe der Courtoisie von Rittern bestand darin, daß sie sich die Erlaubnis ausbaten, die Farben der Damen, deren Dienst sie sich widmeten, tragen zu dürfen, wie die Dienstleute der Fürsten diejenigen ihrer Herren tragen. Auch diese Courtoisie übte im 16. Jahrhundert der Herzog von Nemours. Er besuchte im J. 1512 die Herzogin von Ferrara und brachte von diesem Besuche die Farben der Herzogin, schwarz und grau, mit. Von dem Tragen der Farbe der Damen bleibt in der Folge keine Spur mehr. Dagegen entstand eine andere Galanterie, die sich die Herren von den Damen ausbaten. Zu Brantôme's Zeiten ersuchten viele Liebhaber ihre Schönen, neue seidene Strümpfe, die sie für sich gekauft hatten, acht oder zehn Tage zu tragen und sie dadurch gleichsam einzuweihen. Dies Einweihen von Männerstrümpfen durch Damen scheint eine andere Fabrikationsmethode von seidenen Strümpfen vorauszusetzen, als wir sie jetzt kennen.

418. Städtchen
Miniatur aus einem Gebetbuch vom Ende des 16. Jahrhunderts

Viel allgemeiner, als das Tragen der Farben von Damen, war das Tragen von Liebespfändern, die sich die Ritter von den Damen erbaten oder die Damen freiwillig ihren Liebhabern und Verehrern schenkten. Das Geben und Tragen der sogenannten faveurs dauerte bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts fort. Bloß der Stoff und die Form derselben änderte sich allmählich. In den ersten Feldzügen, die der tapfere Bayard in Italien machte, traf er in der Stadt Carignan die Dame wieder an, die er in seiner Jugend und während seines Aufenthaltes am Savoyischen Hofe

459. Minneritter und Liebeskönigin.
Detail eines Gemäldes von Cosimo Tura und Francesco Cossa im Palazzo Schifanoja in Ferrara

am meisten verehrt hatte. Der Held versicherte der Dame seines Herzens, die an einen Herrn de Fluxas vermählt war, seine fortdauernde Liebe und Verehrung, und ersuchte sie, ihm Gelegenheit zu verschaffen, wodurch er ihr und den übrigen Damen der Stadt seine Ergebenheit bezeugen könnte. Die Dame wünschte, daß der Ritter ein Turnier veranstalten möchte. Bayard versprach dies zu tun, und bat die Dame zugleich, ihm einen von ihren Manchons zu geben. Madame de Fluxas gewährte die Bitte, und nun machte der Ritter gleich folgenden Tags bekannt, daß er am nächsten Sonntage ein Turnier halten und als den Preis des Siegers einen Manchon seiner Dame samt einem Rubin von hundert Dukaten Wert aussetzen werde. Die französischen und italienischen Ritter turnierten an dem anberaumten Tage mit allgemeinem Beifall. Nach geendigtem Turnier erkannten die Kampfrichter und die Damen dem Ritter Bayard den Preis zu. Bayard erklärte verbindlich, daß

405. Die argwöhnige Drisla
Kupferstich vom Meister E. S. 15. Jahrhundert

er diese Ehre nicht verdiene, denn wenn er sich auch gut gehalten habe, so verdanke er dieses der Madame de Fluxas, die ihm ihren Manchon geborgt habe. Eben deswegen überliefere er auch ihr den Preis, damit sie denselben nach Gutbefinden verleihen könne, an wen sie wolle. Die Dame gab den Rubin demjenigen Ritter, der sich nach Bayard als den besten gezeigt hatte, und behielt den Manchon als ein Andenken des Ritters, den sie einst geliebt, und von dem sie bei Wiedereröffnung des Feldzugs mit Tränen Abschied nahm. Die Beziehung zwischen Ritter und Dame dauerte bis an den Tod, und es verging kein Jahr, wo sie sich nicht einander Geschenke schickten.

Einige Jahre nachher wurde der Ritter Bayard bei der Eroberung von Brescia schwer verwundet, und in das Haus eines reichen Edelmanns gebracht, der sich selbst in ein Kloster geflüchtet und seine Frau und beiden Töchter ihrem Schicksal überlassen hatte. Der verwundete Ritter war kaum von den Trägern niedergesetzt worden, als die Dame und ihre Töchter ihn jammernd baten, das Haus und allen Zubehör als seine verdiente Beute anzunehmen, aber nur ihre und der Töchter Ehre gegen die siegreichen Krieger zu schützen. Ritter Bayard beruhigte die Damen und postierte mehrere von seinen Leuten vor die Türe des Hauses, um die plündernden Soldaten abzuhalten. Die Damen taten nun alles, was sie konnten, um dem Ritter die Heilung zu erleichtern und die Zeit angenehm zu vertreiben. Als er wieder hergestellt war und Abschied nehmen wollte, bot ihm die Dame des Hauses ein Schatzkästchen mit 2500 Dukaten als ein geringes Merkmal ihrer Dankbarkeit an. Der Ritter, der immer gute Menschen mehr als das beste Geld geliebt hatte, schlug zuerst das Geschenk gänzlich ab. Da aber die Dame hierüber untröstlich war, ließ er die Töchter kommen, schenkte einer jeden von der Summe tausend Dukaten und die übrigen fünfhundert den Frauenklöstern der Stadt, die nach der Eroberung geplündert worden waren. Indem er zu Pferde steigen wollte, brachten die beiden Fräulein dem Ritter zwei Sachen, die sie während seines Krankenlagers mit eigener Hand gearbeitet hatten: ein Paar niedliche Armbänder und einen seidenen Geldbeutel. Bayard ließ sich die Armbänder gleich anlegen, und steckte den Geldbeutel in den Ärmel mit der Versicherung, daß er beide den Geberinnen zu Ehren so lange tragen werde, als sie verhalten würden.

Zu den Zeiten Heinrichs III., Heinrichs IV. und Ludwigs XIII. schenkten die Damen ihren Liebhabern gewöhnlich Kleinodien von bedeutender Form, die die Größe und Beständigkeit der Liebe der Geberinnen oder der Verehrer anzeigen sollten. Als die Königin Margarethe von Navarra den d'Entragues zu ihrem Liebhaber erkoren hatte, verlangte sie von ihm, daß er zum Beweise seiner aufrichtigen Liebe das diamantne Herz ausliefern solle, das er von der Marschallin von Retz als Liebespfand erhalten hatte. Im Jahre 1633 verliebte sich Puylaurens, ein Günstling des Herzogs

von Oskerant, in die Prinzessin von Chimay, und von diesem Augenblick an trug er die faveur nicht mehr, die eine Prinzessin von Pfalzburg ihm geschenkt habe. Das Liebespfand bestand in einer blauen Schleife, durch die ein blanker Degen ging, mit der Devise: Ewige Treue der blauen Farbe! Don Ona de Ballegarde hatte seines Alters ungeachtet durch die Galanterie, die er an den Höfen Heinrichs III. und Heinrichs IV. so lange geübt hatte, der jungen Königin Anna von Österreich gefallen. Er verscherzte aber diese Gunst auf einmal, als er bei seiner Abreise nach Rochelle die Königin um keine andere faveur bat, als daß sie das Heft seines Degens mit ihrer Hand berühren möchte. Anna von Österreich fand diese Galanterie so abgeschmackt, daß sie von dem Eindruck derselben nie wieder zurück kommen konnte. Man verlor allmählich den Geschmack an den symbolischen Liebespfändern.

In den Ritterzeiten machte man häufig die faveurs, die man von der Dame seines Herzens erhalten hatte, zu emprises, d. h. zu denjenigen Teilen des ritterlichen Schmuckes und der Rüstung, die ein jeder berühren mußte, der mit dem Inhaber oder Träger der emprises einen Ehrenkampf eingehen wollte. Insbesondere zeichneten sich die irrenden Ritter durch emprises aus. Im Jahre 1503 erhielt Antoine d'Arces nebst dreien seiner Waffenbrüder von der Königin Anna von Bretagne die Erlaubnis, als irrende Ritter die vier Königreiche England, Schottland, Spanien und Portugal zu durchziehen und allenthalben mit unbescholtenen Rittern zur Vermehrung ihres eignen Ruhmes und zu Ehren ihrer Damen zu kämpfen. Die vier Ritter machten ihr Vorhaben in einem Manifest oder Ausschreiben kund und setzten in diesem Ausschreiben zugleich die Bedingungen des Kampfes, die Belohnungen des Siegers und die Strafe des Überwundenen fest. Der Ritter d'Arces trug eine weiße Emprise am Halse und nannte sich deswegen den Weißen Ritter. Wer diese Emprise berührte, konnte gleich erklären, ob er bloß um seines eignen Ruhmes willen oder für die Ehre seiner Dame streiten wolle. Im letztern Falle wurde derjenige, der unterlag, ein Gefangener der Dame seines Siegers, und wenn er nicht Lust oder Zeit hatte, sich dieser Dame in Person zu stellen, so konnte er sich mit einem Diamanten von 300 Thalern loskaufen, den er dem Sieger innerhalb von vier Tagen zustellen mußte.

Manche irrenden Ritter gingen auf Abenteuer aus, entweder, weil sie von ihren Schönen aufgefordert worden waren, sich ihrer Gunst durch Heldentaten würdig zu machen, oder weil sie auch ohne ausd

421. Die Nachtfreuden der Liebesunterhaltung
Holzschnitt von Hans Burgkmair. 15..

drückliche Aufforderung glaubten, daß sie die Liebe durch gefahrvolle Kämpfe verdienen müßten. Andere zogen in fernen Landen umher, um bedrückten Frauen beizustehen und das ihnen angetane Unrecht an den Beleidigern zu rächen. Die Verteidigung ihrer Ehre erwarteten die Damen des 16. Jahrhunderts noch immer von ihren Liebhabern oder Freunden, und daher dachte und handelte der Adel des 16. und auch 17. Jahrhunderts in diesem Punkte so, wie die irrenden Ritter der älteren Zeit.

Der Ruhm der Damen war im ganzen 16. Jahrhundert, wenigstens in Frankreich, Spanien und Italien, ein ebenso mächtiger, aber noch mächtigerer Ansporn zu Heldentaten, als eigener Ehrgeiz oder Vaterlandsliebe. Aus dieser Überzeugung entsprang die Verachtung Franz des Ersten gegen alle Edelleute, die keine Maitressen hatten, und sein Wunsch, daß alle seine Offiziere und Hofleute in heftiger Liebe zu irgend einer Schönen entbrannt sein möchten. Tapfere Degen wagten damals in der Schlacht ihr Leben, nur um ihren Damen zu beweisen, daß sie wertvolle Verehrer in ihnen gefunden hätten. Dafür ernteten ihnen stolze Weiber ziemlich halsbrecherische Unternehmungen zu. Eine Dame am Hofe Franz des Ersten hörte viel von der Tapferkeit eines Monsieur de Lorges, der sich um ihre Gunst bewarb. Um ihn auf die Probe zu stellen, ließ sie eines Tages bei Gelegenheit einer Löwenhetze ihren Handschuh auf den Sand niederfallen, gerade als die Tiere am meisten erregt schienen. Und zu Ritter de Lorges' spottender Miß', wendet sich Fräulein Kunigund: „Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß, wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund', ei, so hebt mir den Handschuh auf!" Man weiß, wie's weiter geht, bei Schiller und unter Franz dem Ersten. Die Damen stellten damals noch ebenso hohe Anforderungen, wie in der guten alten Zeit, aber die Ritter entsprachen ihnen nicht mehr ganz. Zur Zeit Heinrichs III. wurde ein Herr von Genlis auf ähnliche Probe gestellt. Er fuhr mit seiner Dame auf der Seine spazieren, als diese ein kostbares Säckchen ins Wasser fallen ließ und ihn ersuchte, es wieder zu holen. Der Arme machte die Einwendung, er könne nicht schwimmen, worauf sie etwas von furchtsam sagte. Das half. Er sprang ohne Besinnen in den Fluß, und ein nahes Fahrzeug zog ihn gerade noch im letzten Momente glücklich wieder heraus.

Die irrenden Ritter trugen grüne Rüstung, Waffen und Kleidung, um dadurch ihre grünende Jugend und blühende Stärke anzudeuten. Meistens zogen sie zur Erfüllung von gewissen Gelübden aus. Ein edler Galeazzi von Mantua, der die Königin Johanna von Neapel zum Tanz aufgefordert hatte, wurde durch dies Zeichen der Gnade der schönen, aber übel berüchtigten Dame so gerührt, daß er gelobte, in Frankreich, Burgund, England, Spanien, Deutschland und andern Ländern so lange umherzuziehen, bis er zwei Ritter überrannt habe, die er ihr als ihre Sklaven zuführen könnte. Er erfüllte dies Gelübde wirklich. Überhaupt war es gar nicht selten, daß Ritter, die die sogenannten pas d'armes oder kleinen Turniere aushielten, es allen Streitenden, die gegen sie kämpfen würden, zur Bedingung machten, daß die Überwundenen sich den Damen der Sieger als Gefangene stellen, oder wenn sie dieses nicht könnten, einen Diamanten von hohem Wert als Lösegeld geben sollten. Brantôme erzählt, die Domherren an der St. Peterskirche hätten einen überwundenen Ritter, den der Sieger ihnen mit Pferd und Waffen zugeführt, sein ganzes Leben lang als Gefangenen behalten, wahrscheinlich, weil es ihm an Mitteln fehlte, das hohe Lösegeld zu zahlen, das die geizigen Domherren verlangten.

Zu Saintré's Zeiten kam ein berühmter fremder, wie es heißt polnischer, wahrscheinlich aber deutscher Ritter nach Paris, der das Gelübde getan hatte, zwei goldene Ringe, die mit langen goldenen Ketten über dem Ellenbogen des rechten Arms und über dem Knöchel des einen Fußes

befestigt waren, seiner Schönen zu Ehren fünf Jahre lang zu tragen, wenn er nicht früher von einem tapfern Ritter überwunden würde. Um nun zu versuchen, ob er nicht vielleicht in Frankreich seines Gelübdes ledig werden könnte, ließ er durch seinen Waffenherold Beaudoich in Paris bekannt machen, daß er gegen einen jeden Ritter kämpfen und drei Kleinodien, einen Diamanten, einen Rubin und Saphir, jeden dreihundert Thaler wert, gegen drei ähnliche Preise aussetzen wolle, die dem Sieger in jeder der drei Hauptarten des Kampfes zufallen sollten. Santré wurde durch seine Dame bewogen, sich dem Fremdling entgegen zu stellen, und er war auch so glücklich, ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß zu überwinden.

Eines der schwersten und gefährlichsten Gelübde, die je ein Ritter abgelegt und eine Dame gefordert hat, war, was eine edle Jungfrau von einem französischen Ritter verlangte. Die Schöne versprach nämlich dem um sie werbenden Ritter, sich

422 Venezianerin und Page. Kupfer von Franco. Um 1590

ihm mit Herz und Hand und ihrem ganzen Vermögen zu übergeben, wenn er ihr die Portraits von dreißig andern Schönen bringen würde, deren Anbeter er ihr zu Liebe überwunden hätte. Der Ritter nahm diese Bedingung an, und zog zur Erfüllung der Wünsche seiner Göttin mit dem Portrait derselben auf dem Schilde aus. So oft er einen Ritter antraf, der nicht zugeben wollte, daß des irrenden Abenteurers Dame schöner als seine eigne wäre, so oft zwang er jeden Ungläubigen mit ihm zu kämpfen und nach der Niederlage das Bild seiner Schönen und ihren Namen unter das Bild der Schönen des irrenden Ritters malen zu lassen. Der Chronist versichert, der Ritter sei innerhalb eines Jahres mit dreißig Portraits von Damen überwundener Ritter wiedergekommen.

Wenn ein Ritter den andern aufforderte, seiner Dame zu Liebe mit ihm zu kämpfen und sein Liebesgelübde erfüllen zu helfen, so geschah dies mit den ausgesuchtesten Bezeugungen von Höflichkeit und Hochachtung. In dem Cartel oder Aufforderungsschreiben, das man seinem Gegner schickte, bat man Gott, er möge dem Ritter, mit dem man kämpfen wollte, Ehre, Freude und die Erfüllung aller seiner Wünsche bei seiner Dame gewähren, und ersuchte ihn zugleich, er möge den Herausforderer seiner eignen Dame empfehlen. Wenn der Herausgeforderte nicht zur bestimmten Zeit und an dem bestimmten Orte erschien, so fragte man ihn höflich, ob er etwa in Ungnade bei seiner Dame gefallen und vom Hofe des Liebesgottes verbannt worden sei, indem man sonst nicht begreifen könne, warum ein so tapferer Ritter seinen Entschluß zu kämpfen geändert habe.

Ebenso häufig wie die Züge und Kämpfe irrender Ritter für die Liebe ihrer Damen waren die Zweikämpfe, die von Kriegern aus entgegenstehenden feindlichen Heeren den Damen zu Liebe

angesagt und gehalten worden. Nicht selten geschah die Aufforderung zu solchen Kämpfen für die Ehre und Liebe der Damen mitten im Getümmel der Schlacht, und sobald die kämpfenden Heere dies merkten, ließen sie inzwischen die Waffen sinken, bis die verliebten Ritter ihren Zweikampf geendigt hatten. Solche Kämpfe pour l'amour des Dames dauerten bis unter Ludwig XIV. fort, waren aber nach den Zeiten der Ritterschaft niemals häufiger als unter Heinrich III. und IV. Da gab es einen Krieg, den man den Krieg der Verliebten nannte, weil er bloß auf Anstiften der Damen beider Parteien angefangen wurde. Um eben diese Zeit wurde ein jeder für einen feigen Menschen gehalten, der nicht die Ehre seiner Dame bis auf das Blut vertheidigte, und wenn sie auch als das liederlichste Weib des ganzen Hofes galt.

Als Saintré im Begriff war, seinen Zug nach Deutschland anzutreten, gab er seiner Dame das gewöhnliche Zeichen, damit sie sich an dem bisherigen Orte ihrer Zusammenkünfte einfinden möchte. Dies Zeichen bestand darin, daß sich der Ritter das Auge mit der rechten Hand rieb, worauf die Schöne entweder eine Nadel oder einen Zahnstocher an die Zähne brachte, als wenn sie dieselben reinigen wollte. Bei dieser letzten Zusammenkunft erzählte Saintré, wie viele Ritter und Knappen, wie viele Herolde, Trompeter, Pagen, Bediente und Pferde er mitnehmen werde, und dann erklärte er der Schönen die Bedeutung der Farben, Devisen oder Figuren, die sich an seinen und seiner Begleiter Kleidern, Waffen und Rüstungen, oder an den Decken seiner Pferde befanden. Als die Dame aus der Erzählung des Ritters hörte, daß ein so großes Gefolge sehr viel kosten würde, gab sie ihm eine eben so große Summe mit auf den Weg, wie der König und die Königin gleichfalls gethan hatten. Besonders aber bat sie ihn, er möge den mosaischen Segen sprechen, so oft er einen Kampf eingehe, und wenn er dies genau beobachte und stets als ein Ritter handle, so könne ihm nichts begegnen, es sei Sieg oder Niederlage, was nicht zu seiner Ehre gereiche. Nachdem sie dies gesagt hatte, ergoß sich ein solcher Strom von Zähren aus ihren Augen, daß sie nicht weiter reden konnte. Dies rührete den Ritter so sehr, daß er zu ihr sprach: Erhabene und unvergleichliche Göttin und unaussprechliche Gebieterin meines Herzens, anstatt daß Sie mir den Schmerz zu scheiden hätten erleichtern sollen, haben Sie durch den Ihrigen mein Herz so durchbohrt, daß ich jetzt von hinnen gehe und in einem fremden Lande sterben werde. Gott befohlen, mein einziges Verlangen, meine einzige Freude, und mein höchstes Gut! Bei diesen Worten wandte sich der Ritter um, allein die Dame, deren Thränenquelle fast erschöpft war (à que le ruissel de ses larmes estoit presque vuidé) rief ihn mit einem tiefen Seufzer (par un tres merveilleux souspir) zurück und redete zu dem tief betrübten Ritter folgender Gestalt: Du weißt, mein Freund, daß wir Weiber zärtliche und mitleidsvolle Herzen in allen Dingen haben, die unsre Vielgeliebten betreffen, allein jetzo fühle ich mich wieder ganz gestärkt und hoffe zu Gott, daß er doch zu meiner großen Freude unversehrt wieder zu mir führen werde. Höre daher, mein edler Freund, mein einziges Gut, mein einziger Gedanke und höchster Schatz meines Lebens und Todes, sei stets getrost, und laß dir nichts abgehn, denn um deiner Liebe willen werde auch ich stets glücklich und guten Muthes sein. Danach küßten sich, wie der Chronist sagt, die beiden Liebenden ohne Maß und Zahl, und jeder Kuß war mit einem rührenden Seufzer begleitet. In diesem Zustande von heimlicher Freude und schmerzhaftem Vergnügen brachten die Dame und ihr Ritter bis um Mitternacht zu. Als die Liebenden zwölf schlagen hörten, erschraken sie über die Länge ihrer Zusammenkunft, küßten sich zum letzten Male, und bei dem letzten Abschiedskuß steckte die Dame dem Ritter noch einen kostbaren Demantring an den Finger.

In den Turnieren trugen und sprachen die Ritter nichts, als was Beziehung auf die Damen

423 Ihr Herz ist wie ein Taubenhaus. Deutscher Kupfer von 1589

hatte. Sie nannten sich Diener oder Sklaven der Liebe (serviteurs ou servants d'amour), welche Benennung ihnen ehrenwerter als der erhabenste Titel schien. Als solche Sklaven der Liebe ließen sie sich manchmal von ihren Schönen an kleinen Ketten oder reichen Bändern, die an dem Kopfriemen der Pferde befestigt waren, bis an die Schranken oder bis auf den Kampfplatz führen. Als solche Sklaven der Liebe trugen die Ritter Farbe und Livrée ihrer Damen und gewisse Devisen oder Symbole, die nur ihren Freundinnen verständlich waren. Diese devises d'amour, die sich an ihrer Rüstung fanden, sind die Hauptursache, daß sich in den Wappen mancher adligen Häuser einzelne unverständliche Worte oder abgebrochene Redensarten vorfinden. So erschien Saintré auf einem Turnier, das er einer vornehmen Prinzessin zu Ehren vor seinem Ritterzuge nach Deutschland anstellte, auf einem Pferde, das mit einer Decke von weißem Atlas bedeckt war, auf dem kleine Lilien und die Worte ... gestickt waren. Ein nicht weniger wesentlicher Zierrat turnierender Ritter, als die Farben oder Devisen ihrer Geliebten, waren gewisse Liebeszeichen, die gewöhnlich faveurs, joyaux oder emprises d'amour hießen. Sie bestanden in gewissen Stücken von der Kleidung der Damen, in einem Schleier, einer Schärpe, einem Band oder Armbande, oder in Federn und ähnlichen Dingen, die von den Damen selbst an einem Teil der Waffen oder am Leibe der Ritter befestigt wurden. Als Saintré nach Deutschland ziehen wollte, band seine Herrin mit eigner Hand an den rechten Arm des Ritters ein goldnes Armband fest, das mit zwei Diamanten, sechs Rubinen und ebenso vielen Perlen besetzt war. Sie küßte dabei ihren Liebhaber und sagte: „Mein Freund und einziges Verlangen, Gott gebe, daß ich dies Liebeszeichen in einer solchen Stunde und an einem solchen Ort befestige, damit du mit Ehre gekrönt zurückkommst, und wenn dies geschieht, so gelobe ich Gott und der heiligen Jungfrau, daß ich so viele Freitage keine Wäsche an meinem Leibe tragen will, als du abwesend bist!“

Die Liebeszeichen mochten nun am Helm, an der Lanze, am Schilde oder Arm des Ritters befestigt sein, so gingen sie manchmal in der Hitze des Kampfes verloren, und alsdann säumten die Damen nicht, ihren Anbetern statt der eingebüßten faveurs andre zu schicken, damit sie nicht ohne die Hilfe des dem Liebeszeichen innewohnenden Schutzgeistes wären. Die Ritter waren aber manchmal so schnell hintereinander unglücklich und die Damen so hilfreich, daß letztere in der Hitze des Gefechtes ihre ganze gegenwärtige Lage vergaßen. Bei einem Turnier, das Perceforest beschreibt, schickten die Damen ihren streitenden Freunden so oft neue Liebeszeichen aus ihrem Haaren, vom Besatz ihrer Kleider und der Umhüllung ihres Busens, daß sie zuletzt ohne allen Schmuck und halb entkleidet da standen. Die ersten, die es bemerkten, in welchem Zustand sie waren, wurden schamrot, allein da sie sahen, daß alle gleich viel für die Freunde ihres Herzens aufgeopfert hatten, brachen sie insgesamt in ein lautes Gelächter aus. Noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts war es in Frankreich gebräuchlich, daß Damen ihren Liebhabern solche Liebespfänder gaben und daß die Liebhaber sie öffentlich trugen.

466. Er folgt ihr blindlings. Kupfer ... Um 1740

425. Liebe macht blind. Anonymer Kupfer. Um 1780

Um ihre gänzliche Ergebenheit und Dienstpflichtigkeit gegen die Gebieterinnen ihres Herzen zu beweisen, baten die Ritter vor den Turnieren ihre Damen um die Parole, die sie während des Turniers ausrufen konnten, um sich dadurch zu ermuntern und das in den größten Gefahren nie verschwindende Andenken zu erkennen zu geben. Wenn das Turnier zu Ende ging, brach man gemeiniglich noch zu Ehren der Damen eine Lanze, was man le coup oder la lance des dames nannte, und auf eben die Art wiederholte man den Kampf, wenn man zur Streitaxt, zum Schwerte und zum Dolche kam. Nach der gänzlichen Beendigung aller Kämpfe erkannten gewöhnlich die Kampfrichter denen, die sich am meisten hervorgetan hatten, die Preise der Tapferkeit zu; sehr oft aber waren die Damen die einzigen Richterinnen der Tapferkeit der Ritter oder wurden wenigstens

der der Zuerkennung der Preise im Rat gefragt, und wenn das nicht geschah und die Kampfrichter andere Ritter krönten, als die den Damen des Preises würdig schienen, so teilten diese einen zweiten Preis aus, der eben so hoch oder noch höher als der erste geschätzt wurde. Die Preise bestanden entweder in goldenen Ketten oder Ringen und andern Kleinodien, und diese Preise wurden der Regel nach von den Fürsten und Herren, die das Turnier angesagt hatten, in Deutschland aber nicht selten von den vornehmsten Damen, die bei dem Turnier gegenwärtig waren, ausgeteilt. Wenn aber die Damen die Preise weder aussetzten noch zuerkannten, so hatten sie doch das ausschließliche Recht, die Preise den Siegern zu überreichen. Zu diesem Ehrenamte wurden die schönsten und vornehmsten Frauen erwählt, und die Glücklichen, denen die Preise zuerkannt wurden, hatten das Vorrecht, den Schönen, die sie krönten, einen ehrerbietigen Kuß zu geben.

Im Jahre 1468 gab der Bastard von Burgund ein prächtiges Turnier zu Ehren der zweiten Gemahlin Karls des Kühnen, der Prinzessin Margarete von England. Dabei meldete sich ein burgundischer Ritter Namens Jehan de Chassa und bat in folgendem Schreiben die versammelten Damen um die Gnade, am Turnier teilnehmen zu dürfen:

Erlauben Sie, hochgeborene und großmächtige Fürstin und Frau und Sie, meine übrigen gnädigen Prinzessinnen und Damen, daß Ihnen ein Ritterknecht, geboren im Königreich der Knechtschaft (un Chevalier Esclave né du Royaume d'Esclavonie), seine Ankunft in dieser edlen Stadt und zwar in Gesellschaft eines irrenden Fräuleins kund tue, deren Leitung er durch den Befehl seiner schönen Gebieterin übergeben worden ist. Der edle Ritter wagt es nicht, sich der durchlauchtigen Herzogin und der übrigen erlauchten und edlen Gesellschaft darzustellen, bevor er sie über seine Lage vollkommen unterrichtet hat. Der Ritterknecht kann mit Wahrheit versichern, daß er sein ganzes Leben durch einer Dame in Ehrerbietung und allen Kräften gedient und daß die Dame ihn zwar mit Hoffnungen hingehalten hatte, aber sich nie entschließen konnte, ihn zu ihrem Diener anzunehmen. Da seine Liebeskrankheit so sehr zunahm, daß er ihre Qualen nicht länger ertragen konnte, so unterstand er sich in einem Zustande von verzweifelnder Hoffnung, um Mitleid, Gnade und Linderung seiner Liebespein zu flehen, denn er sah zwar nicht würdig fühlte, welche er aber doch durch seine treue Ergebenheit verdient zu haben glaubte. Dieser demütigen Bitte ungeachtet fuhr die erwähnte Dame in ihrer stolzen Gleichgültigkeit, in ihrer Unbarmherzigkeit gegen die Liebe und in ihrer Vergessenheit der weiblichen Tugend der Barmherzigkeit immer fort, und raubte ihm alle Hoffnung, dereinst in dieser Welt glücklich zu werden, so sehr, daß er sich voll Weh und Kummer in eine einsame Wohnung zwischen Felsen, Gebirgen und dicken Waldungen zurückzog, und hier neun Monate lang von nichts als von Brot, Kräutern und Tränen lebte. Wenn dieser Zustand länger gedauert hätte, so würde der irrende Ritter bald das Ende seines Lebens erreicht haben. Nachdem aber die Dame von seinem Zustande Nachricht erhalten hatte, so empfand sie Reue über ihre sündliche Undankbarkeit, schickte das erwähnte irrende Fräulein, welches ihn suchen sollte, und ließ ihm durch diese Dame viele schöne Versicherungen machen, daß die Seligkeiten der Liebe durch langes Harren, durch ausgeharrte Drangsale und durch unaussprechliches Dulden erkauft werden müßten, daß ihre Freuden am besten schmeckten, wenn sie um einen so höheren Preis von ihr erworben seien, und daß es in der Liebe keine größere Sünde gebe, als die Verzweiflung. Das Fräulein riet daher dem Ritterknecht, daß er die Hoffnung statt der Verzweiflung und guten Mut statt Kleinmütigkeit ergreifen sollte. Auch befahl ihm das irrende Fräulein, zur Zerstreuung seines Kummers eine Reise zu unternehmen, und erbot sich ihm, ihn ein Jahr lang zu begleiten, teils um ihn in seinen Leiden zu trösten, teils um seiner Dame Nachricht von seinen Abenteuern zu bringen. Der Ritter schlug diesen Rat unangesehen [illegible] aus, und zog dann Erkundigungen in diesen Gegenden hatte. Da aber gedachter Ritter sich erinnerte, daß selbst mehrere Ungläubige, namentlich der tapfere Saladin, nach Frankreich gekommen seien, um Ruhm zu erwerben, und daß sie in diesem edlen Königreiche auf das ehrenvollste aufgenommen worden, besonders da er den Ruhm und die hohen Tugenden des erlauchten Burgundischen Hauses preisen hörte, und vernahm, daß Fremde nirgend besser empfangen, und ritterliche Übungen und Tugenden nirgend fleißiger geübt würden, als in eben diesem hohen Hause, so begab er sich in Gesellschaft des irrenden Fräuleins dahin, und traf als sein erstes glückliches Abenteuer das edle Unternehmen des Ritters vom goldenen Baume und den Anfang des glänzenden Turniers an. Eben daher bittet er die durchlauchtige Fürstin und Frau, Herzogin von Burgund, und die übrigen Prinzessinnen, Damen und Fräulein, sich bei dem hochgeborenen Herrn und Herzoge von Burgund und Brabant dahin zu verwenden, daß es ihm erlaubt sein möge, an dem berühmten Turnier teilzunehmen usw.

416 Die Göttin der Minne. Kupferstich nach Giulio Romano

Ich habe innerhalb der vorstehenden kurzen Übersicht möglichst die Sprechweise der alten Berichte beibehalten, um nicht unwillkürlich moderne Standpunkte hineinzulegen. Nun hat vielleicht der eine oder andere Leser erwartet, hier von jenen besonders auffälligen Liebesdiensten zu hören, wie sie uns von Ulrich von Lichtenstein oder dem Provenzalen Pierre Vidal überliefert sind. Aber der typische Durchschnitt beweist viel stärker, als jene paar individuellen Züge, die in der Kulturhistorie gewöhnlich dazu herhalten müssen, die angebliche Verrücktheit des mittelalterlichen Gebahrens zu belegen. Für den Geist der natürlichen, unablässig betriebenen Umwerbung des Weibes ist es unerheblich, daß einzelne schwärmerisch-exaltierte Verehrer das Badewasser ihrer Dame tranken oder sich von Hunden hetzen ließen, um ihr einen Spaß zu machen. Davon könnte nicht wenig erzählt werden. Indessen zwingt mich schon der sinngemäße Raumanschluß an die auf diesen Gebiet bezüglichen Illustrationen, auf die Behandlung von viel wichtigerem Material zu verzichten, als da sind: Minnehöfe und arrets d'amour, spanische cortejos, Amadis-Roman und Donquichoterie. Nur einige Strophen der trovatori will ich noch vorlegen, so barbarisch es auch sein mag, zusammenhanglose Strofen aus ganzen Dichtungen herauszureißen.

Die poetischen Schöpfungen der Troubadours zerfallen hauptsächlich in drei verschiedene Gattungen. Im Minnelied wird die Dame als Frau Minne meist unter einem erfundenen, allegorischen Namen besungen, um das Geheimnis der Beziehung zu wahren. Denn Diskretion war ein unerbittliches Erfordernis. Die Übersendung des Gedichtes erfolgte durch einen besonderen Boten, den joglar (Jongleur vom lateinischen jocus), einen Spielmann, auf dessen Treue man sich verlassen konnte. Eine Unterart des Minneliedes ist die alba (Taglied), in der die heimlich verbrachte Nacht besungen wird. Beim Morgendämmern muß er sich aus ihren Armen reißen und immer klingt der schmerzliche Refrain: „ . . . die Leiber lösen sich aus der Verschlingung, es hebt ihr Haupt die harte Tagbedingung“. Das sirventes (Dienstlied) ist an den Lehnsherrn gerichtet und oft sehr kritisch und warnend. Die tenzone (Streitlied) gleicht dem Dialog der Liebeshöfe. Es werden Themata der Sexualpsychologie behandelt, z. B.: Was ist größer, Freud oder Leid in der Liebe? Die Themen werden häufig von den Damen selber aufgegeben.

421. Auszug der Minnesänger
Französische Zeichnung von Léandre. 1892

Nun ein paar Beispiele im ungefähren Versmaß der Urschrift: Wäre mir Sorge nur mit Leide / Ich zum Knecht mich ihr verschreibe / Und wenn stets ich treu ihr bleibe / Halte's nicht für Narretei / Fern von dieser schönen Weibe / Stürb ich vor Liebesnot. (Aus farai chansoneta nueva des Wilhelm Grafen von Poitiers, 1071—1127) — Mußt ich in die Fremde fahren / Hab ich doch Vertrauen / Ihre beiden Augen waren / Huldreich anzuschauen / Auf ihr liebliches Gebahren / daß ich mußte bauen / Seit

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die

Albert Langen, München

sie das mich ließ gewahren / Sie, der Stern der Frauen / Weilt dort die Seele mein / Bei ihr, ihr Sklav zu sein / Und es blieb der Leib allein / Hier in Frankreichs Fern (Aus tant ai mon cor plen de joia des Bernart de Ventadorn, 12. Jahrhundert). — Wohl fern ich von der Liebe mich / Wer wollt mir diese Liebe fern / Nichts, was so schön und hold, weiß ich / In keiner Gegend nah und fern / Gott hat mit Reiz sie so betraut / Ihr Sklav wurd ich, ich sag es laut / Dort, wo der Thron der Moslem steht (Aus lanquan li jorn son lonc en mai des Jaufre Rudel Prinzen von Blaya, 1140—1170). — Ihre Schönheit hat die Welt / Und ihr Wert mir sich erhellt / Besser ist's um mich bestellt / Wenn durch sie ich leide Pein / Als wenn sich mir zugesellt / Andrer Frauen Liebesschein / Sklave, der im Band sie hält / Werd ich mehr, wenn's ihr gefällt / Als die andern Männer sein (Aus per mantas guizas m'es datz des Alfons II. von Aragon, um 1180) — Begehr' aus jenem Wahn / Man Unbesonnenheit / So wird man Straf empfahn / Darum erfahr ich Leid / Von der Gebieterin / Mit Recht, da ich begangen / Wofür ich muß empfangen / Was mir zerrüttet den Sinn (Aus qui per oesti cuidar des Peire von Capduelh, um 1190). — Ach, nun such doch auf die Bahn / Hilfe stille doch / Dennoch laß die Kunde empfahn / Wie es steht um mich / Sag ihr, obgleich ich leide sehr / Vor ich zugehen ihr nun mehr / Ihr Sklav sei ich und werd ich sein / Bin sie gern duldend Todespein (Aus atressi col signes fai des Peirol, 1180—1225). —

448. Die vier Liebhaber. Lithographie von Anton Bachapt. Um 1815

Die Verse machen sich so in der Übersetzung nicht gerade kunstvoll. Vielleicht ist ein ungekünsteltes Gedicht etwas eindrücklicher. Es stammt von Guilhem von Cabestaing und beginnt mit den Worten lo jorn qu'eu us vic, domna, primieramen:

Des Tags, als mir zuerst mit Euch zu sein
Vergönnt die Gunst Weltgottesgewalt
Da achtet ich nicht ferner irgend was
Da war mein Herz Euch ganz allein geweiht.
So ristet Ihr, Gebieterin, mein Leben
Mit Eures lächelnd süßen Blick dahin
Die ganze Welt entschwand vor meinem Sinn,

Als ich Euch sah in Eurer Schönheit Blühn
Euch scherzen hört in Huld und Lieblichkeit
Da war's um mich und um Verstand geschehn,
Doch ich umsonst sie suchte seit der Zeit
Euch ist gewidmet meines Denkens Streben
Denn Euch mit Preis zu ehren bleibt mein Sinn,
Wie scheint's, daß so ich Eurer wert nur bin.

Ich lieb Euch, Herrin. Schlimm würd's mir ergehn,
Lernte ich andern Frauen Ergebenheit,
Denn ich verginge ja in herben Wehn,
Wenn einen Wechsel brächte je die Zeit.
Nur Euch nicht! der sich alles neigt ergeben,
Sonst alles andre geb ich gern dahin,
Bleibt hold und freundlich mir nur Euer Sinn.

Und darf ich Euch erinnern, was geschehn
Beim Abschied, an den tröstlichen Bescheid
Der Herrin, mich gefeit von allen Wehn
Und mich versetzt in Wonne und Seligkeit?
Was auch geschehe, glücklich ist mein Leben,
Wenn Ihr beharrt auf Eurem edlen Sinn.
In süßer Hoffnung lebend leb ich froh dahin.

Auch soll kein Unglück kummervoll mich sehn.
Zu denken brauch ich nur: es kommt die Zeit,
Wo Tröstliches von Euch mir wird geschehn,
Viel oder wenig: doch versüßt's das Leid.
Ich weiß ja: von der Liebe wird's gegeben,
Groß Kreuz und Unheil trägt ein milder Sinn,
Das herbste Mißgeschick wird zum Gewinn.

Ach, Herrin, werd ich bald die Stund erleben,
Wo Ihr mir sagt — o welch ein Hochgewinn! —
Daß Euer einziger, liebster Freund ich bin?

Ich sprach schon in Kapitel VI davon, daß in der Natur keine Regel ohne Ausnahme ist, daß auch eine spezifisch männliche Sinnesrichtung einmal als ganz seltener Fall in einem Weibe auftreten kann. Ich sagte von der Dichterin Dolorosa, sie sei wie ein männlicher „Masochist" und Troubadour. Nun habe ich im 12. Jahrhundert ein Analogon zu Dolorosa gefunden, das ich den Lesern nicht vorenthalten möchte. Es ist Beatrix Gräfin von Die, welche ganz im Sinne der Troubadours ganz leidenschaftliche Verse auf ihren Angebeteten, den Rambaut von Orange, gemacht hat. Zum Zweck der Vergleichung mag hier noch teilweise ein Gedicht Dolorosa's „Herr Edelfried und Fräulein Troubadour" Platz finden.

Er aber liebt, was sie ihm singt.
Sie weiß, daß ihn das Wort bewegt
Und ihn bezwingt und ihn bezwingt,
Das ihre Liebesbotschaft trägt.
Sie schreibt an ihn in bangen Nächten,
Doch nicht „Herrn E., Berlin W. 10" —
Sie liebt es, Vers an Vers zu flechten
Und fühlt: Er wird es nicht verstehn —

— Und mit sich feiner Wimpern feuchten
Schlägt er die Silbern in der Hand,
Aus seinen Augen sprüht ein Leuchten,
In seinem Herzen wächst ein Brand.

Der Alltag sinkt zu seinen Füßen,
Da ihre Sehnsucht zu ihm spricht
Mit diesen Lingen, schmerzlichsüßen,
So grüßt und küßt ihn ihr Gedicht —

Sie schreibt und weint: „Herr Edelfried!
Da ist mein Glück in Ewigkeit
Um derentwillen von mir schied
So geb ich dir ein holdes Geleit — — —"
Aus ihren Worten schluchzt und klingt
Die Sehnsucht heiß und bitterlich —
Er aber liebt, was sie ihm singt
Und träumt: „Mein Kind, ich liebe dich . . ."

419. In vorgerückter Stunde

Zeichnung von A. Willette. 1902

Ein Gedicht der Beatrix von Die, das natürlich nur der allgemeinen inneren Tendenz nach als genaues Pendant gelten kann, beginnt mit den Worten estat ai en gran consirier:

Ich war von heißer Glut entbrannt
Einstmals für einen Kavalier,
Allzeit sei er gegrüßt von mir,
Da ich ihn überherrlich fand.
Ihr Verrat jetzt rührt' ich Klage,
Denn Liebe schenkt' ich ihm zuvor
Nun lieb ich wohl, als wär ich ein Tor,
In der Nacht sowie bei Tage.

Ich schläng um ihn der Arme Band
Wenn mein er wär, der Kavalier
Hielt noch behütet sich vor mir
Auf Lager neben mir gebannt
Nach dem ich klagt ich frage

430. Paris wird von Aphrodite den Händen des Menelaus entrückt. Zeichnung von H. Ramberg. 1791

Als Florio einst nach Mantua kam
Daß aller meiner Ruhe Ehre ...
Aug', Herz, Leiden ihm behagt!

Hielt ich Euch bei der Reue Schluß,
Mein Freund so schön und unbefugt mit

Dicht neben Euch zur Abendzeit
Und gabt ihr nur der Liebe Kraft
Welche Lust hab werden sollte?
Denn gleichwie meinem Ehgemahl,
Versprochen habt ihr mir's einmal,
Daß ich euch dann, wie ich wußte

Ich schließe hieran gleich einige Notizen über das Cicisbeat. Das Prinzip der Weiberherrschaft drängt seine unterirdischen Wurzeln beständig weiter in den Zeiten des Vaterrechts und treibt bei jeder passenden Gelegenheit neue Blüten hoch. Wir erkennen gegen das Ende des 16. Jahrhunderts in Italien die Weiberherrschaft z. B. an der Gewohnheit, daß die Frauen bei zahlreichen Mahlzeiten von ihren Männern bedient wurden. Die Männer standen hinter den Stühlen der Damen und reichten ihnen alles zu, was sie begehrten. Aber hieraus ersieht man wiederum, daß sich damals das Cicisbeat noch nicht ausgebildet hatte. Später nämlich übernimmt der Cicisbeo diese Rolle, während der Verkehr und dem Ehemann über Tage verpönt ist. Ein Chronist jener Zeit weiß u. a. von folgenden Beobachtungen zu berichten:

Nach den übereinstimmenden Zeugnissen der zuverlässigsten Reisenden ist es wahr, daß die Cavalieri serventi, oder Cicisbeos in allen großen Städten Italiens viel seltener von den Männern bestellte Keuschheitswächter, als begünstigte Verehrer der Damen sind; daß man zärtliche Verbindungen zwischen verheirateten

50*

431 Die Staatsschleppe. Zeichnung von Grévin

Frauen und ihren Cicisbeos als etwas Anstößiges betrachte; daß die Damen öffentlich von dem Cicisbeo als von einer zweiten Ehe reden und es für genug halten, wenn ihre Männer wissen, daß die Kinder, welche den Namen derselben tragen, von ihren Weibern geboren worden sind; daß die Ehemänner gewöhnlich ihre Weiber nötigen, nach dem Tode des bisherigen Cicisbeo einen andern zu wählen, und selbst bei fremden Weibern den Cicisbeo machen zu lernen; daß man endlich Ehemänner, die ihre Frauen einschränken oder aus gerechter Eifersucht strenge behandeln, als Ungeheuer verabscheut, gegen welche das ganze Publikum auf das lebhafteste Partei nimmt. Unzufriedene Ehefrauen oder nur klagende Ehemänner laufen Gefahr, selbst von den Schönen, welche sie als Cicisbeos verehrt, als hartherzige oder gefährliche Menschen verabscheut zu werden. Sobald das Cicisbeat eine allgemeine Sitte wurde, so entstand daraus notwendig die Folge, daß Mann und Frau nicht öffentlich zusammen erscheinen konnten, und diese Folge zog bald eine andre nach sich, daß sie nicht zu Hause erscheinen durften. Vermöge dieses Gewohnheitsgesetzes gehört die Frau dem Manne nur während der Nacht und des Mittagessens zu. Wenn man Mailand ausnimmt, wo die deutschen Beherrscher auch deutsche Hofsitten eingeführt haben, so essen in dem übrigen Italien der Regel nach Mann und Frau ganz allein zusammen. Morgens, nachmittags und abends darf der Mann sich um seine Frau nicht bekümmern, ohne sich gleich lächerlich und verhaßt zu machen. Der Cicisbeo erscheint bei der Toilette, wo er mit seiner Dame wegen der Vergnügungen des Nachmittags und Abends Abrede nimmt. Nach Tisch begleitet er sie auf die Promenaden, in die Assembleen und in das Theater. In Gesellschaften und in der Oper bietet er ihr Kaffee und andere Erfrischungen an, ordnet ihre Karten, sitzt ihr beim Spiele bei, leistet ihr kleine Dienste, deren sie bedarf, und begleitet sie zuletzt wieder nach Hause. Selbst in den Zeiten der größten Zügellosigkeit hatten die Weiber in Paris und Versailles nicht so viele Freiheiten, als sie jetzt in den großen Städten Italiens haben. Nach den Aussprüchen aller unterrichteten Ausländer treibt man in Venedig das Vergnügen nicht, sondern man verschlingt es, und die Tugend ist kaum dem Namen nach bekannt. In Genua hat das Cicisbeat noch immer seinen vornehmsten Sitz. Den Venetianerinnen und Genueserinnen eifern ihre Schwestern in Bologna und Neapel und andern großen Städten nach. Die italienischen Schönen rühmen sich sonst ihrer Beständigkeit in der Liebe. Auch diese Tugend soll in den meisten Gegenden schon erloschen oder wenigstens sehr selten ge-

worden sein. Die Italienerinnen gewährten ihr Beichtväter darum, ebenso nachsichtig als das übrige Publikum zu sein und wenn ihnen ein strenger Beichtvater die Absolution versagt so wählten sie entweder einen weniger strengen oder sie übten eine Zeit lang Enthaltung, um durch eine scheinbare Besserung Vergebung ihrer Sünden zu erschleichen, und wenn die alten Schulden getilgt sind, eine neue Rechnung mit desto größerer Zuversicht anfangen zu können. Die Freiheit und Leichtigkeit der Damen hat das Gewerbe der öffentlichen Buhlerinnen in ganz Italien zu Grunde gerichtet. Kurtisanen waren normals nirgend schöner reicher und angesehener als in Venedig. Auch in dieser Stadt findet sich keine mehr, die den edlen Venetianerinnen ihre Liebhaber entreißen oder durch einen großen Aufwand den Neid der Damen erregen könnte. Meyer urteilt mit Recht daß es den Briten und Deutschen kaum möglich wäre solche Herrendienste zu verrichten, als an welche die italienischen Cicisbeos gebannt sind. In Genua waren nur wenige verheiratete Frauen, die nicht einen oder mehrere Cicisbeen gehabt hätten. Einmal hatte ein Marchese de Spinola die Neuerung angefangen, in den Ehepakten festzusetzen daß seine Frau keinen Cicisbeo halten und daß er dagegen bei keiner andern Dame den Cicisbeo machen wolle. Die übrigen Genueser blieben noch immer der alten Sitte treu, ihren Frauen erklärte Verehrer zu gestatten, und andern Damen als ihre Frauen öffentlich zu verehren. Die meisten Genueserinnen hatten mehrere erklärte Liebhaber. Je größer die Zahl derselben war, desto größer wurde der Ruhm der Schönheit und des Geistes der angebeteten Frauen. Die gemeinschaftlichen Verehrer derselben Göttin lebten untereinander in dem besten Einvernehmen und waren eben so wenig eifersüchtig auf einander als die Ehemänner es auf die Cicisbeen waren. Je mehr Liebesknechte eine Dame hatte, desto leichter wurde der Dienst eines jeden, weil nun die Dienste wie Ämter unter sie verteilt wurden. Der Eine begleitete seine Dame, wenn sie sich in die Kirche oder zu Freundinnen tragen ließ. Ein Zweiter ordnete die Tafel an. Ein Dritter sorgte für Spazierfahrten und andere Lustbarkeiten. Ein Vierter hatte die Oberaufsicht über die Assembleen und Spielpartien. Ein Fünfter übernahm die Kasse oder die Einnahme und Ausgabe seiner Dame. Schöne Frauen hatten mehr Cicisbeen als alte und häßliche. Auch die alten aber wurden nicht von ihren Cicisbeen verlassen, so wie Greise eine Ehre darin suchten irgend einer Dame Liebesdienste zu erweisen. Frau von Montague gibt an, daß die Genuesischen Damen zwar in früheren Zeiten acht bis zehn Cicisbeen gehabt hätten, daß aber diese Zeit des Überflusses vorüber sei und daß die Genuesischen Schönen sich im Jahre 1718 (wo die berühmte Engländerin in Genua war) mit einem Liebhaber begnügten. Sie meint ferner, daß das Cicisbeat die Damen in Genua „poliert“ habe und daß der Senat das Cicisbeat eingeführt habe, um die alten Feindschaften der Familien auszulöschen und die jungen unbeschäftigten Nobili zu zerstreuen.

632. Zerrissene Herzen
Zeichnung von Roubille

Die Abbildungen dieses Kapitels helfen die darstehenden literarischen Zeugnisse in gewissem Sinne erweitern. Das sogenannte Bild Nr. 419, bezeichnet als „Minnenritter und Liebeskönigin“, ist bereits auf Seite 29 ausführlich beschrieben worden. Die große Beilage in Schwarz „Liebesgarten“ ist eine von vielen ähnlichen existierenden Darstellungen, von denen sich nicht sagen läßt, daß sie sich auf bestimmte Vorkommnisse oder gesellschaftliche Einrichtungen beziehen. Es liegt etwas Märchenhaftes darin, eine Art goldenes Zeitalter, wo die Menschen stets fröhlich und guter Dinge sind und den Annehmlichkeiten einer reich besetzten Tafel vielleicht noch wackerer zusprechen als den Unterhaltungen der Liebe. In der andern großen Beilage aus dem mittelalterlichen Hausbuch des

633. Ein weiblicher Buddha
Zeichnung von M. Mossier

434. Minnehof Zeichnung von G. Mouaire aus der „Amours au beurre"

Fürsten Waldburg-Wolfegg ist das Stichwort vom „Garten" noch strenger festgehalten. Die Vorstellung von jenem Garten, drinnen es dem ersten Menschenpaare so wohl erging, mag auch hineinspielen. Das Spezifische des Minnewesens ist wiederum mehr ausgedrückt in der Miniatur Nr. 418, wo vor einem nach spanischer Art vergitterten Fenster ein „Ständchen" dargebracht wird. Salomos Götzendienst (Abbildung Nr. 89) trifft so recht den innerlichen Kernpunkt der Sache und ist eine geistreiche Übertragung des religiösen Motivs ins Erotische. Das Weib verleitet den König zur Anbetung der neuen Gottheit, doch diese Gottheit ist niemand anders als — sie selber. Wie die Dame mit Stichwechsel und anderem Erfolge ausgeht, sieht man auf den Nr. 416 und 417. Auch die Delila von Nr. 420 sitzt in einem Liebesgarten und beibei dem Ritter, der sich schlummernd ihrem Schoße anvertraut.

Die diskrete Unterhaltung der Verliebten bedarf oft der „Wachtposten", damit kein Unberufener sie erlausche (Abbildung Nr. 421). Wie die Venuspaaren vom Pagen bedient wird, und wie der Liebhaber ihr „blindlings" folgt, ist auf den Kupfern Nr. 422 und 424 zu sehen. Die Wankelmütige zeigt das Flugblatt vom Jahre 1589 (Abbildung Nr. 423), schon damals ging der wieder modern gewordene Refrain um: „Auch diese Jungfrau hübsch und reich, So diesem Tandbrief ist gleich". Phantasievolle Abbildungen, die zu rekonstruieren versuchen, sind die Nr. 431, 434, 435. Die Zeit der Minnehöfe liegt eben leider vor dem Beginn der Druckerkunst, sodaß sich zeitgenössische Graphischearbeiten darüber nicht vorlegen lassen. Ins Mythologische entfernen sich mehr die Abbildungen Nr. 415, 425, 426, 430, während die Nr. 427—429, 432, 433 und 436 verwandte Ideengänge in moderner Art wiederholen.

Wenn wir die dokumentarischen Einzelheiten überblicken, auf die es hier psychologisch ankommt, so erweist sich, daß sie mühelos in den Aufbau des ganzen weibbeherrschaftlichen Systems eingefügt werden können. Die Minne war die Lust am Leid, der Freudegewinn aus der Sehnsucht, die endlose Verlust mit der auf Jahre hinausgezögerten Erfüllung. Alles dies auf seiten des umwerbenden Mannes, während das Weib in der Regel bequemer die Kühle, sich Sträubende, zum Narren Machende spielen kann. Sie hat einen Ehemann. Sie hat auch noch andere Verehrer. Das feudale Vasallenwesen war so genau auf das Verhältnis zwischen Dame und Ritter „übertragen", daß man

von dieser Erscheinung stehen und sich die Frage vorlegen kann, ob der innere Geist der Sache nicht überhaupt dem Erotischen entspringt. Die freiwillige Unterordnung, die unentwegte Treue, die Gnade der Gewährung, das Verfügen über Leib und Seele sind alles deutlich erotische Komponenten. Sie finden sich unter der Herrschaft des abweichenden sozialen Milieus von heute als ausgesprochene Züge im klinischen Bild des „Masochisten", sie finden sich in rein mutterrechtlichen Verhältnissen, wie wir gesehen haben; sie finden sich immer innerhalb der feudalen Gestaltung des Daseins. Denn auch in anderen Ländern, z. B. in Japan, war das mittelalterliche Lehnswesen verknüpft mit der gleichen minneritterlichen Verehrung der Frauen der sogen. Gesellschaft, wie in unserem europäischen Mittelalter. Es ist unstreitig, daß das psychologische System des Vasallentums, seine innere Charaktereigenschaft, nicht erst mit dem Eintreten gewisser materieller Eigentumsrechte am Grund und Boden zum ersten Male erfunden und entwickelt worden ist. Die äußeren Bedingungen der Feudalität haben ihr erneutes Erscheinen in der Weltgeschichte nur begünstigt und erleichtert.

433 Am Fädchen. Zeichnung von Georges Meunier. 1901

Die Farbe oder Livrée der Damen zu tragen, ist ein starker Ausdruck dieses ganzen Hörigkeitsgefühls. Daß die Ritter die Strümpfe erst acht bis zehn Tage von ihren Damen tragen ließen, bevor sie sie selber in Gebrauch nahmen, spielt ins Gebiet des sogen. Fetischismus hinüber. Nach meiner Deutung (vgl. das folgende Kapitel) handelt es sich dabei um eine Verbindung von Gesamt- und Individualzeichen, die der Mann aus seinem spezifischen Sexualcharakter heraus und in typischer Weise vom Weibe als eine vollkommen normale Reizquelle zu erlangen trachtet. Die faveurs und emprises haben dieselbe Bedeutung, auch die Duellgegner respektierten sie als solche, trotzdem sie für Fremde, die ihren assoziativen Erinnerungswert nicht kannten, nur Sammelzeichen sein konnten. Wir haben weiter gesehen, daß sich der Ritter in allen Ansprachen, Huldigungen, Briefen und Gedichten stets als den „Sklaven" seiner Dame bezeichnet und daß diese Bezeichnung eben, dem freien und adligen Manne der obersten Gesellschaftsschicht, kein leerer Schall ist, sondern die Krönung eines ehrenvollen Hörigkeitslebens darstellt. Der Ruhm der Dame wächst mit der

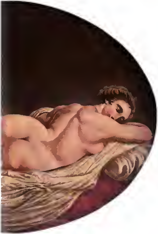
Zahl solcher „Sklaven", die ihr ausschließlich dienen. Und der Ritter bezwingt ebenbürtige Genossen mit der ausdrücklichen Absicht, diese Zahl zu mehren und kraft seines Waffensieges neue Sklaven zur Disposition seiner Herrin zu stellen.

Die Beispiele, die ich gab, sind wie gesagt keine Extreme, sondern Durchschnitt. Wie läßt sich neben der konstatierten Fülle des Sentimentalen, ja Tränenseligen, noch die Behauptung der Roheit und Ausschweifung und des bloßen Irrsinns in der Liebe des Rittertums aufrechterhalten? Bis zu ihr bleibt nur die Tatsache des „Ehebruchs", d. h. des unerlaubten Ehebruchs der Frau neben einem offiziell oder stillschweigend erlaubten Ehebruch des Mannes. Aber das Zetern darüber stammt eigentlich nur aus dem Lager der vaterrechtlichen „doppelten" Moral, die nicht zugeben will, daß die Monogamie der Idealisten praktisch unmöglich ist und daß die ganze Institution der Ehe besten Falls immer ein ungenügender Kompromiß bleiben wird. Niemals ist die erotische Kompromiß-Natur der Ehe von irgend einer Gesellschaft klarer anerkannt worden als von denjenigen oberen Klassen Italiens, die das Cicisbeat als eine bürgerliche Fortsetzung des Minnetums unter sich kultivierten. Man heilte den heimlichen Mangel durch öffentliche Sanktion des Mittels. Man brachte Methodik hinein und fast gesetzmäßige Starrheit, wie den Zwang, einen Cicisbeo zu nehmen. Aber dieser Zwang ging niemals bis zur Prostitution des Weibes. Welche Freiheiten sie dem Cicisbeo gewährte, blieb stets ihrem Ermessen vorbehalten. So steht das Cicisbeat, was Ehrlichkeit des sittlichen Handelns anlangt, beträchtlich sauberer da als die heuchelnde Monogamie unserer Tage.

* *

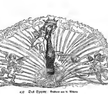
436. Schleppenträger
Lithographie von Vernier. 1850

Im tiefsten Schlaf Farbiger Druck



ach Pastell von Edouard Gerard · Um 1780

Albert Langen, München



437 Das Szepter. Bildtafel von W. Ritter

XIII
Der Fetisch

Der Begriff des erotischen Fetischismus ist der große Plunderkasten, in den die Liebeswissenschaftler alle Gegenstände hineintun, die ein Abfall vom Persönlichen sind, angefangen von den Fußnägeln bis hinauf zur Nachtmütze. Die Vorliebe für den Betrieb einer Produktenhandlung ist ein kaufmännischer Einschlag, der sich noch bei den studierten Enkeln als Webefehler markiert. Die Hauptsache ist, man hat ein Fremdwort und kann nachweisen, daß es aus dem Portugiesischen stammt. Wer sich damit nicht zufrieden gibt, ist sicher ein Ungläubiger oder auf portugiesisch ein Go[illegible]. Doch liegt es in der Natur der Sache, daß der Zauber, der sich mit einem Fetisch machen läßt, meistens ein fauler ist.

So war es auch bei den Negern am Senegal, wenn sie ihre Amulette und Götzen vergeblich anriefen. Sie erkannten aber sofort die Qualität des Zaubers, warfen die Amulette in die Ecke und verabfolgten den Götzen Ohrfeigen. In der Wissenschaft ist man froh, daß die Seefahrer, die das berichten, keine Deutschen waren und nicht von „Zauber" erzählten, womit sich schwerlich viel Staat und Notenkultur hätte machen lassen. Zum Glück waren's eben Portugiesen und sagten Zauber auf portugiesisch. Darauf läßt sich schon eher ein Unternehmen zur Pathologisierung der Liebe gründen.

Die Völkerkunde ist mit der Liebe kein Verhältnis eingegangen, doch erwärmte sie sich von Anfang an sehr für die Religion. Oder vielmehr erwärmten sich die Vertreter des Christenglaubens lebhaft für die Ausrottung fremder Religionen und sammelten durch Sendboten Berichte über solche Gegenden, wo es was auszurotten gab. Diese Berichte über die Glaubenszustände andrer Rassen sind zum guten Teil das Fundament der heutigen Ethnologie. Kein Wunder, daß Fetischismus und Animismus als Trittstufen zum höhern Podest des Monotheismus beständig von ihr bilanziert werden.

Der Fetischismus der Völkerkunde hat, wie gesagt, mit der Erotik nichts zu tun und was als Begriff gewagt hat. Sein Begriff ist aber bis heute so wenig klar, daß erst dieser Tage noch Karutz in einer sehr gelehrten Arbeit den Vorschlag macht, die Worte Fetischismus und Animismus überhaupt fallen zu lassen und dafür Emanismus zu setzen. Der beste Beweis dafür, daß die Seelenwissenschaftler einen bloßen Vokal- und Konsonantenschall, anstatt eines Gedankens, aufgegriffen haben. Karutz schließt mit den Worten: „Daß aus dem Emanismus allein kein religiöses Gefühl in unserm Sinne entspringen kann, scheint auch mir klar. Dazu gehört allerdings Personifizierung. Es mag sein, daß diese Personifizierung im prädeistischen Urgott sofortigen Ausdruck gefunden hat, es kann ebenso gut sein, daß sie sich erst auf dem Wege über den Animismus entwickelt hat, sei es aus ihm allein, sei es, was wahrscheinlich ist, in Verbindung mit einem früh auftretenden Monotheismus, der indessen nur eine kausalitätsbedingte Antwort auf eine reale Fragestellung, bedeutet, nicht ein ethischer Gottesglaube mit Lohn und Strafe, mit Schuld, Sühne und Gnade ist, eine anthropomorphe, aus konkreten Erfahrungen und Analogien erschlossene Vorstellung, keine unsinnlich übersinnliche, geistige Abstraktion. Im allem Anfang aber steht für mich der Emanismus. Der Faust der Primitiven begnügt sich mit der Deutung: Im Anfang war die Kraft."

Auf diesen der transzendentalen Philosophie nicht nachstehenden Spekulations-Börse will ich indessen die Leser nicht zum Mitbieten veranlassen. Vielmehr nur eine Anzahl der greifbaren Effekte vorführen, damit man sehe, was als Fetisch gilt. Einer der Begleiter des Gesandten Isbrand zeigte einem Haufen Ostjaken, die der Gesandtschaft Fische verkaufen wollten, eine Nürnberger Uhr, die die Gestalt eines Bären hatte. Die Ostjaken betrachteten das Kunstwerk mit großem Vergnügen. Noch größer aber wurde ihre Freude und ihr Erstaunen, als das Uhrwerk sich zu bewegen und der Bär die Stunden zu schlagen anfing, indem er zugleich Kopf und Augen verdrehte. Die Ostjaken bezeugten der Uhr eben die Ehre, die sie ihrem vornehmsten Schaitan bewiesen, ja sie zogen sie allen ihren Götzen vor. Sie wünschten die Uhr zu kaufen. Wenn wir einen solchen Schaitan hätten, sagten sie, so würden wir ihn in Hermelin und schwarzen Zobel kleiden (Isbrand, 1692). Wenn der Europäer dem Eingeborenen die Magnetnadel zeigt, so erblickt dieser darin ein seinem Vaterlande entführtes Wesen, das sich begierig und ängstlich der Heimat zukehrt. Ein anderer, der zum ersten Mal einen Brief sah und Zeuge von dem Eindruck der Nachricht war, die er überbracht hatte, betrachtete ihn als ein schwatzhaftes und treuloses Wesen, das irgend ein bedeutendes Geheimnis offenbart habe (Hennepin). Ein Indianer, der sich in der Trunkenheit verbrannt hatte, warf dem Feuer in den schimpflichsten Ausdrücken seine Undankbarkeit vor und pißte es aus (Adair 1774). Ein Kaffer schlug von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald darauf. Seitdem legten die Kaffern dem Anker göttliche Bedeutung bei und verehrten ihn grüßend im Vorübergehen, um seinen Zorn zu vermeiden (Morell). In der Hütte lag sorgfältig auf einem kleinen Gestell ein Schneckenhaus, das wegen seiner Schönheit ausgewählt war. Ein Gegenstand, der sich unter seines gleichen durch besondere

438 Philister über dir! Holzschnitt von Lucas von Leyden

439. Simsons Schwächung. Holzschnitt von H. Burgkmair

Eigenschaften auszeichnet, wird dem Neger zum Fetisch (Bastian). Ein angesehener Neger wollte sich mit seiner Familie und seinen besten Sachen in das dänische Fort retten, um einem heranbringenden grausamen Feinde zu entgehn. Als er Morgens aus der Hütte herauskam, trat er so stark auf einen Stein, daß er heftige Schmerzen davon verspürte. Dieser Zufall machte ihn auf den Stein als einen Fetisch aufmerksam. Er hob ihn augenblicklich auf und ließ ihn nie wieder von sich, da er seine Absicht erreichte und den Gefahren, die ihn bedroht hatten, glücklich entronnen war (Römer, 1769). Ein Indianer wählte die Figur des Kreuzes und ein kleines Bild der Mutter Gottes, die ihm in die Hände gefallen waren, zu seinem Manitu. Er trennte sich nie von ihnen, nachdem er gefunden zu haben glaubte, daß sie ihn gegen die wiederholten Schüsse eines Feindes gesichert hatten (Charlevoix, 1774). Als die Jakuten gerade während des Ausbruchs der Pocken zum ersten Male ein Kamel erblickten, erklärten sie es für eine feindliche Gottheit, die die Pocke über sie gebracht habe (Waitz). Auf Amboina Fakeasi verehrte man den Tui Tekelau d. h. den Herrn von Tokelau in Gestalt eines Steins, der mit Matten umgeben und so heilig war, daß ihn nur der König sehn durfte und auch dieser nur einmal im Jahre, wenn er mit neuen Matten umkleidet wurde (Turner). Man wollte einem Neger begreiflich machen, wie töricht es sei, dem Fetisch-Baume in der Mitte des Hofes Speisen und Getränke, Citronen, ja Palmöl zum Saufen hinzustellen, da er ja selber sähe, daß der Baum hiervon nichts gebrauche. O, sagte der Neger, der Baum selbst ist nicht Fetisch. Der Fetisch ist Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baum niedergelassen. Freilich kann er unsre körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, das wir sehen, zurück (Hakone). Vor dem Hause eines amerikanischen Kaufmanns in Shemba Shemba war ein großer Zusammenlauf von Menschen, in deren Mitte ein Fetischpriester mit lautem Schreien auf und ablief, eine mit bunten Lumpen behangene Holzpuppe hin und her schüttelnd und mit Ruten im Gesicht und auf den Schultern peitschend. Einem Neger war ein Messer gestohlen worden und er hatte sich für dessen Wiedererlangung an diesen Priester gewandt, der einen für die Einschüchterung der Diebe wohlbekannten Fetisch besaß. Der neue Gott schien seine Berühmtheit etwas teuer erkauft zu haben, denn er erhielt schon im voraus unbarmherzige Schläge, damit er ja nicht die Sache auf die leichte Achsel nähme. Nachdem sich der Zauberer in den exaltierten Zustand prophetischen Hellsehens hineingearbeitet hatte, verkündete er den Zuschauern mit dem Tone zweifelloser Bestimmtheit, daß sie das Messer am nächsten Morgen an der Seite des Fetisches finden würden und pflanzte diesen der

Tür der Frikoren gegenüber. Am nächsten Morgen lag in der Tat das Messer daselbst. Denn um der Wiederholung ähnlicher Prozeduren für die nächsten acht Tage vorzubeugen, hatte es der Kaufmann vorgezogen, lieber die Unfehlbarkeit des Fetisches zu bestätigen, als in den ferneren Zusammenkünften die Plünderung seines ganzen Eigentums zu riskieren (Bastian). In Groß-Bassam braucht man dem Angeklagten nur ein Fetischholz auf den Leib zu legen. Wenn er schuldig ist, kann man sicher sein, ein Geständnis von ihm zu erhalten. Die Furcht erpreßt es ihm (Hecquard). Unter der Türschwelle des Palastes des Königs von Dahomey ist ein Zauber verborgen, der seinen Weibern, wenn sie einen Fehltritt begehn, Schmerzen in den Eingeweiden verursacht, weshalb sie sich oft zum freiwilligen Geständnis ihrer Schuld genötigt sehn (Forbes). Am Senegal hämmert der Schmied eine Eisenaxt zusammen. Dies Verfahren bringt Unglück über den Dieb, falls er nicht ein Geständnis vorzieht (Boilat). Von der Rinde eines Baumes, genannt Odum, wird durch Auslaugen in Wasser ein Fetischtrank hergestellt. Erbricht sich der Angeklagte nach dem Trinken, so hat ihn der Fetisch ohne Schuld gefunden und kommt wieder heraus (Halleur). Angeklagte können, wenn sie das Recht oder das Vermögen dazu haben, einen Sklaven senden, dem an ihrer Statt der gefährliche Trank dargereicht wird. Manche verlangen indessen aus freien Stücken das Fetischwasser zu trinken, um aus dem Ordale gereinigt hervorzugehn (Bastian). Den Mittelpunkt des religiösen und politischen Lebens der Wanika bildet der Muansa, für den lärmende Feste gefeiert werden und der nur dem Häuptling selbst zugänglich ist. Das Mysterium desselben ist ein Instrument aus Holz, das eigentümliche brummende Töne von sich gibt (Wakefield). Als sich San Salvador mit christlichen Klöstern und Kirchen zu füllen begann, war das Congo dia Gunga (Glockengeläut) sehr bald weithin in Südafrika bekannt und gefürchtet als Sitz eines gewaltigen Fetisches (Bastian). Die Missionare haben sich von jeher bemüht, den Fetischismus abzuschaffen, und es ist ihnen auch mit Hilfe der Staatsgewalt gelungen, die krassesten Gebräuche des mexikanischen Molochdienstes zu beseitigen, aber ohne gerade etwas anderes an die Stelle zu setzen, und der Neger versteht von ihrer Religion auch jetzt wenig mehr als das Salzessen (Bastian). In Congo, wo die Kirchenruinen die Erinnerung an das Christentum lebendiger erhalten haben, entschuldigt das Volk seine Unkenntnis damit, daß der portugiesische Deus ein zu starker Fetisch für den gemeinen Mann sei und nur dem König überlassen bleiben müsse, während sich seine Untertanen besser mit den Fetischen aus der Zeit des einheimischen Chitome begnügen (Bastian). Unter dem heiligen Baume der Grundo Andrea hatten der Herzog und die Herzogin von Sundi alljährlich einen feindschaftlichen Ringkampf mit dem Oberpriester und seiner Frau zu bestehn, wobei sie besiegt werden und die Macht des Fetisches anerkennen mußten (Bastian). Die Cabinda-Neger tragen ihre kleinen Götzen (Mamponchen) stets bei sich, unterreden sich in einem

440. Das Festbad. Kupferstich von Urs Graf. Um 1520

Zustand versetzt Aufregung mit ihnen, fragen sie um Rat über die Zukunft, erhalten von ihnen Nachrichten über die Himmel und glauben fest an die Offenbarungen, die sie von ihnen erhalten (Tams). Bei den Kaffern macht der Inyanga (Priester) die Krieger unverwundbar durch ein schwarzes Kreuz, das er ihnen auf die Stirn, und schwarze Streifen, die er ihnen auf die Backen malt. Die Krieger werden dadurch unschädlich, die Feinde aber blind und von Furcht übermannt (Döhne). Die Orang-Benua auf Malakka trinken bei der Schließung von Bündnissen eine mit Blut gemischte Flüssigkeit, in die man einen Dolch oder einige Pfeilspitzen getaucht hat, die dem Treulosen den Tod bringen sollen (Newbold, 1839). Am Ende des Mahles nähert sich jeder Macola knieend dem Jaga, der ihm mit eigenen Händen einen Bissen zerstückelter Stücke Menschenfleisches in den Mund steckt, damit der gemeinsame Genuß alle durch einen unzerstörbaren Fetisch verbinde. In Groß-Bassam mischt man, nachdem die Fetizeros aus den Eingeweiden geweissagt haben, das Herz und die Leber des bei Gründung eines neuen Dorfes Geopferten mit dem Fleisch einer Henne, Ziege und eines Fisches in einer Bratpfanne, und jedes Mitglied der Gemeinde muß von diesem Gerichte essen, um nicht binnen Jahresfrist zu sterben (Bastian). Aus Erkenntlichkeit bespeien die Cadendee ihren Fetisch bei jeder Mahlzeit mit dem ersten Mund voll vorgekauten Essens und lassen ihn ungewaschen in seinem täglichen Zustand bis nach Aufhebung der Tafel stehen (Hakrue). In Bonny bringt man alle drei Jahre die schönste Jungfrau dem Jhu-Jhu dar, unter welchem man jeden Schutzgott überhaupt, zugleich auch den Priester, den Tempel und die Opferstätte versteht. Dem zum Opfer ausersehenen Mädchen wird vorher jeder Wunsch erfüllt, den sie haben mag. Der Priester, der die Menschenopfer verrichtet, beißt vom Nacken des fallenden Kopfes ein Stück ab. Sind es Kriegsgefangene, die dem Gotte dargebracht werden, so stellt man deren Köpfe in einer Reihe vor dem Jhu-Jhu-Hause auf, die Glieder werden zerschnitten, in einem Kessel gekocht und dann zum Essen ausgeteilt (J. Smith, 1851). Die Medizin-Männer, die sich vom Fetischismus allenthalben ausreichend zu ernähren wissen, blasen den Patienten da an, wo nach Aussage ihres Fetischs die Krankheit verborgen sitzt, oder saugen, reiben, drücken die Stelle so lange, bis sie endlich den feindlichen Zauber in Gestalt von Haaren, Hölzern, Dornen, Knochen, Schlangenzähnen oder dergleichen herausgearbeitet haben (F. Schultze). Stirbt der Patient trotzdem, so werfen sie alle Schuld auf den Patienten, der den Vorschriften nicht pünktlich genug nachgekommen sei (Charlevoix).

Der Patient wird nicht geheilt, aber die Medizin-Männer kriegen ihr Gulachten bezahlt und ernähren sich ausreichend vom Fetischismus. So ist es — in Afrika. Was soll sich nun aber vom ethnologischen Fetisch sagen, ohne religionsphilosophisch zu reden? Ich finde, er ist eine Sache, die auch innerhalb der christlichen Kultur recht verbreitet ist. Vielleicht gibt es sogar Psychiater, denen ihre Frau zu Silvester Karpfenschuppen ins Portemonnaie steckt, die auf der Hintertreppe ein Hufeisen angenagelt haben, und die am Freitag prinzipiell kein Gutachten schreiben. Über die Fakta als solche haben wir Zivilisierten keinen Anlaß zu erstaunen. Und fragen wir nach der Reizwirkung, die vom Fetisch ausgeht, so ist es hauptsächlich Furcht. Das Ungewisse des kommenden Lebensschicksals wird lebendig. Ganz in der Ferne erhebt sich das Grauen, daß dies Dasein, schneller als gedacht, ein Ende haben wird. Das Höchste, was durch den Fetisch nach der Seite des Freudigen erreicht werden kann, ist ein gewisses Suggestiven der Hoffnung, ein Sich-Anklammern an die Vorstellung des allgemeinen Gelingens. „Auf welche Weise immer der Fetisch ausgewählt sein mag", sagt Bastian, „mit ihm ist seinem Verehrer sein Lebensziel gegeben, er findet in ihm seine Befriedigung, die Erfüllung seiner bangen Fragen, die wir überall die Menschenbrust

441 Pygmalion. Kupfer von Saenredam nach Goltzius. [illegible]

sie auch die des Negers durchweben, und daß sie in der letzteren sich mit einer einfacheren Antwort zufrieden stellen lassen. Das Gelübde, das er über sich genommen hat, bildet für ihn den ganzen Umfang seiner Religion. So lange er in angenehmen Verhältnissen lebt, fühlt er sich glücklich und zufrieden unter dem Schutze seines Fetisches, er fühlt sich stark unter seinem Beistand, er schreibt seine sonnigen Tage dem Wohlgefallen desselben zu, weil er genau in der Weise handelt und denkt, wie es sein Wunsch und Wille erheischt. Hat er aber absichtlich oder unfreiwillig das Gelübde gebrochen, seine Vorschriften übertreten, so ist er in einen unheilbaren Zwiespalt mit seiner Bestimmung getreten; natürlich brechen Unglücksfälle auf ihn herein, bald häuft sich die schwere Druck der Leiden, und was bleibt übrig, als zu sterben und zu vergessen, denn ihm strahlt nirgends ein höheres Licht der Hoffnung, nirgends eine Bahn der Hilfe und der Errettung. Der Unglückliche in Afrika braucht nicht den Tod zu suchen, die Feinde, die ihn rings in der Gestalt seiner Nebenmenschen umgeben, haben bald den Schwachen unter ihren Füßen zertreten, und mit dem letzten Atemzuge des Fetisch-Anbeters ist ein Weltsystem, freilich ein Weltsystem im kleinsten Duodezformat untergegangen. Der Mensch stirbt, und mit ihm stirbt der Gott, den er sich selbst gemacht hatte; sie sinken beide zurück in die Nacht des Nichts. Auch hier waltet das unerbittliche Schicksal. Der Verehrer hat sich seinen Fetisch erschaffen, aber der Fetisch war gezwungen, die Übertretung seiner Gebote zu rächen; er vernichtet seinen Anbeter und mit ihm vernichtet er sich selbst."

Was bleibt von den Bestandteilen dieses Fetischtums übrig, wenn wir uns nun dem Begriff des erotischen Fetischismus zuwenden? Ich glaube, nichts. Um gleich den Gegensatz des Tatsächlichen herzustellen, hier einige Beispiele, die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit erregten.

Ein Prozeß, dem ein überaus merkwürdiger Sachverhalt zugrunde liegt, gelangt heute vor der Strafkammer des hiesigen Landgerichts zur Verhandlung. Seit einer Reihe von Jahren wurden hierselbst viele Familien dadurch beunruhigt, daß bei ihnen zur Nachtzeit Einbrüche verübt und stets weibliche Kleidungsstücke, Frauenwäsche, Taschentücher und Unterröcke in großem Umfange entwendet wurden. Der Firma L. wurden selbst Kleider im Werte von mehr als 1000 Mark gestohlen. Selbst bei dem Chef der hiesigen Polizei fand ein solcher Diebstahl statt. Einem Rat [illegible] gelang es schließlich, den Dieb während eines nächtlichen Einbruches in der Person des Eisenbahnbeamten H. zu ertappen. H. ist in der Hauptsache geständig, er behauptet aber, daß er unter einem unwiderstehlichen Triebe gehandelt habe. Es überkomme ihn von Zeit zu Zeit eine heftige Leidenschaft für getragene weibliche Wäsche und Kleidungsstücke. Es dränge ihn, sich getragene weibliche Wäsche und Kleidungsstücke anzulegen. Es bereite ihm für getragene weibliche Kleidungsstücke und Wäsche ein unüberwindlicher Trieb, dem er sich nicht entziehen könne. Man fand bei H. ein ganzes Warenlager von getragenen weiblichen Kleidungs- und Wäschestücken. Es konnte nicht nachgewiesen werden, daß er von den gestohlenen Gegenständen etwas veräußert hatte. —

Ein Freund von Damentaschentüchern wurde gestern in der Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" in den Hallen des Zoologischen Gartens auf einem Diebstahl ertappt. Ein Beamter der Taschendiebspatrouille der Kriminalpolizei sah dort einen jungen Mann, der sich auffallend an Damen herandrängte. Der Beamte nahm ihn fest, als er einer jungen Dame das Taschentuch aus dem Ärmelaufschlag des Mantels herauszog und es in seine Tasche steckte. Vor dem Polizeipräsidium entpuppte sich der Ertappte, ein [illegible] Jahre alter Kaufmann, der Sohn achtbarer Eltern, als ein Fetischist besonderer Art. Er gab ohne weiteres zu, das Taschentuch entwendet zu haben, und nicht bloß dieses, sondern noch viele andere. Wie er versichert, handelt er bei solchen Diebstählen unter einem inneren Zwange, dem er nicht widerstehen könne. Zu Hause läßt er die Taschentücher sorgfältig plätten und verwahrt sie dann an einer besonderen Stelle in seinem Schrank. Hier hat er jetzt schon mehr als fünfzig Stück aufgestapelt. —

Der internationale Hoteldieb, der vor einigen Tagen nach Verübung zahlreicher Hoteldiebstähle in Berlin im Eisenbahnhotel in Potsdam verhaftet wurde, wird auf Antrag der Berliner Staatsanwaltschaft von Potsdam in das Berliner Untersuchungsgefängnis übergeführt werden. Der mysteriöse Fremde, der angegeben hat, nicht Drdoß zu heißen, verweigert nach wie vor jede Angabe über seinen Namen und seine Persönlichkeit. Es scheint jedoch jetzt festzustehen, daß er ein spanisch sprechender Südamerikaner ist. Auf jeden Fall handelt es sich um einen gefährlichen internationalen Hoteldieb, der seine Tätigkeit in allen größeren Städten Europas ausgeübt hat. Es sind in der letzten Zeit so zahlreiche Anzeigen aus vielen Städten mit Personalbeschreibungen

Salomo opfert seiner Göttin. Kupferstich von Bartolozzi nach einem Gemälde von Amiconi

442. Das Haupthaar des Starken. Gemälde von Rembrandt. Photo Bruckmann

eingelaufen, die unzweifelhaft sämtlich auf den fünfunddreißig Jahre alten Verhafteten passen. Aus diesen Anzeigen geht hervor, daß er fast überall solche Werke gemacht hat. Er hat sich bei seinen Diebeszügen in den Hotels nicht nur darauf beschränkt, bares Geld und Schmucksachen zu stehlen, sondern er hat auch die verschiedenartigsten Kleidungsstücke von Reisenden, vor allem Damen-Stiefel und Schuhe sich angeeignet. Es ist dies eine um so sonderbarere Erscheinung, als der Polizei Hoteldiebe, die es hauptsächlich auf Kleidungsstücke abgesehen haben, nur in geringer Zahl bekannt sind. Hauptsächlich hatte der geheimnisvolle Fremde es auf elegante Herren- und Damenstiefel, die vor den Zimmertüren der Hotels stehen, abgesehen; er hat Schuhe und Stiefel in geradezu ungeheuerlichen Mengen gestohlen. —

In Buenos Aires wurde vor kurzem der deutsche Ingenieur H. verhaftet, weil er in der Straße Santa Fé, der eigentlichen Herzstadt, der bildhübschen Tochter eines in Argentinien akkreditierten Ministers den starken blonden Zopf abgeschnitten hatte. Der neunundzwanzigjährige Mann gestand ein, daß er bereits einundzwanzig Zöpfe in Buenos Aires geraubt habe. Auf die Frage, was er mit den Zöpfen mache, erklärte der Verhaftete, daß er das Haar zu Hause immerfort küsse, es an Wange und Nase drücke und sich an dem köstlichen Duft des Haares berausche. Er sei tief unglücklich über seine Veranlagung und bitte dringend, ihn dauernd in einer Anstalt zu internieren. H. ist derselbe Zopfabschneider, der vor einigen Jahren, als er noch Student der Technischen Hochschule zu K. war, wiederholt Mädchen die Zöpfe abgeschnitten hatte. In der damaligen gerichtlichen Verhandlung wurde H. auf Grund eines Gutachtens freigesprochen. Er wurde dann von seinen Angehörigen in der Maison de Santé untergebracht. Einige Zeit nach seiner Entlassung aus dieser Anstalt wurde er in K. festgenommen, als er dort einem Mädchen den Zopf abschnitt. Der Kranke wurde daraufhin in der Nervenheilanstalt O. interniert und später noch in verschiedenen anderen Sanatorien untergebracht. Scheinbar geheilt, bestand H. im Jahre 1911 mit Auszeichnung sein Ingenieurexamen und wurde Hochschulassistent. Von dort wurde er nach Argentinien berufen. In dem gegen den Zopfabschneider eingeleiteten Strafverfahren bekundeten die als Sachverständige geladenen argentinischen Ärzte, daß der Ingenieur an einem vorgerückten Grade von Fetischismus leide. Sie traten für die Internierung des Kranken ein, da unleugbar seine sexuelle Perversität, obgleich sie mit einer hervorragenden Intelligenz zusammengehe, ihn als willensschwachen ungeeignet zu einem brauchbaren Gliede der Gesellschaft mache und H. seiner unglücklichen Neigung gegenüber

die seinen Namen, seine Karriere und seine Stellung kompromittiert und bereits einundzwanzig Verletzungen zugefügt habe, widerstandslos sei. Die Unterbringung des Kranken in einer geschlossenen Anstalt und entsprechende ärztliche Behandlung konnten das Leiden jedoch wesentlich in günstigem Sinne beeinflussen und ihn sogar der menschlichen Gesellschaft als brauchbares Glied wiedergeben. Das Gericht schloß sich dem Gutachten der Sachverständigen an und spricht die Überführung des H. nach dem Hospiz in ... aus. —

Unter dem Verdacht, der gesuchte Defraudant zu sein, ist gestern auf dem Fernbahnsteig eine Dame verhaftet worden, die in dem um diese Zeit eingelaufenen D-Zug in Begleitung einer anderen eleganten Frau die Reise von der rheinischen Hauptstadt nach Berlin zurückgelegt hat. Auf der Fahrt war dem Oberkellner des Speisewagens in dem Zuge die tiefe Stimme der schönen Frau aufgefallen; er erinnerte sich deutlich, die jüngere der Damen in den letzten Monaten wiederholt beim Diner im Speisewagen bedient zu haben. Der Oberkellner glaubte, diese Dame in Gesellschaft eines Herrn gesehen zu haben, der mit der auffallend schönen Frau eine sprechende Ähnlichkeit besitzt. Der Oberkellner besprach den Fall mit seinen Kollegen und man kam zur Ansicht, daß es sich hier vermutlich um den Defraudanten handelt, der in Damenkleidern der Stätte seiner ehemaligen Tätigkeit einen Besuch abzustatten gewillt sei. Auch der Zugführer wurde von dem Verdacht verständigt und die Kriminalpolizei telegraphisch von dem Eintreffen der beiden Damen informiert. Als der Zug auf dem Bahnhof einfuhr, traten mehrere Kriminalbeamte an das Coupé, in dem die Damen saßen, heran, legitimierten sich und baten die Reisenden in unauffälliger Weise vom Bahnsteig, um sie nach dem Polizeipräsidium zu überführen. Dem die Verhaftung leitenden Kriminalkommissär legitimierten sich aber die beiden Damen als — ein Ehepaar aus Frankfurt. Der als Frau gekleidete Gatte gab an, daß er ein Transvestit sei. Die jüngere Dame erklärte, daß sie die Frau des Transvestiten sei. Um die Wahrheit der Äußerungen der beiden Sistierten zu prüfen, stellte die Kriminalpolizei in Verbindung mit der Berliner Behörde eingehende Recherchen an, die ergaben, daß der Gatte mit dem gesuchten Kassenboten tatsächlich nicht identisch sei und daß es sich hier um ein Frankfurter Ehepaar handle. Gegen 10 Uhr abends konnte dann das Ehepaar aus der Haft entlassen werden.

Jeder muß sehen, daß solche Tatsachen mit den vorher aufgeführten völkerkundlichen so gut wie nichts gemein haben. Woher kommt denn nun die famose Spitzmarke der krankhaften Liebeswissenschaft? Zehn gegen eins ist zu wetten, daß sie in der vollen Schönheit ihres Rüstzeugs, gleich der Pallas Athene, dem genialen Schöpferhaupt Krafft-Ebings entsprungen ist. Nur mit dem Unterschied, daß Zeus der der Geburt der Pallas starke Kopfschmerzen (Hirnwehen) bekam, während Krafft-Ebing die Kopfschmerzen den Lesern überläßt, die sich bemühen, sein Orakel zu kapieren. Dabei hat Krafft-Ebing das Wort nicht mal selber erfunden, sondern einem Artikel Binets in der Revue philosophique entlehnt. Binet hatte das so nach Art der Franzosen, die weniger exakt sind, hingeworfen. Eine philosophisch gehaltene Plauderei. Warum nicht? Krafft-Ebing aber begründet in seinem schwülstigen Undeutsch: „— will tatsächlich das Schwärmen für und das Anbeten von einzelnen Körperteilen oder selbst Kleidungsstücken auf Grund sexueller Dränge vielfach an die Verehrung von Reliquien, geweihten Gegenständen usw. in religiösen Kulten erinnert“. Nichts erinnert. Zum Erinnern gehört, daß man was gewußt hat. Und was hat Krafft-Ebing je vom Fetisch des Negers gewußt? Läuten hat er was hören und verwechselt's zudem noch mit der christlichen Reliquie. Aber schon ist er fertig mit der „Begründung“ des neuen Etiketts und steuert auf die Pathologie zu. „Es gibt jedoch“ sagt er, „auf physiologischem Gebiet einen unzweifelhaft pathologischen erotischen Fetischismus. — Dieser bezieht sich nicht allein auf bestimmte Körperteile, sondern selbst auf leblose Gegenstände, welche jedoch fast immer Teile der weiblichen Kleidung sind und damit in naher Beziehung zum Körper des Weibes stehen. Dieser pathologische Fetischismus schließt sich in allmählichen Übergängen an den physiologischen an, so daß es, wenigstens für den Körperteilfetischismus, beinahe unmöglich ist, eine scharfe Grenze zu ziehen, wo die Perversion beginnt. Dazu kommt noch, daß das gesamte Gebiet des Körperteilfetischismus eigentlich nicht außerhalb des Kreises der Dinge fällt, die normaliter als Reize für den Geschlechtstrieb wirken, sondern innerhalb desselben. Das Abnorme liegt hier nur darin, daß ein Teileindruck vom Gesamtbilde der Person des anderen Geschlechts alles sexuelle Interesse auf

443. Die passenden Schuhe. Kupfer von A. Bosse. Um 1630

sich konzentriert, so daß daneben alle anderen Eindrücke verblassen und mehr oder minder gleichgültig werden. Deshalb ist der Körperteilfetischist nicht als ein Monstrum per excessum zu betrachten, wie z. B. der Sadist oder Masochist, sondern eher als ein Monstrum per defectum ..." Jetzt exzelliert er wieder der Grenze seiner moralischen Schimpfworte. Lassen wir ihn von der Anstrengung ein wenig verschnaufen. Oder besser: ich verdeutsche seine weitere Ansicht. Also, er meint, pathologisch ist, wenn man ohne Vorhandensein des Fetisch den Koitus nicht vollziehen kann. Auch dann, wenn der Fetisch dabei bloß in der Idee mitspielt. Wenn der Fetisch ein Körperteil ist, so habe dieser Körperteil nur eine Beziehung zum Geschlecht, und die Tendenz des Fetischisten ziele nicht auf den Koitus, sondern auf lustvolle Befriedigung unter Zuhilfenahme des Fetisch. Der Gegenstands- und Kleidungsfetischismus sei stets pathologisch, weil das Objekt nicht zu den normalen Reizen gehöre. Ein Handschuh oder eine Haarlocke könnten zwar normalerweise reizen, aber das geschehe dann durch Erinnerung an die abwesende oder verstorbene Person, während der Fetischist keinen solchen Vorstellungsinhalt damit verbinde. Die Anomalie sei in der Regel erworben und auf ein Ereignis zurückzuführen, wobei gerade dieser Eindruck allein lustbetont gewesen sei. Die Perversion führe zu unnatürlichen und verbrecherischen Akten, zur Befriedigung am Körper des Weibes „loco indebito", zu Diebstahl und Mord. Was sonst noch von der zu Grunde liegenden „neuropathischen Disposition" gesagt wird, kann wohl hier übergangen werden.

Es ist eine Lust zu leben, wenn man bei den Krafft-Ebingern erst um Rückantwort bitten muß, welche Körperteile oder Handschuhnummern einen „normalen" reizen dürfen! Denn sonst wischen sie einem hinterm Rücken eins mit dem Gutachten aus, man sei aus dem Locus „indebitus" gewesen. Dieser Locus, den Krafft-Ebing gepachtet hatte, ist nämlich ursprünglich von den Jesuiten eingerichtet worden. Er steht in der Moraltheologie und ist dort gestempelt von den sündlichen Körperteilen, wo man hat. Für Nichtlateiner bemerkt ich, er bedeutet den unerlaubten Ort der Berührung. Die Moraltheologen geben zwar zu, daß es ehrbare und unehrbare Körperteile gebe, z. B. die Arme. Aber selbst ein Kuß auf die Arme ist „Todsünde", wenn's im Liebesspiel geschieht. Die Brust ist natürlich absolut unehrbar. Deshalb ist es schon Todsünde, wenn sich zwei Frauen an die äußeren Kleider in der Brustgegend fassen. So entscheiden (für

444. Der Todeskampf. Kupfer nach Van der Werff

445. Cimon und Pera. Kupfer nach Rubens

die Moraltheologen) sehr spitzfindige und umfassende Streitfragen, die einmal an die talmudistischen Auslegerkünste, das andere Mal an die zarteschen Probleme der Minnehöfe erinnern. Quaeritur — es fragt sich: was tut der Priester, wenn ihm beim Abendmahl die Hostie entgleitet und in den Busen eines Weibes fällt? Das sexuelle Hirnzentrum der Moraltheologen kalkuliert hier offenbar sofort, daß Weib erscheint zu ihrem Amüsement im Hofballkleide. Sonst wüßte ich nicht, wie gleich was „in" den Busen fallen sollte. Also, was tut der Priester? Hineinlangen (!) darf er nicht. Also muß das Weib, das vor ihm kniet, selber hineinlangen, die Hostie herauslangen und dem Priester überreichen, der sie dann spendet, gleich als hätte sich kein „Zwischenfall" ereignet. Das Weib hat aber danach die Finger zu waschen, und das Wasser wird hinter dem Altar in einem Loch, genannt Sakrarium, zum Verdunsten aufbewahrt. Eine läßliche Sünde ist es, Finger, Hand oder Gesicht einer Person des anderen Geschlechts nur aus Versehen und ebenfalls ohne sinnliche Absicht zu berühren. Dagegen ist auch das Händedrücken, sobald es „cum affectu maritali" geschieht (d. h. mit Gattenwünschen), eine Todsünde. Aus diesen Proben ist wohl ersichtlich, daß es keine Stelle des menschlichen Körpers gibt, die von den Moraltheologen nicht als verwerflicher locus tactibus bezeichnet werden würde. Und dieser abgefeimten terminus technicus macht sich ein Psychiater in

446. Der Fußfreier

447. Der Schuhfetischist

Nachbildungen aus Rétif de la Bretonne

eine modernen medizinisch-naturwissenschaftlichen Darstellung des Liebeslebens zu zeigen! Der locus indebitus heißt ihm „pathologisch“!

Nach dem „unnatürlichen“ Kontakt der Liebessehnsucht spielt Krafft-Ebing den kriminellen Trumpf des „Diebstahls und Raubes“ aus, auf daß ein jeglicher, der an und für sich schon ein Monstrum per defectum ist, auch sehe, in welchen Sumpf der gesellschaftlichen Niederung er gehöre. Es hänge nur von der Stärke der ethischen Gegenmotive ab, ob ein Fetischist so weit herabsinke. Wie haltlos die gangbare Ansicht vom angeblichen Widerspiel zwischen Trieb und Widerstandskraft ist, habe ich auf Seite 97—103 erörtert. Ich habe ferner auf Seite 218 den Fall erwähnt, daß selbst Pfarrer nicht genügend „ethische Gegenmotive“ aufbringen, wenn sie von einer anonymen Broschüre zum „Diebstahl“ desselben angereizt werden. Und es dürfte unzweifelhaft sein, daß eine Broschüre in Gelehrtendeutsch „normaliter“ nur einen Bruchteil von derjenigen Verführungskraft enthalten kann, die das Ziel der geheimen erotischen Wünsche in sich birgt. So wenig ein stehlender Pfarrer „geistig krankhaft“ ist, so wenig ist es auch der Fetischist, der ein Damentaschentuch stiehlt. Aber beide sind kriminell. Von diesem Gesichtspunkt aus ist Diebstahl eben Diebstahl, und der Richter kann höchstens bedauernd die Achseln zucken, wenn eine arme Frau im Winter für fünf Pfennig Brennholz gestohlen hat und sie deshalb im Rückfall zu Gefängnis verurteilt werden muß. Es ist nicht angängig, das Vergehen gegen ein Gesetz an der

Weise mit heranzuziehen, daß daraus eine Stütze für den pathologischen Ablauf der Hirnfunktionen gewonnen wird.

Was die Fortpflanzung der Art als Prüfstein für das Normale oder Physiologische einer Lusthandlung im Gegensatz zum Abnormen oder Pathologischen anlangt, so habe ich meine Anschauung hierüber verschiedentlich auseinandergesetzt, besonders in der Theorie der „Verschwendungshandlungen" (Seite 216—227). Die Grenzen dürfen hier um so weniger eng gezogen werden, als das „Liebesspiel" in der Tierwelt und bei den Naturvölkern eine erhebliche Variationsbreite der Handlungen aufweist.

Weiter ist gesagt, und hierin kommen auch die meisten anderen Untersucher überein, das Pathologische liege darin, daß mit dem Fetisch nicht die assoziative Vorstellung von einer Person verknüpft sei, sondern daß das leblose Objekt an und für sich wirke. Das ist in dieser strengen Fassung gar nicht richtig. Der „normale" Fetisch ist nur die spezielle differenzierte Stufe des „pathologischen" Fetisches. Der erste weckt die Vorstellung von einem bestimmten Individuum des anderen Geschlechts, während der zweite sich generell auf das andere Geschlecht bezieht. Der zweite ist also entwicklungsgeschichtlich der erste. Zuerst ist der Fetisch ein Genuszeichen (Geschlechtszeichen), dann ist er Individualzeichen.

Daß der erotische Fetisch immer ein Genuszeichen ist, geht schon daraus hervor, daß der Fetischist stets ein Mann ist und der Fetisch stets dem Weibe zugehört (den Fall der Homosexualität, der überhaupt anders liegt, darf ich hier wohl außer acht lassen). So erschöpfend die Kasuistik hierüber auch sein mag, so sind doch bis jetzt keine Fälle zum Vorschein gekommen, aus denen man auf ein gleichmäßiges Verteilsein des Fetischismus auf beide Geschlechter hätte schließen können. Vielmehr muß gesagt werden, daß der Fetischismus in fast noch höherem Grade als der in offenkundigen Handlungen sich äußernde Masochismus eine spezifisch männliche Eigenschaft ist, ja geradezu ein männlicher Sexualcharakter. In der Novellenliteratur aller Völker ist es ein selbstverständlicher Zug im Bilde des verliebten Mannes, daß er irgendwelche Objekte, die zur Geliebten gehören, zu erlangen sucht und sie „anbetet". Je enger diese Objekte zu einer der erogenen Zonen oder hervorragenden Körperstellen gehören, um so stärker ist ihre Eindrucksfähigkeit auf den Mann. Diese Werbemacht verliert der Fetisch auch dann nicht, wenn er Individualzeichen ist! Also auch in ihm ist stets die Eigenschaft als Geschlechtszeichen enthalten und stellt das Ursprüngliche dar. Ich habe schon früher (A. Kind, Über Komplexfetischismus

446. Der Korsettfetischist
Galanteriebild aus Restif de la Bretonne

usw., im Jahrbuch für sex. Zwischenstufen, Bd. IX) darauf hingewiesen, daß der „Fetisch“ niemals lebloses Objekt ist, sondern daß ihn immer der Geschlechtscharakter der (unbewußt) begehrten Person umschwebt, weil es sonst z. B. Schuhfetischisten geben müßte, die den Kürassierstiefel wahllos neben dem hochhackigen Damenschuh verehren, was eben nicht vorkommt.

449. Ariadne von Dannecker. Phot. B. Widmann

Zur Reizwirkung des ursprünglichen (also pathologischen) Fetischismus ist es nicht nötig, daß das Individuum, dem das Objekt gehört, überhaupt bekannt sei. Wir sahen auf der Simplizissimuskarikatur, wie der Pastor an der auf der Leine hängenden Damenwäsche Anstoß nimmt. Es ist fast für jeden Mann selbstverständlich, daß er derartige Objekte mit einer, wenn auch ganz leisen erotischen Neugier betrachtet. Wesentlich ist nur, daß ein Mann die Objekte wahrnimmt, und daß die Objekte einem Weibe gehören. Ich kann mich also nicht dazu verstehen, die anscheinende Leblosigkeit eines Objekts, wie es gerade bei weiblichen Kleidungsstücken zutreffen soll, als Kriterium für eine auch nur abnorme Richtung des Sexualtriebes anzuerkennen.

Hinzu kommt, daß ein Kleidungsstück in der Regel erst zum Genußzeichen wird, wenn es von einer Person des anderen Geschlechts getragen worden ist. Ganz neu aus der Werkstatt, pflegt es bloß dann eine Reizwirkung zu entfalten, wenn es auf besondere Eigenschaften abzielt, die im erotischen Sinne als schön gelten, z. B. ein sehr kleiner Frauenschuh. Ich möchte hier eine Stelle aus den Contemporaines des Restif de la Bretonne einschalten, die mancherlei psychologische Aufschlüsse gewährt. Restif war, wie in der Einleitung erwähnt, ein großer Schuh- und Fußverehrer. Aber es wäre absolut gewaltsam, ihn zu einem pathologischen Fetischisten im Sinne Krafft-Ebings stempeln zu wollen. Dem widersprechen die in seinen endlosen Werken geschilderten Szenen und Seelenstimmungen viel zu sehr. Restif faßt in der nachfolgenden Erzählung vielmehr einen bestimmten und mit Vorliebe behandelten Abschnitt seiner Psyche in künstlerischer Form zusammen, und die lebhaft arbeitende Phantasie des Romanciers führt ihn schließlich zu Ausgestaltungen seines Themas (wie dem Glasterpeichen mit den 365 Schuhen), die, wenn sie in Wirklichkeit vorkämen, nur den Wert einer seltenen Kuriosität haben würden.

Saintepallaie hatte einen eigenartigen Geschmack, und nicht jeder Reiz machte auf ihn den gleichen Eindruck. Ein hübsches Gesichtchen galt ihm allenthalben, und überall, außer in Spanien, hat ein schöner Busen seinen Wert. Ein schlanker, gefälliger Wuchs, eine schöne Hand schmeichelte wohl seinen Sinnen, aber der Reiz, für den er am empfänglichsten war, der ihm jenes unwillkürliche, genußreiche Zittern verursachte, das bis in die Fingerspitzen zuckte, das war ein hübscher Fuß. Nichts in der Welt erschien ihm lieber als dieser verführerische Reiz, der wirklich erst eine Ahnung von dem vollendeten Zauber der andern Schönheiten gibt. Übrigens war diese Neigung des jungen Saintepallaie kein Produkt seines Verstandes, sondern ein Instinkt der

Die Fußwaschung Schabkunstblatt nach Dutrait 1783

Das graziöse Bein

Schabkunstblatt nach Desrais 1785

von Kindheit an in ihm lag: nie konnte er, ohne daß ihn ein Schauer überlief, einen hübschen Frauenschuh betrachten. Selbst Damen, die keineswegs hübsch waren, aber geschmackvolles Schuhwerk trugen, schienen ihm hierdurch schon liebenswert. — An einem Sommerabend ging er durch die Rue Dauphine. Da saß vor der Türe eines Ladens eine angenehme junge Person mit ganz reizendem Fuß. Sie hatte ein Bein übergeschlagen und den Rock bis über den Knöchelansatz gehoben. So zeigte denn ein Stückchen Wade in feinem Strumpf hervor und in weißem Leder ein Füßchen, so winzig, so sauber, so gedrechselt, daß die gleichgültigsten Passanten einen Blick der Bewunderung darauf werfen mußten. Saintepallaie sah und stutzte förmlich. Sein nächstes Gefühl war schmerzhafte Verwirrung, und er zwang sich zum Weitergehen. Doch schon nach zehn Häusern kehrte er um, und immer reich es ihn die Gasse auf und ab, so lange er den schönen Fuß im Auge behalten konnte. Da ging die junge Frau hinein und das Füßchen verschwand. Für Saintepallaie aber war der Eindruck zu heftig gewesen, als daß er ihn so bald hätte verwinden können. Abend für Abend kehrte er wieder zum Ort seiner süßen Betrachtung, bis ihn schließlich ein noch reizenderes Objekt anderswohin lenkte. — Eines Vormittags gegen elf kam er durch die Rue St. Denis, da erschien gerade eine junge Dame unter einer Haustür zum Kirchgang nach St. Sépulcre. Ein Blick auf das verführerische Värchen, dann suchte das Auge des jungen Mannes seinen Lieblingsgegenstand. Hier hatte sich die Natur einfach erschöpft. Ein silberbetreßtes Schühchen, ein Fuß

430. Das Strumpfband. Radierung von Gibson. 1790

wie von einer Puppe, die ganze Gestalt voll üppig wiegenden Gang. Saintepallaie, überwältigt, geblendet, hingerissen, folgt seiner Göttin; er hastet förmlich an ihr — aber endlich kehrt sie heim. Er merkt sich ihr Haus, und täglich stand er bereit, um den Fuß zu bewundern, der in seinen Träumen triumphierte. Bezaubert, nicht eigentlich verliebt, verfaßte er eine Anzahl Verse und sandte sie der Schönen. Aber sie wurden ungnädig empfangen und Saintepallaies Feuer war ein wenig gedämpft. — Ein andermal sah er zufällig bei einem Schuhmacher in der Rue des Vieux Augustins ein so reizend und verführerisch gearbeitetes Paar Stiefelchen, daß er sich nach der Besitzerin erkundigte. Man nannte ihm die Marquise von M. Saintepallaie ließ es nicht ruhen, bis er die Dame zu Gesicht bekommen. Er fand sie entzückend, aber sie war verheiratet, und Saintepallaie wußte und konnte sich aus erklärlichen Gründen nur selten sehen, wenn er die Angebetete selber heimführen durfte. Indessen, das Fleisch ist schwach. Er widerstand nicht der Versuchung, den ehrlichen Schuhmachermeister mit klingenden Gründen dahin zu überreden, daß er ihn als Gehilfe mit zur Anprobe bei der vornehmen Dame begleiten durfte, um so einen Augenblick ohne gleichen zu genießen. Hernach kaufte er ihm das kostbare Objekt ab, und trug es andächtig nach Haus. — Als er eines Abends durch die Rue de l'Arbre Sec schlenderte, bemerkte er eine hübsche junge Person im Laden, angelehnt an der Wohnung der Dame aus der Rue Dauphine. Sie trug Hausschuhe und ihr niedlicher Fuß ragte vor der Hausflucht hervor. Denn weiter war noch nichts von ihr zu sehen, da ein Vorsprung das sich Nähernden verbarg. Er stand einige Minuten in Betrachtung versunken still, endlich machte er einen Schritt vorwärts und sah — daß die junge Dame friedlich schlummerte, bequem in ihrem Stuhl zurückgelehnt. Da fährt es ihm durch den Kopf, er blickt umher, niemand ist zu sehen — und schon ist er niedergekniet und hat den verlockenden Gegenstand von dem warmen Füßchen gestreift. Mit großen Sätzen und Herzklopfen springt er davon.

Endlich gelangt er dahin, um die Hand eines idealen Mädchens anhalten zu dürfen. Die Stiefmutter äußert Bedenken und entwirft ein sehr vorteilhaftes Bild von einem andern jungen Manne, zu dem ihre Tochter vielleicht besser paßt. Der Freier beschwichtigt sie darauf mit den Worten:

So vernünftig diese Sprache ist, gnädige Frau, setzt sie mich doch in Erstaunen, ja schüchtert mich ein. Wie sollte ich die Behauptung wagen, daß ich mehr gute Eigenschaften besitze, als der, von dem sie mir ein so prächtiges Bild entworfen haben. Doch wagt ich, Ihnen zu schwören, daß ich bei derselben Sittenstrenge doch tausendmal mehr Liebe empfinde. Ihr Fräulein Schwester ist in meinen Augen ein himmlisches Geschöpf. Sie erfüllt mein ganzes Sein. Ich möchte alles andere, was sie umgibt, alles was sie berührt, ist für mich ein Kleinod. Ach, gnädige Frau, es geht um mein Leben, ich müßte sterben, sollte ich den Gegenstand meiner Verehrung und Neigung am Arm eines anderen sehen. Wie soll ich nur ausdrücken, wie sie mich begeistert. Es würde mir doch nicht gelingen, Ihnen nur ein kleines Teilchen meiner Gefühle abzuschildern, die Sprache hat nicht Worte dafür. Lassen Sie mich ihr ein Glück bereiten, wie es nie eine Frau genoß. Meine unwandelbare Zärtlichkeit soll nur meiner Geliebten den Zauber ausbreiten, den mein Herz empfindet, dies unaussprechliche Entzücken, das ich so tief fühle und so schlecht beschreibe. Wenn ich an sie denke, zerfließt meine Seele im köstlichen Zurückerinnern. Wenn ich mir vorstelle, daß sie mein ist, steigen aus meiner erhitzten Phantasie tausend süße Worte empor, die ich ihr sage. Ich wäre glücklich über ein Wort, über ein Lächeln. Selbst wenn sie mich haßt, denn ich manchmal, würde mein unzufriedenes Herz sie noch anbeten. Ja, ich würde ihre Ungerechtigkeit, ihre Grausamkeit anbeten, ich würde sie ruhen und wieder gutmachen. Sie könnte ihre Macht und mein Zartgefühl mißbrauchen, ich wäre nicht unglücklich darüber. Sie sehen und sie anbeten, ist eins! Sie sollte gesegnet sein! Was machte es aus, wenn sie mir dann auch wenig verspricht usw.

451. Auf Taille. Englische Karikatur. Um 1800

Endlich sind alle Hindernisse beseitigt und es kann geheiratet werden.

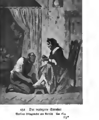
Nach etlichen Tagen fand die Hochzeit richtig statt. Man konnte sich nichts Bewundernswerteres und Reizenderes denken als die Schuhe der Neuvermählten. Mit Perlmutter und blitzenden Diamanten waren sie bis zum entzückenden hohen Absatz übersät. Sie kosteten einige zehntausend Taler und waren ein Geschenk von Sainte-Palaie. Am Abend, als sie im hochzeitlichen Schlafzimmer allein waren, ließ sich der junge Gatte auf ein Knie nieder und zog ihr mit überströmender Hand den schönen Schuh vom niedlichen Füßchen. Ein nicht minder prächtiger, doch weniger kostbarer Hausschuh kam an seine Stelle. — Die anderen Schuhe wurden in einem Glaskasten niedergelegt, dessen Mitte ein Randstück bildete, von kostbaren Kristallsäulen mit vergoldeten Kapitälen umgeben. Dort sollten sie aufbewahrt bleiben als Beweis und Unterpfand einer Liebe, die niemals erlöschen darf. Zehn Jahre sind seitdem verflossen, und jedesmal sind sie angezogen worden, das heißt an jedem Jahrestag der Trauung. — Mag nun der Kultus, den Sainte-Palaie mit seiner Gattin treibt, seiner Liebe immer neue Kraft geben, mag Victoire, geleitet vom Rat ihrer vortrefflichen Stiefmutter, Mittel anwenden, wie sie so wirksam den anderen Frauen unbekannt sind, mögen endlich die Männer vom Schlage Sainte-Palaies in Wahrheit zärtlicher oder empfänglicher für den gleichen sich wiederholenden Reiz sein: jedenfalls ist die Liebesleidenschaft dieses Ehemanns immer noch dieselbe. Frau De la Grange meint, daß alle drei Ursachen dazu beitragen, und in der Tat, obwohl der Gatte der schönen Victoire von seinen Vorurteilen sehr in Anspruch genommen ist, macht er sich den Schmuck seiner Frau zur Hauptaufgabe. Er wählt aus, und immer findet Victoire, daß er gut wählt. — Im ersten Jahre mußte der Schuhmacher täglich ein neues Paar Schuhe bringen, von der Farbe und Stickerei, wie sie Sainte-Palaie angeordnet. An ihn wurden sie abgeliefert

seine Gattin trug sie einen Tag, dann verschloß er sie in einem schönen Wandschrank. Im zweiten Jahre ließ er eine weiße Schuhe machen. Seine Gattin zog der Reihe nach alle Schuhe an, die sie nur einmal getragen hatte, und auch einige von denen, die Schuhpaläste sich auch in ihrer Mädchenzeit angeeignet hatte. Diese Methode diente ihn beständig, um seine Frau und ihre Reize beschäftigt. Sie war sein Ideal, seine Göttin, und die Sorgfalt, mit der er sie wusch, bestand im Kultus ihres Rühms. So verflossen zehn Jahre, drei reizende Kinder bekamen die Schönheit ihrer Mutter mit, ohne ihr die ihrige zu nehmen.

Um ein wenig auf unsere bildlichen Belege abzuschweifen. Aus Restif's Werken stammte schon die Abbildung Nr. 13. Noch genauer bezieht sich auf die zitierte Stelle Abbildung Nr. 446 und 447. Bei der letzteren trifft nur so Hans zu, was ich von der Beziehung des Fetisches zu einer Person des andern Geschlechts sagte. Das Portrait der Geliebten ist neben den Schuhen aufgebaut und Stiefmutter und Zuklasige huschen hinter der Tür, gerührt mehr und keineswegs empört über „dieses Monstersinn" auf diesen Ausdruck der Leidenschaft, der ihnen die Gewähr für ein glücklichen Eheleben zu geben scheint. Gleichfalls aus Restif's Werken ist die Abbildung Nr. 448 genommen. Sie beweist, daß der Verfasser in seinen Fetischen nicht einseitig von der Fußbekleidung enthusiasmiert war. Das Zuschnüren des Korsetts galt während der galanten Zeit als eine Gunst, die dem Verehrer regelmäßig zugewandt wurde, und die Begeisterung eines besonders Empfänglichen fand keinerlei üble Ausdeutung.

In dem Restif'schen Fall scheinen mir folgende Umstände von Interesse. Es wird angegeben, die Neigung sei kein Produkt des Verstandes, d. h. kein ausgeklügeltes Fazit über den Detailwert der weiblichen Schönheiten, sondern ein Instinkt, der sich von Kindheit an bemerklich machte. An der Richtigkeit der Selbstbeobachtung ist hier wohl nicht zu zweifeln. Interessant ist sie in der Regel für solche Fälle, wo die Einseitigkeit der Vorliebe besonders hervorsticht. Man muß annehmen, daß es sich dabei um angeborene Variation der Triebrichtung handelt, allerdings nicht bezüglich der Fußbekleidung, sondern in Hinsicht auf den Fuß überhaupt. Von diesen Unterschieden noch später.

Auch Restif's Held wird zum Diebstahl verführt. Aber der Schuh, den er zu erlangen trachtet, ist ihm immer ein Teil nur von der ganzen verführerischen Persönlichkeit, die zu erlangen ihm eine Unmöglichkeit ist. Der Schuh ist Surrogat, Notbehelf, Phantasie-Unterstützung. Die Erfüllung wird ihm erst mit der Heirat und der Gewißheit, daß seine Schwärmerei der



452. Der verlogene Stutzer
Berliner Bilderbogen von Gerlich. Um 1845

113*

Ehefrau nicht übel gefallen wird. Heutzutage, wo die Spielarten der Liebe unter dem Bann Krafft-Ebingscher Begeisterung stehn, ereignet sich häufig der Fall, daß ein Mann es sein ganzes Leben hindurch aus verkehrter Scham nicht wagt, seiner Frau irgend eine Vorliebe zu offenbaren. Die Folge ist innerliche Abkehr, Besuch der Prostitution, die stets ein schmunzelndes Geschäftsverständnis zu zeigen weiß, und in argen Fällen Depression und Melancholie über die unschuldig mit auf die Welt bekommene „Verworfenheit" und „Degeneration".

In dieser Hinsicht wirken die Bücher à la Krafft-Ebing genau so verderblich wie die verrufenen Onanie-Schmöker von früher, die den ausgemergelten Tod an die Wand malten und die sündigen Besitzend bogen, und deren Autoren es im wesentlichen bloß darauf ankam, mit einem gewissenlosen Lügen ein literarisches Geschäft zu machen. Noch immer fand man, selbst in angesehenen Tageszeitungen, Inserate und Anpreisungen solcher Bücher, und der Backfisch oder der Knabe, der gerade Stimmwechsel hat, schreiben hin und lassen sich den Schund postlagernd schicken. Ihre Augen werden aufgetan vor einer Karikatur und das Entsetzen mischt sich zum ersten Mal in ihre naiven Träume. Die Federfuchser, die das Zeug wider besseres Wissen zusammenschmieren, berufen sich allerdings auf erstklassige Autoritäten der Arzneikunst.

Also zeichnete der alte ehrliche Hufeland anno 1796 sein Gemälde zusammen: „Schrecklich ist das Gepräge, was die Natur einem solchen Sünder aufdrückt! Er ist eine verwelkte Rose, ein in der Blüte verdorrter Baum, eine wandelnde Leiche. Alles Feuer und Leben wird durch dieses stumme Laster getötet, und es bleibt nichts als Kraftlosigkeit, Untätigkeit, Totenblässe, Verwelken des Körpers und Niedergeschlagenheit der Seele zurück. Das Auge verliert seinen Glanz und seine Stärke, der Augapfel fällt ein, die Gesichtszüge fallen in das Längliche, das schöne jugendliche Ansehen verschwindet, eine blaßgelbe, bleiartige Farbe bedeckt das Gesicht. Der ganze Körper wird krankhaft empfindlich, die Muskelkräfte verlieren sich, der Schlaf bringt keine Erholung, jede Bewegung wird sauer, die Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, die Hände zittern, es entstehen Schmerzen in allen Gliedern, die Sinneswerkzeuge verlieren ihre Kraft, alle Munterkeit vergeht. Sie reden wenig und gleichsam nur gezwungen, alle vorige Lebhaftigkeit des Geistes ist erstickt. Knaben, die Genie und Witz hatten, werden mittelmäßige oder gar Dummköpfe, die Seele verliert den Geschmack an allen guten und erhabenen Gedanken, die Einbildungskraft ist gänzlich verdorben. Jeder Anblick eines weiblichen Gegenstandes erregt ihnen Begierden, Angst, Reue, Beschämung und Verzweiflung an der Heilung des Übels machen den peinlichen Zustand vollkommen. Das ganze Leben eines solchen Menschen ist eine Reihe von geheimen Vorwürfen, peinigenden Gefühlen immer selbstverschuldeter Schwäche, Unentschlossenheit, Lebensüberdruß, und es ist kein Wunder, wenn endlich Anwandlungen zum Selbstmord entstehen, zu denen kein Mensch mehr aufgelegt ist als der Onanist. Das schreckliche Gefühl des lebendigen Todes macht endlich den völligen Tod wünschenswert. Die Verschwendung dessen, was Leben gibt, erregt am meisten den Ekel und Überdruß des Lebens und die eigene Art von Selbstmord par dépit, die unseren Zeiten eigen ist. Überdies ist die Verdauungskraft dahin, Flatulenz und Magenkrämpfe plagen unaufhörlich, das Blut wird verdorben, die Brust verschleimt, es entstehen Ausschläge und Geschwüre in der Haut, Vertrocknung und Abzehrung des ganzen Körpers, Epilepsie, Lungensucht, schleichend Fieber, Ohnmachten und ein frühen Tod — — —."

Ist's genug? Ich denk'. Wenn wir nicht innehalten, legt er den Onanisten noch drei Dutzend mal rein ins Grab und wieder raus. Was auf keine Kuhhaut mehr geht, schreibt er getrost dem Onanisten auf den Puckel. Dieser greisenhafte Schwätzer war seiner Zeit noch viel

453 Auf dem hohen Rade. Französische Lithographie von [illegible]. Um [illegible]

berühmter als der Krafft-Ebing, und sein Buch „Makrobiotik“, worin der Zug zu lesen steht, ist in sämtliche vorhandenen Sprachen übersetzt worden, sogar ins Chinesische. Arme Chinesen! In dem Buch kann man auch lesen, nicht nur die Onanie sei vom Übel, sondern auch die „physische Liebe“ vor dem vollendeten 20. Jahr. Denn — man höre — die Natur erledige das von selber beim Manne durch Pollution und beim Weibe durch — Menstruation! Wer dies Rezept befolgt, wird mit der Weile so alt und greisenhaft wie Hufeland. Jeder Anblick eines „weiblichen Gegenstandes“ erregt den Onanisten Begierden, sagt er. Nicht kann man den Zusammenhang zwischen „Fetisch“ und Masturbation recht auf den Kopf stellen, der Fetischismus ist ihm die Folge der Onanie, eine Auffassung, die jetzt nur noch vereinzelt in populären Werken umherkriecht. Und die „Verschwendung“, die ich als einen biologischen Grundzug in die Fortpflanzung aller Lebewesen nachweise, ist ihm das stärkste Selbstmordmotiv. Über ein Jahrhundert ist vergangen, und noch ist mit der Hufelandschen Weisheit nicht vollständig aufgeräumt. Ob es mit der Krafft-Ebingschen eben so lange dauern wird?

* * *

Der Fuß. Der Fuß fängt an der Hüfte an, sagt der Berliner; aber im Gedränge tritt er einem „uff de Beene“. Ich glaube, es ist in ganz Deutschland nicht genau heraus, wo die Füße aufhören. Sicher ist, daß Wade und Knie eine besondere Gegend sind, und was beim Weibe darüber hinaus liegt, entzieht sich der öffentlichen Würdigung. Der Fachmann spricht von unteren Extremitäten, womit er sehr fein andeuten will, daß es auch obere gibt. Da aber Extremität das „äußerste Ende“ bedeutet, sehen wir wieder, daß auch hier der Teil fürs Ganze herhalten muß. Der Schenkel ist offenbar etwas, was man nicht gern in den Mund nimmt, außer wenn man sich ihn bricht. So schwirren die Bezeichnungen hin und her, und man fühlt nicht, was gemeint ist, als bis man es zu sehen oder hören bekommt! Die sensationellste Attraktion auf der Bühne aber heißt: Beine.

434 Der Pater im Unterröckchen. Mauer Lithographie 1848

Von allen „Fetischen“ ist dies namenlos-vielnamige „Objekt“ jedenfalls der Oberfetisch trotz seiner Unterstellung. Man blättere unsere Abbildungen durch und suche zusammen, was Fetisch heißt. Das allermeiste ist Fuß. Und wir haben bei der Sache nach Bildern nicht etwa krampfhaft nach Füßen ausgeschaut, sondern den ungefähren Durchschnitt des Ermittelten aufgenommen, da auch die Quantität möglichst einen Beweis liefern sollte.

Es dürfte auffallen, daß nur zwei Illustrationen die nackten Füße zeigen. Erstens Abbildung Nr. 440, ein Kupferstich von Urs Graf. Die Dame ist schlussmäßig angetan, hat sogar den Hut auf

433 Einseifung. Kupferstich nach einem Gemälde von [illegible]

und zeigt das stolze Brustprofil der Zeitmode. Die anderen Extremitäten sind gänzlich unbekleidet. Daß sie keine Unterbeinkleider wird angehabt haben, ist in Kapitel XI dargelegt. Aber wo sind die Strümpfe, die einer mindestens gut bürgerlichen Dame um die Wende des 16. Jahrhunderts wohl zugestanden hätten? Ich weiß nicht, was ich daraus machen soll. Vielleicht ging man in der Inselhöhe und ländlichen Gegend doch manchmal barfuß. Der Zeichner hätte sicher Schuh und Strümpfe am Rande des Teiches niedergelegt, wenn er während des Entwurfs die Idee des Auskleidens gehabt hätte. So lag ihm nur daran, die Beine für den Standpunkt des Betrachters aufzudecken, in der Annahme, daß der Betrachter ein ebenso großes Interesse an der Sache haben würde, wie er selber. Von der entgegengesetzten Seite her verdeckt der Rock den Anblick. — Das zweite Bild ist die Beilage in Schwarz und Gelb „Fußwaschung", ein Schabkunstblatt nach Dekeuis von 1785. Hier liegen Strümpfe und Pantoffel daneben, und die Zofe bringt eben ein Schüsselchen warmes Wasser nebst einem Schwamm. Auch diese Dame ist in grande toilette und von Unterbeinkleidern noch nichts zu bemerken. Man beachte den Unterschied im Badekomfort der heutigen Zeit. Damals hatte man weder Wasserklosetts noch Badezimmer daheim, und der Herrin vom Hause ist auch erst, als sie schon zum Ausgehen fertig angekleidet war, eingefallen, daß sie noch — schmutzige Füße habe. Der mangelnde Komfort wurde stets durch Bedienung ersetzt, der die Besorgung des Waschbeckens ebenso gut oblag wie die Instandhaltung der chaise percée. Die Szene galt jedenfalls als intim, ein Fremder hätte ihr nicht beiwohnen dürfen, und darin, daß der Stecher sie uns zeigt, liegt das Geheimnis des Fetisches ausgedrückt.

Ein Pendant hierzu ist die Beilage „Das graziöse Bein" von demselben Stecher. Das be-

kannte Strumpfbandmode. — Ehe ich aber zur Besprechung der Abbilder des bekleideten Fußes übergehe, möchte ich einen Auszug aus einem seltenen Büchlein einschieben, das 1753 anonym zu Dresden erschien. Es nennt sich: Die Geschichte des Frauenzimmerpantoffels, und stammt von J. F. Offinfelder. Man kann nicht gut sagen, der Verfasser sei Fetischist gewesen, denn dafür sind auch bei bessern Vergrößerungsbrillen keine Merkmale an ihm zu finden. Die Sache ist also in „pathologischer“ Hinsicht einwandfrei und mir gerade deshalb um so wertvoller. Der Verfasser läßt nämlich einen Pantoffel sein Schicksal erzählen. Das heißt, er erzählt und denkt sich in den Pantoffel hinein. Einen Gegenstand reden zu lassen, ist ein altes Motiv des Folklore. 1745 hatte es der jüngere Crébillon von neuem berühmt gemacht durch seine „moralische“ Erzählung „Das Sofa“. Ein Sofa kann natürlich vielerlei erzählen, was auf ihm passiert ist, und die Moral, die Crébillon darauf legte, war der Nachweis von der Seltenheit der „Tugend“, ein im Grunde abgeklapperter Trick. Es regnete dann Nachahmungen. Dumm, dreiste und geistreiche. Einer verfaßte die Memoiren eines Bidets. Diderot brachte 1748 die Bijoux indiscrets heraus, eine ziemlich witzige, aber zu lang gesponnene und philosophierende Sache, in der bei den Damen des Hofes ihr anderer Mund anfängt, sämtliche Geheimnisse auszuplaudern, sobald der Herrscher einen Zauberring am Finger dreht. Die ganze Szenerie ist schon der Einfluß der seit Galland (1717) allmählich bekannt werdenden Tausend und einen Nacht, nicht aber politische Travestie, wie vielfach gesagt wird. Unser anonymer Offinfelder nun ist von der neuen Literaturform gleichfalls angeregt worden; das ist wohl unzweifelhaft. Warum er gerade den Pantoffel wählte, und in einer anderen Erzählung den Schuh, muß als persönliche Geschmacksrichtung ausgelegt werden. Er läßt den Pantoffel also unter anderem erzählen:

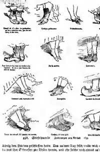
Nachdem ich von der schaffenden Hand eines kunstreichen Frauenzimmerschuhmachers denen arbeitsamen Händen seines vielsagenden Schuhknechtes übergeben worden war, und dessen auf und niederziehender Arm, sein feilschende Hammer und sein festhaltend gebogenes Knie meine Geburt völlig befördert hatten, nahm mich mein geschickter Meister unter seinen Mantel und überbrachte mich selbst einer schönen Dame, deren allerliebster Fuß meine Niedlichkeit noch mehr erraten sollte. Ich war gewiß schön, wie du noch aus meinem mir überbliebenen Reize schließen kannst. Der weiße Boden leuchtete nur ein wenig vor denen vielen mit Gold gestickten Blumen hervor. Die feine Arbeit lobte ihren Meister, und mein Werth war desto kostbarer, da der räthliche Pantoffelschöpfer ein ganzes Jahr auf meine Bezahlung warten mußte. Er war ein Damenarbeiter, und solche Leute sind dergleichen gewohnt. Ich bewundere noch das liebliche und angenehme Lächeln dieser englischen Dame, da mich mein Vater an ihren kostenbarsten Fuß steckte. ... Kaum war seine Hand und ich an der lieblichen Dame Fuß gekommen, als ich sogleich ein angenehmes Zucken verspührte, daß die liebe Dame bis an das äußerste Ende ihrer kleinen Zehe merken ließ. Es entstand ohnfehlbar von dem Beyfalle über meine Schönheit. Meister Krispin sprach sie morgen kommt er wieder, da will ich ihn bezahlen. Der liebe Mann zog ein wenig die Stirne, nahm seinen Mantel, machte einen tiefen Bückling und gieng. Nun hatte ich meine Lebensverhältnungen. Gewiß, sie sind allerliebst. Die kleinen Narrchen! Wie niedlich sind sie! die kleine artige Spitze der Absatz ist recht schön. Er muß sie fürstlich geschustert haben. Hierauf schlich die liebe Dame mit majestätischen Schritten dreymal in ihrem Zimmer auf und ab, sie legte ihren Schlafrock von einander, trat nochmals vor ihren drey Ellen langen Spiegel, streckte den Fuß mit einem steifen Knie vorwärts, hob ihren Unterrock in die Höhe, lobte ihre eigene schöne Wade und die Vollkommenheit ihres sichtbaren

456. Der Windstoß
Französische Karikatur

1883

457. Die Pantoffelhuldigung an der Wade. Zeichnung von Carlo Grips. 1890

Fußes. Sie war noch hiermit beschäftigt, als Lorchen ihre Kammerjungfer hereintrat. Siehe! Lorchen! schrie sie ihr entgegen, sehe was unser Meister vor schöne Arbeit macht. Morgen bekomme ich meine Nadelgelder, morgen soll er bezahlt werden. Gnädige Frau, sagte Lorchen, der Ritter sitzt in dem Vorzimmer. Der Ritter? Er soll herein kommen! Kaum hat mein Mitvater den Abgesandten ein so freundliches Gesicht gemacht, da ihn mein wahrer Vater vor seine Arbeit den Lohn bezahlte und seine fröhlich zitternden Hände das Geld einstreichen, welches er auf den guten Montag verlangen wollte, als diese Dame dem Ritter, dem tewinkelsüchtigen Ritter lächelnd entgegen tanzte und bis in den Vorsaal entgegen hüpfte, und ihn mit der bezaubernden Höflichkeit in ihr Zimmer führte. Sie setzte sich auf ein seidenes Canapee. Lorchen brachte Chocolate. Man trank und endlich erblickte mich der Ritter. Der artige Ritter! Tausend launische Bewunderungen flossen von seinem Munde. Jetzo ließ sich ihr Gemahl erkundigen, ob sie aufgestanden wäre, er wollte mit ihr Chocolate trinken. Der Ritter erschrack. Die Dame sagte: sprich nur, ich belebe auch. Der gute Mann! Er hatte nicht die Ehre, seine eigne Frau zu sehen. Seine Frau, die ihm doch bereits zwey Rittergüter verpantoffelt hatte. Seine Frau, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte. Er durfte nicht kommen. Nun leckte der Ritter wieder ihren Fuß, dann ihren Verstand, denn hat er am Erlaubniß mich küssen zu dürfen. Ihm wurde alles erlaubt, alles, endlich alles. Hier stieß der Ritter mit seinem ungeschickten Aufschlage eine Tasse um. Zwey Tropfen Chocolate fielen auf meinen Cammeraden. Der Ritter bat um Vergebung. Die Dame lächelte, klingelte und Lorchen kam. Ei, schmiere deine wie ein paar andere Pantoffeln, diese sollen dein! Wie froh war Lorchen. Sie hüpfte mit eben so freudigen Füßen in die Garderobe Ihrer Excellenz, als diese dem Ritter entgegengehüpft. Jedoch etwas ungeschickter, wie die Affen, welche der Menschen Handlungen nachahmen. Ja, sagte Bruder Schuh, diese Leute sind doch nur die Affen ihrer Herrschaften. Lorchen brachte andere und trug mich in ihren Kleiderschrank. Ein wenig Wasser reinigte mich wieder, und der Fleck war kaum mehr zu erblicken. Ich kam in die Gesellschaft gleicher Mitgenossen. Meine rosenrothen mit Silber gestickte Cammeraden waren auch nicht längst angelangt und abgedankt worden, weil ihnen die Halsschleifen des bärtigen und baumstarken Heyducken zu nahe gekommen. Eine Menge Pelerinen, Unterröcke, Schlumper und Schnürbrüste, auch ein Redoutenkleid, alles Geschenke von der gnädigen Frau, dringen über uns. Da hörte ich manche lustige Begebenheit erzählen, die ich aber mit Fleiß vergessen habe. Obschon es gefiel es dem guten Cammerkätzchen sich einmahl recht schön zu machen. Sie hatte mich noch nicht getragen. Den besten Unterrock, der beste Schlumper, alles das Beste folglich auch ich ward angelegt und auch einem dreyschäftigen Anputze erschien Lorchen in dem Speisezimmer. Die gnädige Herrschaft war in Gesellschaft und Lorchen, der Serviette, der Hofmeister und Cammerdiener speisten alleine. Der Laufer wollte Gesellschaft leisten, er ward aber abgewiesen, endlich kam noch der Tafel



458. Stiefelpantomime. Zeichnungen von Bertall. 18[illegible]

dessen daran. Hier habe ich Wunder gethan. Bald mußte ich des Secretärs Fuß, bald des Kammerdieners Wade, und bey dem Hofmeister noch ein wenig höher berühren. Man mußte mich verstehen, denn man trat wieder. Des Hofmeisters doppelt genähter Schuh war wie ein empfindlichster und machte es auch Kerben seyn, denn sie zuckte sehr. Aber des Herrn Secretärs dünnsohlige Schuhe tippten nur und wurden kaum gefühlt. Die Gesellschaft ward immer lustiger, endlich wollte man meine Gebieterin küssen, und sie zog sich mit ein williger General in ihr Schlafzimmer zurücke, ihre Beute in die Falle zu bekommen. Da sie nun die Früchte ihres Sieges genießen wollte und den Hofmeister bereits gefangen hatte, meldete das Rasseln der Wagen im Hof und der Fackeln der Bedienten die Herrschaft an, und sie mußte diesmal ihren Feind entwischen lassen, dessen mächtigern Friedensartikeln Gehör zu geben. Bald ist der Hofmeister gieng so mißvergnügt davon, als der große Tallard, von dem ich nachmals viel erzählen hören, aus Engeland schifte, da sein König den Frieden geschlossen hatte. Den andern Tag früh wollte mich meine Jungfer Gebieterin wieder ausheben, da trat ihre Schwester zur Thüre herein, und ehe solche noch etwas anders sagte, lobte sie mich sogleich und sprach: Ey daß du nicht schöne Pantoffeln? Ich dachte, du solltest sie mir schenken. Sie erbaten dann beyde verschiedenes, und endlich wurde ich dann schon wieder verschenkt. Das gute Mädchen mochte ein gar gutes Herz haben, und nichts abschlagen können. Ich wurde in ein Tuch gewickelt, und von meiner neuen Frau in ihren Wagen getragen, worauf sie nach dem Zurück an ihre Schwester: Thu wohl leben, mit mir davon fuhr. Ich merkte bald, daß wir aus der Stadt fuhren, und kurz darauf langte mich meine neue Besitzerin wieder hervor und sprach: Die liebe Dame! Ja, da ich der ihr dienen that, thät ich auch manches bekommen. Nun: Die schönen Pantoffeln! Meine Schwester ist aber doch noch glücklicher. Wo nur hätte sie solche bekommen? So arg! hem! das kann ich doch kaum glauben, hem! Doch das stickt. Ja, Ja. Aber so schön that sie sie Ey, erst selbst nicht tragen. Sollte sie sich sehr köstliche kleiden thun, da sie immer älter wird? Sie sehn doch gar zu schön aus? Das einfältige Ding that sie mir auch gleich schenken. Ich that es nicht thun. Nein, gewiß nicht. Doch wer weiß, ob mir mein Herr erlauben that, solche zu tragen. Wie wer'n sich die Schulmeisterin ärgern thun! Sie sieht so aus wie der liebe Wein und ist es auch. Ich muß die charmanten Pantöffelchen auf der Strecke schonen thun, daß sie sich nicht reiben thun. Nun merkte ich, daß es ohnfehlbar ein Stück von der Geistlichkeit wäre, an das ich gekommen. Sie redete den ganzen Weg so mit sich selber, es ist mir aber entfallen. Nun kamen wir in das Dorf. Den Augenblick nahm meine neue Herrschaft eine andere Miene an. So etwas wie ein junger Landgeistlicher mit einer viel bedeutenden Miene, Amtssorgenvoller Stirne, und einem Seeriaktischen Gang in der Versammlung ihres schlechten Pöbels erscheinet. Jeder nahm sein Mützchen tief ab, und die Weiber nickten und grüßten recht freundlich, meine Frau aber dankte mit einer eben so gebie-

cherischen Ernsthaftigkeit als der Gruß den Morgengruß derer Bauersfrauen beantwortet. Nun hieß man stille. Der liebe Mann stund an der Thüre und hat seine Frau selbst aus der geistlichen Carethe. Je mein Schatz, was hast du denn in der Schürze? fragte er. Ein Geschenke vor ihre Andacht. Sie wieß mich ihm, und er rufte sanftmüthig aus: Engelein! Kannst du denn die Thorheiten der Welt noch nicht vergessen? Nun, laß es nur immer gut seyn ihm, mein liebes Herzchen sagte sie. Hierauf trug sie mich heftig in ihren Kleiderschrank, und ich kam zu verschiedenen meiner Mitbrüder zu stehen. Meine Nachbarn rühmten sich, die Lieblinge der Frau Magistrin gewesen zu seyn. Da sie mich aber selbst eben angesehn hatte, so sagten die guten Tröpfen gleich, daß ich es werden würde. Es waren ein paar rischerfarbene mit Silber besetzte Pantoffeln. Sie liesen mir und meinen Cammeraden den Vorzug, und hielten mit uns ohne Neid Freundschaft. Sie erzählten mir, Daß der Herr ein grundehrlicher und frommer Herr wäre. Armuth und Noth hätten ihn gezwungen, diese Frau um sein Glück fragen zu lassen. Die Frau wäre eine böse und garstige Frau, welche durch List den armen Mann betrogen, und erhalten hätte, nachdem sie dasjenige, was der Schiffer verrichtet, auf den Herrn geschoben, und derselbe deswegen seinen Hofmeister, nebst dieser gewesenen Cammerjungfer auf das geschwindeste versorgt habe. Ich hatte zu einer unglücklichen Stunde das hohe Glück, die fürchterlichen Waffen ihrer Hände zu seyn, welche der Frau zieren, und ich mußte die erkennende Zeichen ihrer gerechten Rache auf das Gesichte dieses teuflischen Mannes machen. Das ist noch meine einzige Heldenthat. Kurz, nach unserer Ankunft kam in einer Nacht ein Geschrey: Husaren! Husaren! Wir hörten darauf die Frau, und eine etwas rauhe Stimme ganz freundlich reden. Endlich schrie die Frau: Mann, laß den Leuten ein paar Brode, Butter und Käse geben. Hierauf kam sie mit der andern Person in unser Cammer, wo wir stunden und das Ehebette war. Man redete sachte, und wir konnten nichts mehr hören, als: Ich schenke Ihnen den erbeuteten Wagen nebst Pferden und allem was darinne ist. Indem kam eine starke Stimme, welche nicht wenig lermte, unsern Schrank aufriß, verschiedenes wegnahm, und endlich auch mich und meine zwey Cammeraden zusammen wickelte. Auf einmal schrien viele Stimmen: Der Feind! Last sich schnell. Sogleich gieng alles fort, und wir wurden fortgetragen, ohne die Frau Magistrin wieder zu sehen. Kaum waren wir mit unserer neuen Besitzerin eine Stunde gefahren, da der ich dir sagen muß, daß solche unfehlbar dem Hauptmann der Husaren zugehören mußte, weil ihr alles folgte, denn, sage ich, war es so lange, so wurde unser Wagen umringt und aufgemacht. Es mochten die Feinde seyn. Alles wurde heraus genommen und mich und meine Cammeraden gab ein listiger Kerl einer Frau nebst Pferd, der trotzig sagte: Frau, da hast du was. Sie band zwey und zwey zusammen, und hang uns an ihre Pistolhalftern. Nun sagte alles fort. Unsere Reuterin sagte im Wald stieg ab und da sie eine Weile mit einem jungen Bauerkerl freundlich geredet hatte, führte sie dieser durch einen Schleifweg an die Stadt. Gleich in der ersten Gasse begegnete ihr ein junges Mägdchen. Jungfer, rufte diese, Jungfer, will sie kaufen? Nicht theuer. Beyde Paar einen Gulden. Das liebe Mägdchen suchte ihr Beutelchen, bezahlte, und trug uns heim. Und behielt sie selbst, und die andern bekam ihre Mutter. Ihr Vater war ein guter ehrlicher Handwerksmann, der aber mehr Knecht als Herr im Hause hieß. Gleich den ersten Sonntag wurde ich zum völligen Putze angelegt. Da solltest du das Reden und Lermen der andern Bürgermägdchen hören seyn. Sieht doch, die schönen Pantoffelchen, schrie die eine. Ja, ja, sagte die andere, wer weiß, warum sie solche bekommen hat? Gekauft hat sie sich solche wahrlich nicht gekauft. Hum, sprach eine andere recht höhnisch: Die letzte Einquartierung? Allein, meine Schöne gieng stolz durch die vom Volk besetzten Gassen. Ihr Gesichte zeigte eben die verächtliche Miene, mit welcher ich die schlechsten Stiefel betrat, und über solche hinweg schlich. Ich war noch noch reit neu. Caroline, so hieß das liebe Mägdchen, bekam den Nachmittag Besuch, und gegen Abend giengen ihre Freundinnen nebst ihr auf den Tanz, wo wir nicht wenig bestaunt, bewundert und gerühmt wurden. Ein junger Bursche führte meine Gebieterin nach Hause, und wünschte unaufhörlich wohl zehnmal ihr zu Liebe in einen ihr so lieben Pantoffel verwandelt zu werden. Er hätte auch gewiß verdient, um die sich erkühnte Freyheiten, wodurch er Carolinchen seine Liebe zu erkennen geben wollte, von ihr mit Füßen getreten zu werden. Allein, sie

459 Weiberkampf. Französische Zeichnung. 1800

461 Geschnürt

Zeichnung von Gavarni. 1834

14*

war viel zu sittsam und fromm, ihrem vollblütigen Nächsten noch mehr Böses zu erweisen. Ein Kuß war seine ganze Strafe. Wir kamen noch zu verschiedenen gleichen Begebenheiten. Einstmal aber hebte uns in der Nacht ein Kerl mit einer Bradleiter, nebst allen Sachen, aus dem Schranke. Kurz, wir wurden gestohlen, an einen Juden verkauft, und kamen noch dieselbe Nacht aus dieser Stadt. Der dienstfertige Israelite brachte uns bald an. Eine Hofrätin kaufte uns. Diese Frau war gegen sich selbst gewiß ehrlich, ihrem Manne treu, und dennoch schön und wohl gewachsen. Sie trug uns nur ein paar Tage und verschenkte uns dann an ihre Madame, welche sie für den Schein hielte, und die ihre Haushälterin vorstellte. Sie hatte uns gewiß darzu gekauft. Ich kan dir nicht beschreiben, lieber Bruder Schuh, wie fromm und eifrig diese Frau ihr Gebet verrichtete. Ich habe auch ihr Lob von den Mägdchen gehört, ob diese gleich ihr völliges Gegentheil war. Da merkte ich, daß die Lasterhaften oft die Tugenden kennen und preisen, aber derselben Ausübung verabscheuen. So edel die Frau Hofrätin gesinnt war, so niedrig dachte die Jungfer Madame. Ihr Gehirn war Asyle voller Nachtzeuger, Ohrglocken, schöne Bänder, schöne Kleider, Geld und Silber, und am meisten voller Buhler. Wenn die Frau Besuche gab, vergnügte sie ihre Zeit am Fenster, oder las die ihr nachtheiligen Bücher, von denen sie die schönen Tyrolerin am meisten liebte. Endlich gab sie uns einer Frau, welche ihr ein ziemliches Briefchen brachte, und ich möchte wissen, was sie vorgegeben, nachdem uns ihre Frau vermißt hat. Klug war sie aber gar nicht klug. Diese Frau hielt uns nur ihren Kostgängerinnen, deren sie eine große Menge bey sich hatte. Bald besuchten uns geputzte Herren, bald Leute mit einem Zeichen am Hute, bald Lakayen, bald Handwerksbursche. Meine neue Jungfer hatte vor alle eine gleiche Liebe. Ein Herrndiener war ihr vorzüglicher Liebhaber. Er führte daher seine Schöne in die Oper. Sie hatte sich recht schön aufgeputzt, und bey zwey artigen Mägdchen diese giengen in Schuhen. Der eine erzählte mir, daß seine unvergleichliche Gebieterin nichts geringes wäre, und eine heftige Liebe zu dem ihren Sänger hätte. Der andere sagte, daß seine angenehme Schöne mit einem gewissen alten Herrn bekannt sey, der viel Geld habe, und von der Galerie mit ihr liebäugelte. Nach der Oper wollte meine Jungfer mit ihrem Liebhaber nach Hause eilen. Es hatte erschrecklich geregnet, der Weg war sehr weich und die liebe Jungfer mußte uns wegen des Gedränges stecken lassen, und in ihren weißen Strümpfchen nach Hause gehen. Ein Läufer sah uns bey dem Schein seiner Fackel schimmern, er zog uns hurtig aus den nassen Umständen, wickelte uns in sein Schnupftuch, und schenkte uns zu Hause dem Bettmensche. Aber wie erschrack ich, als diese Magd einige Tage darauf das Bette meiner gewesenen Gebieterin, der Cammerjungfer Lenchen, bettete, und ich sie selbst erblickte. Wunder ist unser Sinn, giebt ein recht wunderlicher Wechsel! Dieses Mensch hatte durch Vermittelung des jungen Herrn ihren Liebsten von Soldaten los gemacht, welcher gegenwärtige Schenke pachtete und diese unvergleichliche Jungfer das Bettmensch heurathete, welches nun die Frau Wirthin ist. Vor diesen

484. Richard Wagner als Schuhfetischist

Karikatur aus dem „Puck" 1877

trug sie uns, wenn Besuch hier schlafen mußten, und die sie selbst bediente. Da habe ich nun eine ziemliche Menge Reisende kennen lernen. Der Schuhe und Schäfte aus dem Dorfe sind gleichfalls in meiner Bekanntschaft geraten, und da ich nun sehr abgetragen bin, werde ich nur des Abends angeschnürt, wenn sie zu Bette geht. Heute ist ihr Mann verreist, und sie ist oben in der Stube des ihrem Herrn, der diese Nacht bleibt. Dieses weiß ich, weil sie meine Nachfolger anstreckte. Es weiß ich es nun mit mir gekommen. Mein Grab ist gewiß noch ein Fahrweg oder noch schlechterer Ort, wo ich bis auf das letzte Klümchen verwandern soll.

462 Der Halbschuh
Zeichnung von Bac

Ein einziges Mal führt der Verfasser einen Verehrer in die Erzählung ein, der den Wunsch hegt, Pantoffel zu sein und von der Schönen getreten zu werden. Diese Wunsch-Symbolik habe ich auf Seite 307—314 näher besprochen. Große Namen waren da vertreten, und es war kein Anlaß, einen besonderen „Jenuns" deswegen zu konstruieren. — Betrachten wir nun weiter die Abbildungen. Aus der Mitte des 17. Jahrhunderts stammt der Kupfer von A. Bosse (Abbildung Nr. 443). Es ist das bekannte Interieur, das Bosse gewöhnlich zeigt: große Räume, kräftige Sitzgelegenheiten, schwere Decken, das solide Gardinenbett. Guter, gediegener holländischer Bürgerspeck. Madame werden schöne hochhackige Spangenschuhe anprobiert. Für den Hausgebrauch trägt sie Pantoffel. Eigentlich mehr Pantinen. Unter ihrem Rock sieht man den rechten stehn. Aber die Schuhe passen nicht ordentlich und es entspinnt sich ein Zwiegespräch voller Anspielungen. Der Geselle links demonstriert den wünschenswerten Maßstab. Dies alte Bild ist ein feines Dokument dafür, wie die Schuhe in der populären Auffassung zum Symbol werden, wie sie als absolutes Geschlechts-Zeichen gelten. — Gillray verwertet in Abbildung Nr. 450 wieder das Strumpfband-Motiv. Die stattliche Frau, die im Wandgemälde von einem dürren Hecht umworben wird, weiß, wie gewichtig sie aufzutreten vermag. Ihr liegt daran, daß es auch andre erfahren.

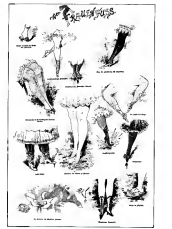
Die nächsten Bilder rühren bereits aus dem 19. Jahrhundert her. Ich glaube nicht, daß diese ungleiche Verteilung der Bilder auf die verschiedenen Zeiten der Schwarzweißkunst ein bloßer Zufall des Sammelns ist. Es läßt sich auch nicht gut sagen, daß das Weib erst im 19. Jahrhundert so recht das kokette Spiel gelernt hätte, mit ihren Füßchen vor den Männern zu jonglieren. Ein anderer Umstand spielt vielleicht mit. Der Fuß des Weibes war in früheren Zeiten geheimnisvoller, ein richtiges Schamgefühl war auf ihn lokalisiert, sodaß seine Entblößung die Grenzen der Koketterie überschritt und fast anstößig wurde. Diese stärkere sexuelle Bewertung kann nur daher ihren Ursprung genommen haben, daß sich die Männer viel, viel allgemeiner als jetzt mit dem Frauenfuß in irgend einer Weise erotisch beschäftigten. Die Rückwirkung ist dann stets, daß die Frauen ein solches Lockmittel ein und dadurch kostbar machen. In einem Falle der Menschheitsgeschichte hat sich diese Tendenz zu einem merkwürdigen Extrem ausgebildet, derart, daß die Bedeutung des Fußes fast die der Genitalregion überwuchert. Das ist der Fuß der Chinesin. Davon, als einer Besonderheit, später. Doch läßt sich auch für Europa nachweisen, daß man früher auf halbem Wege zur chinesischen Auffassung war. Die Tracht verbarg damals die Füße ängstlich. Und dem Maler hätte sie bei einer belle et honnête dame dargestellt, so wenig wie die entblößte Genitalregion. Dies Verhältnis muß irgend wie mitgewirkt haben, und so erkläre ich es mir, daß die Darstellungen des kokettierenden Fußes erst in der letzten Zeit massenhaft werden, weil den

463 Der hohe Hacken
Zeichnung von Bac

Fuß geht in der allgemeinen Auffassung nicht mehr ein ausgesprochenes Schamgefühl umschwebt. Brantôme berichtet z. B.: „In früheren Zeiten hatte ein schöner Fuß so viel Verführerisches (portant une telle lasciveté en soy), daß viele keusche römische Damen oder solche, die keusch scheinen wollten — und auch jetzt noch tun es in Nachahmung der alten Zeit viele andere in Italien — das größte Bedenken tragen, ihn wie das Gesicht zu zeigen, und daß sie ihn, so sehr sie können, unter ihrem langen Kleid verbergen, damit man ihn nicht sehe, auch ist ihr Gang so zurückhaltend und gemessen, daß er nie unter dem Kleide hervor sichtbar wird." Und die Gräfin D'Aulnoy erzählt von den Spanierinnen des 17. Jahrhunderts: „Ihre Röcke sind vorn und an den Seiten so lang, daß sie stark schleppen, hinten aber schleppen sie niemals. Sie tragen sie bis auf die Erde reichend, aber sie wollen darauf treten, damit man ihre Füße nicht sehen kann, die derjenige Teil ihres Körpers sind, den sie am sorgfältigsten verbergen. Ich habe gehört, daß, nachdem eine Dame alle möglichen Gefälligkeiten für einen Herrn gehabt hat, sie ihm den endgültigen Beweis ihrer Zärtlichkeit gibt, indem sie ihm ihren Fuß zeigt, und dies nennt man hier die letzte Liebesgunst (la dernière faveur). Man muß auch gestehen, daß es nichts niedlicheres in seiner Art gibt, sie haben so kleine Füße, daß ihre Schuhe wie die unserer Puppen sind; sie tragen Schuhe aus schwarzem Maroquin, das auf farbigem Taffet ausgeschnitten ist, ohne Absatz und ebenso genau passend, wie ein Handschuh. Wenn sie gehen, scheint es, als ob sie schweben; in hundert Jahren würden wir Französinnen diese Art zu gehen nicht lernen; sie schließen die Ellbogen an den Körper an und gehen, ohne die Füße zu heben, wie wenn man gleitet." Ein andermal besuchte die Gräfin D'Aulnoy eine vornehme Dame, die noch zu Bett lag. „Sie bat mich um Erlaubnis aufzustehen, aber als es sich darum handelte, die Schuhe anzuziehen, ließ sie den Schlüssel ihres Zimmers abziehen und die Riegel verschieben. Ich erkundigte mich, weshalb sie sich derart verbarrikadierte, und sie erwiderte, daß sie wisse, daß spanische Edelleute mit mir seien, und daß sie lieber das Leben verlieren wollte, als daß diese ihre Füße gesehen hätten. Ich brach in ein Gelächter aus und bat sie, sie mir zu zeigen, da ich außer Betracht stände." Ein deutscher Autor faßte gegen Ende des 18. Jahrhunderts diese Beobachtungen folgendermaßen zusammen:

454. Sonnenaufgang im Boudoir
Zeichnung von Kreidl aus dem Wiener „Künstlerinnen-Album" 1869

Je freigebiger die Spanierinnen mit der Ausbreitung der Schönheit des oberen Teils ihres Körpers waren, desto geiziger verbargen sie die unteren Teile. Ehrbare Frauen hielten ihre Beine und Füße für so unverletzlich und heilig, daß sie lieber das Leben verloren, als daß sie die einen oder die andren einer fremden Mannsperson gezeigt hätten. Damit die Füße nicht durch einen kühnen, spähenden Blick entweiht würden, so trugen die Spanierinnen so lange Kleider, daß ihre Füße beim Gehen immer bedeckt waren, und bei dem Aussteigen aus Kutschen ließ man Halbtüren herab, welche Füße und Beine unsichtbar machten. Außer der letzten Gunstbezeugung war keine so groß, als wenn eine Geliebte dem Liebhaber ihre Füße zeigte. Die Füße und Beine der Königinnen waren so hochheilig, daß man ohne ein Verbrechen nicht einmal daran denken, wenigstens es nicht äußern durfte. Als die Prinzessin Maria Anna von Österreich als verlobte



185 Die Physiognomik der unteren Extremitäten   Aus den Wiener „Caricaturen-Album" 1888

Braut Philipps IV. nach Spanien kam, so machte man ihr unter anderem in einer Stadt, wo eine Manufaktur von seidenen Strümpfen war, ein Paar der schönsten Damenstrümpfe zum Geschenk. Der Majordomus der künftigen Königin warf die Strümpfe voll Unwillen und mit den Worten zurück: Ihr sollt wissen, daß die Königinnen von Spanien keine Beine haben. Da die königliche Braut dieses hörte, fing sie bitterlich zu weinen an, und versicherte, daß sie nach Wien zurück wolle und nie einen Fuß auf den spanischen Boden gesetzt haben würde, wenn sie gewußt hätte, daß man ihr die Beine abschneiden werde. Man beruhigte die Prinzessin sehr leicht und erzählte ihre Angst bald nachher dem König, der nicht umhin konnte zu lächeln, welches eins von den drei Malen war, wo er in seinem Leben lachte oder lächelte.

Dies beweist doch, daß dasjenige, was man heute Fuß-Fetischismus nennt, damals ein allgemeiner Zug im Sexualleben der höheren Schichten war, genau so, wie der sogenannte Masochismus zur Zeit des Minnetums zum allgemein anerkannten Wesen des Liebeskults und der Umwerbung gehörte. Was die unteren Volksschichten anlangt, so wissen wir von ihnen leider überaus wenig, da sich die Chronisten kaum mit ihnen befaßten. Es ist aber wohl eine allgemeine Regel, daß die unteren Schichten stets das Tun und Treiben der oberen nachzuahmen suchen, soweit es in ihren Kräften steht, mitzutun pflegen.

Die Zeichner stellen das wirkliche Leben ihres Milieus dar. Sie können nicht anders, sie müßten denn sonst nach historischen Studien versuchen, ein früheres Milieu zu rekonstruieren. Wenn zu irgend einer Zeit die Frauen ihre Füße verbergen, so wird sie auch der Maler nicht zeigen. Zeigt er sie aber, so wäre sein Kunstwerk im Sinne der Zeit obszön, genau wie es ein obszöner Akt wäre, wenn die Frau der betreffenden Zeit ihren Fuß zeigt. Dies obszöne „Zeigen" von solchen Körperteilen, auf denen sich zufälliger Weise ein besonderes Schamgefühl lokalisiert hat, nennt man wissenschaftlich „Exhibition". Gegen den Ausdruck dürfte nichts einzuwenden sein. Doch wird er gewöhnlich zu eng gefaßt. Heute, unter uns, wird niemand sagen, daß eine Frau ihren Fuß „exhibiert", aber wohl werden von einer Exhibition des Busens oder der Achselhöhle reden. „In der Beurteilung" sagt Stoll, „reicht man mit dieser engen Fassung des Begriffes nicht aus, sondern hier sind eine Reihe von Momenten zu berücksichtigen, die in einem Falle eine und dieselbe Handlung zum Exhibitionismus stempeln können, in einem andern dagegen nicht. Das ganze kulturelle Milieu und die Anschauungen über sexuelle Moral der einzelnen ethnischen Provinzen sind hierfür ausschlaggebend. Ein Geisteskranker unserer Gegenden, der sich mit herausdrängendem Penis ans Fenster stellt, um die Aufmerksamkeit vorübergehender Frauenspersonen auf sich zu ziehen, ein italienischer Arbeiter, der — wie es bei uns (in der Schweiz) gar nicht selten vorkommt, seinem nur mangelhaft befriedigten Geschlechtstrieb dadurch Luft macht, daß er, wo er es unbeobachtet von der Polizei tun kann, vor vorübergehenden Mädchen oder Frauen seinen Penis entblößt und damit onanistische Manipulationen vornimmt, treibt „Exhibition", der Neger der Mozambique-Küste dagegen, der zu Livingstone's Zeiten keine andere Schambedeckung trug, als um den Penis

456. Die Füßchen

Zeichnung von R. Klar. 1815

Der Amateur   Farbige Lithographie nach einem Gemälde von L. Deteuche   Um 1855

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“

Albert Langen [illegible]

gebundenes Bändchen, wirkte auf das weibliche Publikum seiner Heimat durchaus nicht exhibitionistisch, da diese von Jugend auf an diesen Anblick gewöhnt war. Die Insassen europäischer Bordelle, die ihre Besitze in weit ausgeschnittener Robe den Besuchern zur Schau stellen, treiben Exhibition, die Mädchen zahlreicher Stämme tropischer Länder, die ihren ganzen Oberkörper vollkommen unverhüllt tragen, dagegen nicht. Die Tänzerin unserer europäischen Ballette, die bei ihren Evolutionen vor dem Opernglas lüsterner Theater-Habitués ihre Beine hochhebt und auf Momente aus der Wolke von Gaze den Ansatz ihrer Oberschenkel, wenn auch verhüllt, zeigt, treibt eine wenigstens formalisierte Exhibition, die eingeborene Frau der Gazellehalbinsel auf Neu-Pommern, die völlig nackt und selbst mit epiliertem Schamhaar auf den Markt kommt, jedoch nicht. In den Ländern strengster, mohammedanischer Observanz würde eine Frau, die ohne Gesichtsschleier auf der Straße sich zeigte, in den Augen ihrer männlichen Landsleute Exhibition begehen, wie dies bei den ägyptischen Tänzerinnen tatsächlich der Fall ist, und ganz vom gleichen Gesichtspunkt aus wird auch bei uns gelegentlich ein übersichtiger Bräutigam seiner Braut die Teilnahme an einem Maskenball verbieten, wenn ihm das von ihr gewählte Kostüm aus dem Grunde mißfällt, daß ihm der Rock zu kurz, Arme und Brust zu stark entblößt erscheinen. Je nach den Sitten und Anschauungen der einzelnen Völker kommen also für den Begriff der Exhibition nicht nur die direkt am Geschlechtsleben beteiligten Körpergegenden, sondern gelegentlich auch solche in Betracht, die bei uns in dieser Hinsicht absolut indifferent sind."

487. Nachtkleidchen. Pariser Photo. 1905

Ich teile die Abbildungen nach dem Nebenmotiv ein, das den scheinbaren Anlaß zur Darstellung gibt. Je ungezwungener das Nebenmotiv ist, um so höher steht das Bild künstlerisch. Da ist zum Beispiel die Witwe (Abbildung Nr. 483), eben vom Kirchhof zurück. Blaß und verweint steht sie vor dem Kamin und starrt in die Weite. Was mag sie denken? Sinnt sie dem Glück der Ehe nach oder dem, was ihr in dieser Ehe versagt war? Wir erkennen nur, was sie gedacht hat, als sie die koketten Trauerstrümpfe und -schuhe anzog, die sie jetzt mit unwillkürlicher Grazie dem Beschauer zeigt. — Den absoluten Tiefstand des Künstlerischen bedeuten dagegen die Abbildungen Nr. 485 und 486, die auf jedes Nebenmotiv verzichten. Es sind bloß Füße. Stich-

488. Schweizer Ansichtskarte. 1905

469. Beispiel zum Anlegen des Netzes. Gemälde aus 26. Februar 1905. Ernst & Co.

worte zur Erweckung von Ideenassoziationen. Diese Ansichtskarten, die die Straße feilhält, sind wie ein grobes Wort aus der erotischen Sphäre, das einem im Vorübergehen ins Ohr fällt. Ohne Kunst, ohne Witz, jedes geistigen Zierrats bar.

Dazwischen rangieren die anderen Bilder. Der alte Schuster (Abbildung Nr. 450) hält von dem niedlichen Fuß verlegen im Maßzeichnen inne und hängt an ihren Lippen, ohne zu kapieren, was sie sagt. Der Maler im Hintergrunde entgeht die Regung nicht; sie wird gleich intervenieren. — Das Hochrad bot bald nach seinem Aufkommen den Zeichnern einen willkom-

wenen Stoff, schöne Beine in ganzen Serien vorzuführen (Abbildung Nr. 453). Man glaube aber nicht, daß man jemals solche Radlerinnen in der Öffentlichkeit hätte sehen können. Das Motiv ging hier gerade so ins Phantastische wie beim Blumenismus. — Der Windstoß ist stets den Männeraugen gefällig (Abbildung Nr. 456 und 484). Die Kamera des Momentphotographen hat uns oft bewiesen, daß die Gefälligkeit nicht nur im Zeichenstift wohnt. — Die Schaukel ist eine der ältesten Volksvergnügungen. In der Kunst der galanten Zeit mußte sie fast für eine Massenproduktion herhalten. Darf man ihr deshalb gram sein, wenn sie Fragonards einzige Escarpolette hervorbringen half? Das 19. Jahrhundert hat diesem Gemälde nichts entfernt Ebenbürtiges an die Seite zu stellen. Immerhin als Plakat ist A. Vacchers „In Ritschen“ ein Schlager, echt pariserisch und in Chérets Geist der flamplerenden grellen Farbe gehaucht (vgl. die farbige Beilage). — Die Weiber behnen sich der Lezenne (Abbildung Nr. 469), die Dirne flutet eben rückwärts, und alle Preise werden fröhlich: Krabbenfang, Wattenlaufen. Noch immer beliebt. Aber vor dreißig Jahren war's eine Epidemie in der Kunst. Das „Vorspiel zum Auslegen des Netzes“ war ein neuentdecktes Nebenmotiv für den ewige Hauptmotiv: die Schönheit des Fußes. — Der moderne Amerikaner (vgl. farbige Beilage „Der Kopfsprung“) gibt sich kinematographisch den Bruchteil einer Sekunde erhascht er und zeigt uns, daß dort drüben das Schamgefühl sich bereits wieder stärker auf die untere Extremität konzentriert hat. Die Dame trägt Strümpfe auch beim Schwimmen. Und daß sie auch sonst sehr stark bekleidet ist, könnten wir aus dem Stückchen Faltenansatz in der Kniegegend ahnen, wenn wir nicht Angst aus den Zeitungen wüßten, daß die Amerikanerin im Seebad „mit dreifachem Erz gepanzert“ erscheint. — „Die Einkleidung“ der Angelegenheit will den sittlichen Geladen nicht mehr recht gelingen (Abbildung Nr. 455). Der schnurrende Kater aber deutet an, was zu diesem kurzsichtigen Versuch verführte. — Selten ist das Motiv der Kuhpockenimpfung am Bein (Abbildung Nr. 457). Der Zeichnung waren die Worte beigegeben: „Wissen Sie, Doktor, es ist doch gut, daß ich mich nicht am Arm impfen lasse die häßliche Narbe ... und dann findet mein Mann, ich hätte ein schönes Bein! — Ja, hat er's denn noch nie gesehen? — Bewahre, in seinem ganzen Leben nicht!“ Ein Hieb auf die vornehme Ehe von Anno 1870.

470. Das Bein. Berliner Photo 1910

Der Tanz (Abbildung Nr. 478), der Eiffelturm (Abbildung Nr. 473), der energische Fußstoß (Abbildungen Nr. 470 und 472) und endlich das moderne Schaufenster (Abbildung Nr. 479, von A. Guillaume) mit seinen Gliederpuppen oder Männekens (Mannequins), wie man jetzt auf deutsch-französisch sagt, sind weitere Anlässe für den Karikaturisten. Mit dem mehr oder weniger simplen „Anzeigen“ des Objekts begnügen sich die Urheber der Abbildungen Nr. 437, 459, 467, 468, 470, 474, 482. Ebenso Maneln in der koloristisch vortrefflichen „Dame mit dem Kater“ (vgl. große farbige Beilage).

Wie die Beine auf der modernen Vorspielbühne angedichtet werden, dafür zwei Beispiele. Das erste stammt aus dem „Posaunenengel“, für den

Frau Kora und Alfred Schönfeld verantwortlich gezeichnet haben:

431 Karnickelfang
Zeichnung von Delfosse

Als neulich ich zum Tanze ging,
mein armes Herz gleich Feuer fing,
ein Mädchen lernte kennen ich
es nannte einfach Lenchen sich.
Die Taille war so stramm und prall
ich glaubte stets dass gibt's 'n Knall,
doch's Schönste war bei Lenchen
die Bimmel-Bammel Beenken
Die Bimmel-Bammel Beenken
gefall'n mir sehr bei meinem Lenchen
wenn sie so tanzt und's Röckchen fliegt,
ein jeder gleich 'n Rappel kriegt

Bald ging ich oft mit ihr zum Tanz,
mich reizte ihr Eleganz,
wenn sie an meiner Seite schob
und so graziös das Röckchen hob
die Rüschen, Spitzen zart und fein,
die hüllten ach! gar züchtig ein
das Schönste meines Lenchen,
die Bimmel-Bammel Beenken
Die Bimmel-Bammel-Beenken usw.

Doch Lenchen war nicht treu — o Schreck —
Mein Lenchen eines Tags war weg.
Ich sucht' in meiner Herzensqual
den Schatz in jedem Tanzlokal.
Allein, wie ich auch blickt' umher,
die Beenken fand ich nicht mehr
Nun träum ich stets vom Lenchen
und ihren Bimmel-Bammel Beenken.
Die Bimmel-Bammel-Beenken usw.

Das zweite ist von F. W. Hardt, die Musik dazu von W. Kollo:

Jüngst sprach zu mir mal eine alte Tante
Du, Mädel, höre mal vernünftig zu,
ich rat dir im Guten als Verwandte,
lass bloss die Männer jederzeit in Ruh.
Die jungen Köppe wollen bloss poussieren
Und die Bescherung hast du dann zuletzt
Da sagt ich nur: Ich lass mich nicht verführen,
von mir wird jeder Mann doch nur versetzt
Und trotzdem laufen kreuz und quer
doch stets die Männer hinterher
Mir hat ja die Natur verliehn
Die besten Beene von Berlin
Nach meine Beene ist ja ganz Berlin verrückt,
mit meine Beene hab ich manches Herz geknickt,
und zeig ich meine Beene voller Intelligenz,
dann schlag ich aus dem Felde jede Konkurrenz.

472 Abfertigung
Aus dem Album „La vie de ..."

Im Lunapark besah ich mir das Neuste
ein Herr, der führte mich in'n Rutschtopp,
da wurde mir der Kerle gar zu dreiste
drum gab ich ihm 'ne Schelle an den Kopp
Er war nicht bös und ging mit mir soupieren,
doch unterm Tisch, ich denken Sie sich bloss,
wollt er mit meine Beene gleich poussieren
das Telegraphieren ohne Draht ging los
Und voller Wut schrie ich wie toll:
Bei Ihnen Mensch da piekt et wohl,
Sie haben woll 'n Ziffer.
Da sagte er: Ich bitte Sie
Nach Ihre Beene ist doch ganz Berlin verrückt
mit Ihre Beene had'n Sie mir mein Herz geknickt
Ich sagte ganz gelassen zu dem Bösewicht
Mit meine Beene machen Sie die Dinger nicht.

473 Die Aussicht vom Eiffelturm. Zeichnung von A. Willette. 1892

Studenten, Leutnants und auch Assessoren
die luren stets nach meine Beene hin,
selbst mein Kapellmeister fegt
In beide Beene liegt Musike drin
Wenn meinen Schritt ich mal zum Zoo hinlenke,
brüllt voller Freude laut der Elefant,
selbst alle Affen machen gleich Mankenke
sie winken durch das Gitter mit der Hand

Und neulich blieb ich zuckend stehn,
das hätten Sie mal sollen sehn,
es kam sofort der Wärter ran
und während schrie der alte Mann:
Nach Ihre Beene ist ja ganz Berlin verrückt,
die Affenbengels sind total geknickt,
darauf habe ich erwidert voller Seelenruh
Sie alter Lakatsch, legen Sie Ihr Herz doch zu.

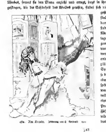
Das ist ja alles recht scherzhaft. Welcher Sturm der Gefühle sich aber im Ernstfalle erheben kann, hat W. Merzbach einmal beobachtet (Medizinische Handbibliothek, Bd. 17):

Wir hatten einmal Gelegenheit, stiller Zuschauer eines solchen fetischistischen Liebesspieles zu sein. Es war in einem Kaffeehaus der Berliner Passage, wo einer elegant chaussierten und bestrumpften Damenwade ein vornehm aussehender, nicht mehr junger Herr gegenübersaß, der mit weit geöffneten Augen und mit gerötetem Gesicht auf den leicht sich bewegenden Stiefel der ihm gegenüber sitzenden Kokotte starrte. Diese war sich der Situation natürlich vollauf bewußt und manövrierte sehr geschickt, um bald zu gewähren, bald zu versagen.

Wir vermochten bei diesem genauen Zeit währenden Geplauder alle Leidenschaften auf dem Gesichte des Fetischisten zu lesen: Bitten, zärtliches Flehen, Enttäuschung, Verdruß, Erregung und selbst Zorn, sodaß wir das Gefühl hatten, jeden Augenblick müßte der stumme Liebhaber an den Tisch des Mädchens stürzen und irgend etwas ihn Mitreißendes oder Gewaltiges unternehmen. Wir hatten den sicheren Eindruck, daß sich der Mann neben uns in einem Zustande der Erregtheit befand, die ihn alles um sich herum vergessen ließ und ihn völlig im Banne des von den anderen Gästen wohl kaum bemerkten Damenfußes gefesselt hielt.

* * *

Der Fuß der Chinesin. Hierauf wies ich schon hin, als von den Füßen der Spanierinnen die Rede war. In bezug auf Lokalisation des Schamgefühls oder richtiger gesagt als allgemein übliches Anbetungsobjekt für Männer, ist der Fuß der Chinesin keine isolierte Erscheinung im Völkerleben. Er ist es nur durch seine körperliche Deformierung. Psychologisch finden sich auch anderwärts noch vollkommene Übergänge zur höchsten Fetischstufe. P. Jacoby berichtet z. B. aus dem östlichen Rußland: „In warmen Nächten oder heißen Tagen kann man diese Frauen mit bloßen Brüsten oder selbst ganz nackt ohne Scheu sich bewegen sehen, aber man wird sie nie barfuß sehen, und kein männlicher Verwandter, der Ehemann ausgenommen, wird je die Füße und den unteren Teil der Beine der Weiber im Hause zu Gesicht bekommen. Diese Frauen haben ihr Schamgefühl in den Füßen und auch ihre Koketterie. Den Fuß einer Frau aufzuschnüren, ist für den Mann eine Lusthandlung, und die Berührung mit den Binden verursacht dieselbe Empfindung wie die mit einem noch vom Frauenleib warmen Korsett für den Europäer. Die Schönheit des Weibes, soweit sie den Mann anzieht und erregt, liegt in ihrem Fuß; in den mordwinischen Liebesgesängen, die die Schönheit des Weibes preisen, findet sich niederlei über ihren Putz, besonders das gestickte Hemd, aber rücksichtlich der persönlichen Reize begnügt sich der Volkspoet damit, festzustellen, daß ihre Füße schön sind, womit alles gesagt ist. Das junge Weib der Zentralprovinzen zieht Sonntags große wollene Strümpfe an, die das ganze Bein hinaufreichen und dann wieder über das Knie zurückgeschlagen werden. Die Füße einer Person des anderen Geschlechts gegenüber aufzudecken, gilt als ein sexueller Akt und ist zum Symbol sexueller Besitznahme geworden, so daß der Strumpf oder die Fußbekleidung ebenso ein eheliches Emblem wurde, wie später der Ring. Wladimir der Große warb um die Tochter des Prinzen Rogvold, da Wladimirs Mutter eine Leibeigene gewesen war, so entgegnete die Prinzessin mit Stolz, daß sie nicht die Füße des Sklaven aufdecken wolle. Gegenwärtig noch gibt es in Ostrußland einen traditionellen Brauch, den junge Mädchen



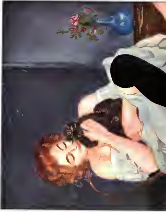
474. Am Kamin. Zeichnung von G. Gerbault. 1900

475 Die Brautnacht „Tiens, la Femme, comment ma jarretelle!" Historisches Genre von A. Willette. 1887

singen, wenn sie versuchen, ihren künftigen Gatten auszuziehen: „Komm und zieh meine Strümpfe aus!" Bei den Völkerschaften im Norden und Osten muß dies die Braut manchmal in der Hochzeitsnacht für den Mann tun, manchmal wieder der Bräutigam für das Weib, nicht im Sinne eines Liebesbeweises, sondern einer ehelichen Zeremonie. In den bürgerlichen Klassen und beim Kleinadel in Rußland stecken die Eltern bei der Hochzeit Geld in die Strümpfe der Kinder als Geschenk für den anderen Partner, indem angenommen wird, daß beide gegenseitig einander die Strümpfe ausziehen zum Zeichen der sexuellen Besitznahme."

476. Le petit Trottin
Pariser [illegible]

Nun die Verkrüppelung des Chinesinnenfußes. Ich habe selber solche Füße gesehen. Will aber hier mit anatomischen Beschreibungen nicht langweilen. Das Verfahren wird nur bei Frauen angewandt, hauptsächlich im südlichen Teile des großen Reiches und, was wiederum ein stark erotischer Charakterzug ist, nur bei den Frauen der besseren Stände. Denn überall in der Welt spielt das Weib seine volle erotische Rolle nur da, wo es nicht zu arbeiten braucht und bedient wird. Zwischen dem vierten und siebenten Jahre werden also die Füße der Mädchen mit Bandagen umwickelt, die immer wieder erneuert werden und schließlich eine sogenannte Atrophie der Weichteile und Knochen sowie eine Stellungsveränderung der Fußknochen hervorrufen. Gewöhnlich läßt man die große Zehe unverändert. Die Sohlenfläche wird eingeknickt und bekommt eine tiefe Querfurche vor dem Vorderrand der Ferse. Der Ursprung der Sitte ist unsicher. Marco Polo und Ibn Batuta, die im 13. und 14. Jahrhundert in China waren, sagen nichts davon, obwohl die Sache den chinesischen Annalen zufolge damals schon lange bestand. Aus dieser „Unstimmigkeit" läßt sich schließen, daß damals erst die ganz vornehmen Frauen solche Füße hatten, fremde Reisende bekommen eben, wie ich schon auf Seite 69 bemerkte, die erotisch am höchsten eingeschätzten Frauentypen gar nicht zu Gesicht. Über den Zweck der Verkrüppelung herrschte früher die größte Unklarheit. Daß die Füße für unseren Geschmack nicht schön sind, sondern eher abstoßend, braucht nicht besonders betont zu werden. Ebensowenig aber dürfen wir bezweifeln, daß die chinesischen Männer sie schön finden. Über den ästhetischen Geschmack verschiedener Länder und Rassen läßt sich nicht streiten (siehe hierüber Kapitel I). Das Geheimnis wird aber vielleicht durch einige andere Angaben gelüftet. Morache gibt an, die Veränderung der Füße rufe als eine Art von Kompensation am mons Veneris der Frauen eine größere Fettentwicklung hervor, ebenso an den Schamlippen. Das würde besagen, es entstehe eine üppige und schöne Form der Genitalien, die je ganz von der Masse des vorhandenen Fettgewebes abhängig ist. Es wurde ferner behauptet, durch den vermehrten Blutzufluß infolge der körperlich erzwungenen Untätigkeit sei die Libido überhaupt gesteigert. M. v. Brandt meint, die Beckenteile würden breiter und die Geburten leichter. Endlich schreibt Matignon in den Archives d'Anthropologie criminelle von 1898: „Meine Aufmerksamkeit auf diese Dinge wurde durch die große Menge pornographischer Bilder, die die Chinesen außerordentlich interessieren, erregt. Auf allen diesen lasziven Darstellungen sehen wir den männlichen Partner den weiblichen Fuß liebkosen. Wenn ein Bewohner des himmlischen Reiches einen Frauenfuß in die Hand nimmt, besonders wenn er sehr klein ist, so ist der dadurch ausgelöste Effekt derselbe, wie beim Europäer die Palpation eines jungen, frischen Busens. Alle Chinesen, die ich darüber befragte, antworteten einstimmig: Ach ein kleiner Fuß! Ihr Europäer könnt nicht verstehen, wie wunderbar, wie reizend er ist! Die Berührung mit einem kleinen Fuß erregt beim Manne einen ganz außerordentlich starken Grad von Lustgefühl. Nicht selten klagen sich die chinesischen Christen in der Beichte an, daß sie beim Anblick von Frauenfüßen schlimme Gedanken bekommen haben."



Die Dame mit dem Kater

Farbstich von Mouala. 1910

Wir kommen nun vom Fuß zur Fußbekleidung. Wenn nicht besondere Umstände vorwalten, wird der Fuß stets eine größere Reizquelle sein, als der Schuh. Schon aus dem Grunde, weil der lebende Fuß von der ganzen Person nicht räumlich getrennt werden kann, wohl aber der Schuh. Hier muß ich allerdings eine Anmerkung machen. Es ist in der zivilisierten Kultur sehr häufig, daß der Fuß im Stiefel mehr reizt, als nackt. Nämlich weil er durch das Tragen zu enger Stiefel Ballen und Hühneraugen und übereinander geschobene Zehen bekommen hat, also verunstaltet und häßlich und daher reizlos geworden ist. Die meisten Frauen wissen das sehr gut, und so sehr sie geneigt sind, mit dem trügerisch kleinen Stiefelchen zu kokettieren, so sehr scheuen sie das Tageslicht, sobald Gelegenheit ist, den bloßen Fuß zu zeigen. Im Familienbad pflegen ihnen Badepantoffeln willkommen zu sein, und wenn sie am Strand lagern, vergraben sie scheinbar zufällig die Fußspitzen im Sand. Die Enttäuschung der Entkleidung (vgl. Seite 46—48) ist niemals größer, als beim Fuß, und nicht zum kleinern Teil ist hierauf der Usus zurückzuführen, daß die Frauen innerhalb des Bereichs der europäischen [illegible] — die Strümpfe anbehalten. Man weiß, wie heftig Nacktkulturschwärmer und ähnliche Naturschwärmer diese „Modetorheit" tadeln. Aber schließlich müssen es die Frauen selber empfinden, wo für sie der größere Gewinn an „Emanation" liegt: im kleinen Stiefel, den man baumelnd zeigt, oder im natürlich geformten Fuß, der nur selten Gegenstand der Aufmerksamkeit und noch seltener Gegenstand einer besonderen Vorliebe ist.

Abgesehen aber von dieser Verschiebung des Bildes reizt gemeinhin der Teil selber mehr als seine Bekleidung. Aus der wissenschaftlichen Kasuistik geht klar hervor, daß auch für den sogen. Maschinisten die Beachtung des Schuhs nur eine Vorstufe zur Beachtung des Fußes ist. Es ist daher vom „larvierten Masochismus" gesprochen worden, eine ganz unnötige und verzwickte Bezeichnung, da die Stufenfolge dieser Zusammenhänge eine ganz natürliche Sache ist. Stiefel und Fuß sind hier wohl nur Geruchs-, sondern auch Individualzeichen, da die Tendenz auf eine bestimmte Person geht.

Anders verhält es sich bei dem eigentlichen „Schuhfetischisten", dem der bloße Fuß gleichgültig ist. Für diesen ist das Geschlecht der stiefeltragenden Person das Wesentliche, das Individuum selber nebensächlich. Sein Fetisch ist ein reines Geruchszeichen. Ich kann nicht umhin, eine derartige, ganz individuenlose, auf den isolierten Schuh als letztes Ziel beschränkte Neigung sehr einseitig zu finden, vorausgesetzt, daß sonst keinerlei Drang oder Fähigkeit zum Weibe besteht. Es ist nichts davon bekannt, daß es zu der-

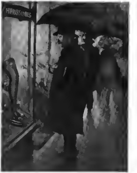
477 Aus der Hunde-Perspektive. Amerikanische Zeichnung von B. Gelig. 1908

artigen Partnern passende Komplementäranlagen bei einem Weibe gäbe. Und dieser Umstand dürfte doch letzten Endes ausschlaggebend sein, wenn es sich um die Grenzbestimmung der normalen Variationsbreite handelt. Indessen sind solche extremen Fälle nur in ganz geringer Anzahl berichtet worden und, wie mir scheint, unter nicht hinreichend langer Beobachtungsfrist.

Man hat gesagt, dieser streng ausgeprägte Schuhfetischismus sei eine kulturelle Entartung, da ja in früheren Zeiten das Fetischobjekt gar nicht vorhanden gewesen sei. Darauf ist zu erwidern, daß der Sexualtrieb des Mannes auf alle weiblichen Genußzeichen schlechthin gerichtet ist. Also ist es durchaus nicht verwunderlich, daß er sich auf ein neues Genußzeichen miterstreckt, das aus Gründen des Klimas oder der Mode erst entstanden ist. Genau so gibt es bei anders gekleideten oder primitiven Rassen Genußzeichen, die der Europäer nicht kennt und die daher ohne Wirkung auf ihn bleiben. In allen modernen Romanen ist von dem Rauschen des seidenen Unterrocks und seiner Wirkung als Genußzeichen die Rede. Der Rauschrock ist aber viel später entstanden, als der Stiefel. Warum denken die Herren Dransfeldbehaupter nicht ein wenig weiter und klagen auch die tollsten Faszination der kulturellen Entartung an? Vor einem Glasschrank im ethnologischen Museum steht der Europäer und betrachtet gleichgültigen Auges einen vertrockneten Grasbüschel; während der Eingeborene des betreffenden Landes, der den Büschel als weiblichen Hüftschurz erkennt, wahrscheinlich die Wirkung des Genußzeichens empfinden wird. Also der Genußzeichen sind unzählige, sie wechseln nach Zeit und Ort, und die Emanation, die von ihnen ausgeht, liegt nicht im leblosen Objekt, sondern hat ihre Ursache in der beständigen geschlechtlichen Faszinationsbedürftigkeit des Mannes.

438 [illegible]

Weil die Zahl der möglichen Genußzeichen unendlich groß ist, läßt sich gar nicht voraussagen, was für ein Objekt in einem bestimmten Fall diese Eigenschaft erlangen kann. Ich muß es mir daher auch versagen, an dieser Stelle eine annähernd vollständige Besprechung auch nur der gebräuchlichsten Genußzeichen zu geben. Die Pathologie teilt das Gebiet etwa folgendermaßen ein. Erstens Körperteile: Nase, Hand, Fuß, auch Auge, Mund, Ohr, weiße Haut, Kopfhaar, Zöpfe, Busen und Gesäß gelten mit Einschränkung als „normaler Fetisch". Zweitens Kleidungsstücke: Schürze, Korsett, Schürze, Unterrock, Taschen-



475. Das Schaufenster. Zeichnung von A. Guillaume. Verlag Simonis & Cie.

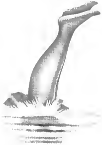
tuch, Schuh, Stiefel. Drittens Stoffe: Pelz, Samt, Seide, Leder. Diese Liste ist lächerlich winzig und beweist die Weltfremdheit und Menschenunkenntnis der Krafft-Ebinger, die mühselig ein so dürftiges Material zusammenklaubten und dann wähnten, die Welt über ihre Geisteskrankheit belehren zu können. Eine der stärksten Stützen der Lehre vom pathologischen Fetischismus ist ein merkwürdiger Fall, den Moll mitgeteilt hat. Es handelt sich um einen dreißigjährigen Mann, eine feinfühlige empfindsame Persönlichkeit, von jeher Blumenfreund und geneigt, Blumen zu beriechen und an die Lippen zu führen. Bei diesem Manne wurde festgestellt, daß sich seine ganze Erotik auf

66*

480. Tänzerin. Zeichnung von Reznicek

Rosen konzentrierte. Wo er konnte, kaufte er Rosen, küßte sie, ging mit ihnen zu Bett usw. Große Schlaf- und Wachträume drehten sich um Rosen. Er träumte von ihrem Duft, sah sie in märchenhafter Pracht aufgeblüht und verging vor Entzücken. Pathologisch, nicht wahr? Und „lebloses Objekt" als Fetisch, nicht wahr? Aber bitte, wie war denn der Fall des Genaueren: dieser Mann hatte mit 21 Jahren eine junge Dame kennen und lieben gelernt, die an ihrem Jackett einige große Rosen befestigt hatte. Er war aber der schüchternen Natur und liebte bloß „platonisch". Das kennt man. Die Platoniker sind alle durchaus unplatonisch. Die Erinnerung an die Rosen, die auf ihn, vielleicht weil sie an einem schönen Busen staken, einen besonderen Eindruck gemacht hatten, diese Erinnerung half ihn berauschen. So wurden hier Rosen auf die einfachste Art von der Welt zum Sexualzeichen. Es kommt aber noch deutlicher. Die Rosen waren ja auch gleichzeitig Individualzeichen. Der junge Mann verlobte sich also heimlich mit der Rosendame, und „die immer nur platonisch gebliebenen Beziehungen erkalteten". Was heißt das? Die beiden paßten in ihrer körperlich-erotischen Konstellation nicht zueinander. Sie lernten sich jedenfalls „näher" kennen, was in unendlich vielen Fällen eine erotische Entfremdung herbeizuführen pflegt. Und da verschwand der Rosenfetischismus „dauernd und plötzlich". Was will man mehr und wie kann man einen so einfachen Zusammenhang verkennen? Das ist mir unfaßlich.

Ein anderes Beispiel, um den Begriff des pathologischen Fetischismus neben dem verwandten vom „physiologischen Gewandfetisch" auf Echtheit zu prüfen. Ich sprach am Ende des XI. Kapitels davon, daß es Männer gibt (keine Homosexuellen!), die einen unüberwindlichen Drang in sich fühlen, sich als Weib zu kostümieren und womöglich in Weiberkleidern zu leben. Ich habe Anfang 1908 in der genannten Abhandlung (vgl. Seite 435) meine Untersuchungen hierüber folgendermaßen zusammengefaßt: „Lange vor der Pubertät regt sich im Knaben ein außergewöhnliches



Der Kopfsprung
Anonyme moderne amerikanische Lithographie
(Verlag Krauert & Fink, Berlin)

Interesse an der Mädchenkleidung, das er in seiner Eigenart als Geheimnis vor dritten Personen hütet: ein Beweis für die originäre erotische Qualität des Gefühls, das, wie es zu gehen pflegt, erst später als solches bewußt wird. In der Regel macht der Knabe, wenn er allein ist, mit den Kleidungsstücken der Schwester die ersten Kostümversuche; er probiert ihre Stiefeln an, zieht ihr Hemd über, bindet ihre Schürze um oder setzt ihren Hut auf. Nicht selten überrascht ihn bei diesen einsamen Versuchen zu seiner Bestürzung die erste Ejakulation. Weiterhin gesellt sich dann der Drang, ein schön gekleidetes Mädchen zu umarmen, zu dem Drang, selber in den Kleidern dieses Mädchens zu stecken. Die Entwicklung variiert nun ungemein. Einige schwelgen in oft wiederholten Maskierungen und in der Beschaffung einer reich gewählten Damengarderobe; sie sind psychisch impotent, wenn sie nicht kostümiert bleiben können, oder wenn sie nicht wenigstens die Ohrringe anbehalten oder nicht vorher in Modejournalen blättern. Einige verfallen sekundär darauf, daß zu ihrer Eigenart ein virilles Weib oder gar ein Mann das gehörige Komplement abgeben müßte. Alle aber leiden an Niedergeschlagenheit, wenn das Leben ihrem Kostümdrang unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt; glücklich oder geistig und sexuell befriedigt sind sie nur, wenn sie ihrem Drange, der verschiedene Stärke aufweist, nachleben können. In Frauenkleidern nehmen sich diese Männer meist linkisch aus, ja grotesk, besonders wenn ihr ausgesprochen männlicher Typus, ihr wilder Bartwuchs und eine formidable Baßstimme ihr Gewand Lügen strafen. Indessen machten sich einige so manierlich, daß ich mit ihnen, ohne Aufsehn zu erregen, auf der Straße spazieren konnte."

Die von mir bearbeitete Kasuistik über normalgeschlechtliche „Kostümleute" überließ ich dann M. Hirschfeld und zog meinen Namen aus dem projektierten gemeinschaftlichen Werk (von A. Kind und M. Hirschfeld) zurück, da die Differenz in der wissenschaftlichen Auffassung evident war. Es ist bemerkenswert, wie verzweifelt sich Hirschfeld in dem 1910 vollendeten Buch (Die Transvestiten) mit dem Begriff des Fetischismus herumschlägt. Sein Bestreben ist, diese Fälle den „sexuellen Zwischenstufen", auf deutsch: den „Männern mit weiblichem Einschlag" und ihren — sage und schreibe — dreiundvierzigmillionensechsundvierzigtausendundsiebenhundertundeinundzwanzig Kombinationsmöglichkeiten hinzuzurechnen. Dazu gehört der Beweis, daß kein Fetischismus vorliege, was immerhin die nächste Vermutung sein dürfte. Nun sagt Hirschfeld, den Fetischismus erkläre man besser als „Teilanziehung". Sprachlich würde dies bedeuten, daß eine Anziehung nur teilweis stattfindet. Gemeint ist, daß ein Teil

481. Das Trikot

Zeichnung von John Jack Vrieslander. Aus der Sammlung „Variété"
Verlag Gurlitt

dieselbe Anziehung bewirkt, wie sonst das Ganze. Nun wirkt hier aber nicht ein Teil der Kleidung, sondern das ganze Kostüm. Folglich handle es sich um keine „Teilanziehung“, und da Teilanziehung dasselbe sei wie Fetischismus, so könnten die Fälle nicht der Rubrik „Fetischismus“ zugerechnet werden.

Die Logik dieser spitzfindigen Rechenkünste scheint mir nicht ganz frei von weiblichem Einschlag. Eine Dame kam mit ihrem Riesenhut nicht glatt ins Eisenbahncoupé hinein und sagte gereizt: Die dumme Tür! Der Schuh ist zwar ein Teil der Kleidung, aber die Kleidung ist auch nur ein Teil von dem, was der ganzen Persönlichkeit zugehört. Geht etwa die „ganze“ Anziehung nur von der Kleidung aus? Andererseits könnte man auch den Schuh als „Ganzes“ bezeichnen, wenn man sieht, daß es Leute gibt, die hauptsächlich von einem Teil des Schuhs, nämlich vom Absatz, angezogen werden. Es ist zwar ein Fortschritt, den medizinisch-pathologischen Ausdruck „Fetisch“ durch den Begriff des anziehenden Teils zu ersetzen; indessen reicht dieser Begriff weder zur Erklärung noch zur wissenschaftlichen Einteilung aus. Für die Auffassung vom Ganzes- und Individualzeichen ist es dagegen unerheblich, aus wieviel Einzelteilen das Zeichen äußerlich besteht. Man könnte nur sagen, daß die Intensität des Begehrens wechselt. Ein römischer Feldherr begnügte sich mit der Sandale der Messalina, die er am Busen mit sich führte und von Zeit zu Zeit hervorzog und küßte. Ulrich von Lichtenstein, der tapfere Minnesänger, veranstaltete eine große Duellreise — in weiblichem Kostüm. Keiner seiner zahlreichen Gegner fand dennoch, er sei geistesgestört oder ein Fetischist oder eine Zwischenstufe, sondern alle erkannten und ehrten den Symbolwert dieses als empfindlich erwählten Genußzeichens, daß dieser Mann mit seinem Sinnen und Trachten beständig im Weibe drin stecke.

412. Amerikanische Strumpfmode
Photo W. Gerlager Berlin 1913

Ein Fall von Verkleidung, dem Abenteuer- und Sensationslust beigemischt war, setzte mehrfach die Öffentlichkeit in Erstaunen. Das eine Mal erzählte der betreffende junge Mann einem Interviewer:

„Am vergangenen Dienstag abend soupierte ich mit meinem Freund in einem Hotel Unter den Linden. Im Laufe des Gesprächs tauchte bei mir der Gedanke auf, ein kleines Abenteuer zu inszenieren. Ich schlug vor, in der Toilette einer Hofdame mir in das kronprinzliche Palais in Potsdam Eingang zu verschaffen und dann unter dem Namen einer Gräfin Kreim in einem Juweliergeschäft einen größeren Bestellung zu machen. Mein Freund hielt diesen Gedanken für unausführbar, und das Ergebnis unserer weiteren Unterhandlungen war eine Wette. Schon am nächsten Morgen trafen wir die ersten Vorbereitungen. Ich erzählte meiner Mutter, daß ich in Potsdam bei einer Theatervorstellung mitwirken würde und trug eine vollständige elegante Damentoilette bereits. Meiner Mutter sah darin natürlich nichts Auffallendes und stellte mir ein schwarzseidenes Schleppkleid, Froufrou, einen Damenhut mit langer Reiherfeder, hohe Lackstiefel, einen Spitzenschal und wertvolles Pelzwerk zur Verfügung. Wir den die Korsett noch einen modernen Perücken zahlten, was man mir eine wirk-

483. Der Fußball. Zeichnung von H. Kranl

lich elegante Hofdame zu machen. Am Mittwoch abend packten wir unsere Schätze in einen Koffer und fuhren nach Berlin. Im Hotel Fürstenhof und im Hotel Adlon konnte man uns kein Nachtquartier gewähren, weil alle Zimmer besetzt waren, und erst im Hotel Monopol fand ich Unterkunft. Am nächsten Morgen erschien mein Freund, und mit seiner Hilfe begann die große Metamorphose. Die Kleider meiner Mutter saßen mir wie angegossen, bald wogte der Federhut auf der Perücke, und ein wenig Puder und Schminke löschten auch den letzten Rest hinweg von dem, was mich verraten konnte. Der große Pfeilerspiegel in meinem Zimmer zeigte eine vollendete Hofdame. Dann verließ mein Freund das Hotel. Wir verabredeten, daß er für mich eine Equipage mit galonierten Dienern zu 2 Uhr nach dem Hotel Esplanade bestellen sollte. Ich selbst verließ unerkannt als Dame das Hotel Monopol und fuhr in einem Automobil in das Hotel Esplanade. Dort empfingen mich zwei Pagen, die mir beim Aussteigen Hilfe leisteten. Ich nahm im Foyer in einem Lehnsessel Platz und ließ die eleganten Herren an mir vorüberdefilieren, denen ich, wie ich mir schien, viel Bewunderung entlockt habe. Niemand aber erkannte mich. Punkt 2 Uhr fuhr meine Equipage vor. Zwei feurige Rappen

486. Porzellanfigur von Görtz 1910

verabreden mich und die beiden gekauften Diener auch nach Potsdam. Da ich noch etwas Zeit hatte, fuhr ich zunächst in das Potsdamer Landgericht und erkundigte mich nach der Adresse eines Staatsanwaltes, von dem ich wußte, daß er auf Urlaub war. Von dort ging die Fahrt in das kronprinzliche Palais, das ich der Verabredung gemäß besichtigen wollte. Die Wachposten ließen mich ungehindert passieren, auch die Lakaien ließen mich eintreten, nachdem ich ihnen die Visitenkarte der Gräfin Armin gezeigt hatte. Eine Besichtigung des Palais wurde aber mit äußerst höflichen Ausdrücken des Bedauerns abgelehnt, da das kronprinzliche Paar zufällig anwesend war. Ich trat deshalb die Rückfahrt an, um mich mit meinem Freund im Café Wirtz in Potsdam zu treffen. Mein Freund war schon anwesend, ich setzte mich aber nicht zu ihm an denselben Tisch, da ich bemerkt hatte, daß mir vom kronprinzlichen Palais aus ein Radfahrer gefolgt war, den ich für einen Geheimpolizisten hielt. Ich verständigte meinen Freund von dieser peinlichen Entdeckung mit Hilfe eines Zettels, den ich ihm durch den Kellner überreichen ließ. Auf dem gleichen Wege machte er mir das Juweliergeschäft bekannt, in dem ich die Brillanten aussuchen sollte. Wir hatten ursprünglich die Absicht, das Geschäft gemeinschaftlich zu betreten, mein Freund hatte inzwischen aber wie es scheint, den Mut verloren, er verließ das Café und fuhr mit der Bahn nach Berlin. Ich selbst fuhr dann zum Juweliergeschäft, bei dem ich durch meinen Freund telephonisch bereits angemeldet war. Man empfing mich mit ausgesuchter Höflichkeit und legte mir eine reiche Auswahl von Perlen und Brillanten vor. Ich bat den Juwelier, die Juwelen in das kronprinzliche Palais zu schicken, aber der Inhaber des Geschäftes erklärte mir, daß vom Palais aus bereits angeklingelt worden sei, daß ich die Sachen gleich mitbringen sollte. Diese Tatsache konnte ich mir nicht anders erklären, als daß mein Freund diesen kaum gut bezeugen hatte als er mich telephonisch anmeldete. Vom Laden aus sah ich zu meinem Schrecken, daß derselbe Radfahrer, der mich vom kronprinzlichen Palais aus verfolgt hatte, sich draußen mit meinem „Bedienten" unterhielt. An den Gesten sah ich, daß sie nicht glauben wollten, was der Radfahrer in sie hineinsagte. Ich ging deshalb hinaus auf die Straße und fragte, was denn los sei. In diesem Augenblick fragte mich der zweifelhafte Radfahrer, der sich später wirklich als Kriminalbeamter entpuppte, wer ich sei. Ich antwortete ihm, ohne viel Umschweife zu machen: „Ich bin Herr K. aus B." Er bat mich darauf, ihm in das Polizeipräsidium zu folgen. Ich bestieg also meine Equipage wieder, und er folgte hinterher auf dem Rade. Auf dem Polizeipräsidium wurde ich sofort verhört. Ich schenkte dem Kommissar natürlich reinen Wein ein, worauf er mir erklärte, daß ich bis zum nächsten Morgen im Polizeipräsidium bleiben müsse. Nachdem ich am Freitag früh vom Untersuchungsrichter vernommen war, wurde ich sofort entlassen. Ich fuhr in meiner Toilette — eine andere hatte ich ja auch nicht — in einem Coupé erster Klasse nach Berlin, schminkte mich ab und begab mich vorläufig in eine Pension.

Die „falsche Hofdame" kam wegen versuchten Betruges vor die Schöffen und brachte dort die üblichen Gutachten über Degeneration und geistige Minderwertigkeit bei, was den Richtern indessen schon lange nicht mehr imponiert. — Viel Aufsehen hat auch ein anderer Fall erregt, wo ein Künstler, der im Zeichen des Genius stand, sich mit Grenzzeichen umgab, um seine Stimmung zu stärken und die künstlerische Produktivität zu erhöhen. Homosexuelle Kreise haben ihn deshalb für sich reklamiert und mindestens taufte man ihn Fetischisten (Abbildung Nr. 461). Es ist Richard Wagner. Ich habe mich schon zu oft darüber ausgelassen, als daß ich hier nochmals darauf eingehen könnte, wie sehr der männliche Künstler der Atmosphäre des Weibes zu seinem Schaffen bedarf. Bei dem einen nimmt es halt diese Ausdrucksform an, bei dem andern jene. Hier eine Rechnung Richard Wagners, in der er einen stattlichen Posten, im Summa für 3000 Gulden, auf einen Zug bei seiner Putzmacherin bestellt.

Im Rüschen. Pariser Plakat von A. Barrère

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind: Die Weiberherrschaft

Albert Langen, München

Rechnung: Gelber Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Lila Atlas 27 Ellen à 7½ fl. — Carmoisin Atlas 20 Ellen à 7 fl. — Blau Atlas 30 Ellen à 7 fl. — Grün Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Hellrot Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Chamois Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Hellgrau Atlas 8 Ellen à 7 fl. — Rosa Atlas 32 Ellen à 7 fl. — Weiß Atlas 31 Ellen à 7 fl. — Brüssierter Seide 20 Ellen à 5 fl. — Weiß 50 Ellen à 4 fl. — Grau 50 Ellen à 3 fl. — Rosa (aus Baumwolle) 100 Ellen à 3 fl. — Blau (aus Baumwolle) 60 Ellen à 3 fl. — Blau (licht) 30 Ellen Atlas-Steppdecke, weiß gefüttert. Rosen-Guirlanden 60 Ellen à 4 fl. — Ferner Rosen zu drei Körben. — 1 weiße Atlas und Stickerei. — 3 Paar Einsätze à 25 bis 30 fl. — Breites weißes mit Guirlande 90 fl. — Stiefel 1 Paar weiß — 1 Paar rosa — 1 Paar blau — 1 Paar gelb — 1 Paar grau — 1 Paar grün, alle in Rosenbouquet à 20 fl. — 1 rosa und 1 blaue Decke à 200 fl. — Spitzenhemd 100 Ellen à 4 fl. — Blondenspitzen 100 Ellen à 1 fl. — 50 Ellen breite à 1 fl. 10 Kr. — Band: rosa à 18 ... Stück Blau, hellgrün, gelb, dunkel und hell. 12 Stück.

Und hier ein Brief an seine Putzmacherin:

Liebes Fräulein Berta! Geben Sie mir doch genau an, wie viel Geld ich Ihnen zu schicken haben würde, wenn Sie mir dagegen einen Hausrock nach der beiliegenden Angabe lieferten. Die Farbe würde Rosa sein, nach einem der beiliegenden Muster, welche ich mit 1 und 2 bezeichnet habe, damit Sie mir die Preise von beiden berechnen, von denen ich vermute, daß sie verschieden sein dürften. Der von Nr. 2 ist etwas steif und im Rücken gering — vermutlich österreichisches Fabrikat — doch ist mir die Farbe angenehm. Also — genaue Berechnung. — Von dem Blau wähle ich nach dem beiliegend zurückgelassenen Muster, welches hoffentlich nicht zu teuer ist. Ich brauche 18 Ellen. Wenn Sie nicht mit dem zu den neuen Aufsätzen bestimmten Gelde ausreichen, so schicke ich hier noch 25 Taler, welche Sie mir gefälligst verrechnen. Schicken Sie mir mit dem blauen Atlas jedenfalls noch für 10 fl. von den vergessenen ganz schmalen Blonden zu Hemdgarnituren. Sie wissen, etwa ein Zoll breit. Frau von Bülow erwartet Ihre Rechnung für die Mappe, welche Sie früher verfertigen wird. Also — wieviel würde mich der beiliegend bezeichnete Hausrock kosten? Besten Gruß Ihr ergebener Rich. Wagner.
Luzern, 1. Febr. 1867.

Nachschrift: Rosa Atlas. Mit Eiderdaunen gefüttert und in Carreés abgenäht, wie die graue und rote Decke, welche ich von Ihnen habe, nicht schwer, derselbe sich Ober- und Unterstoff zusammen abgenäht. Mit leichtem weißem Atlas gefüttert. Die untere Rockweite auf sechs Bahnen Breite, also sehr weit. Dazu extra angesetzt, nicht auf das Gesteppte angenäht — eine geschoppte Rüsche vom gleichen Stoff, ringsum; von der Taille an soll die Rüsche nach unten zu in einem immer breiter werdenden geschoppten Einsatz (oder Besatz) ausgehen, welchen das Notizblatt abschließt. Sehen Sie genau dieselbe Zeichnung an! unten soll dieser Aufsatz oder Schopp, welcher besonders reich und schön gearbeitet sein muß, auf beiden Seiten sich bis zu einer halben Elle Breite ausdehnen und dann oben aufsteigend bis zur Taille sich in die gewöhnliche Breite der rings einfassenden geschoppten Rüsche verlieren. Zur Seite des Schoppens drei bis vier schöne Maschen vom Stoff. Die Ärmel, wie Sie mir dieselben zuletzt in Graz gemacht haben, mit geschoppter Einfassung — reich; vorn eine Masche und eine breitere, weitere, inwendig unten ein herabhängender Tüll. Dazu eine breite Schärpe von 1¼ Ellen die volle Breite des Stoffes, nur in der Mitte etwas schmäler. Die Achseln schmäler, damit die Ärmel nicht herabgleiten. Sie wissen. Also unten sechs Bahnen Weite (gesteppt) und zu jeder Seite noch eine halbe Elle weiter Schopp vorne. Somit unten sechs Bahnen und eine Elle breit.

485. Seidene. Pariser Reklamekarte

486. Baumwollene. Pariser Reklamekarte

487 Rückenakt. Lithographie von Walther. 1900

Die Neue freie Presse in Wien hatte seinerzeit diese Geheimnisse eines Künstlerdaseins ausgeplaudert und darauf entstand denn auch unsere Karikatur Nr. 461. Sechzehn Seelen wandern im Wertartikel: Sadist, homosexuell, hautkrank (!), Fetischist, Transvestit, femininer Einschlag. Keins leistet zum Lebwesen der Diagnostiker ganz zu. Die Bahn ist also noch frei für neue Spitzenreiter der pathologischen Moral. Man schreibe einen Wettbewerb aus für den nächsten Psychiaterkongreß: Die Krankheit Richard Wagners. Für diesen Wettbewerb empfehle ich auch den öfter zitierten Heinrich Heine als diagnostisches Thema. Denn dieser entblödet sich nicht, in den „Bädern von Lucca“ folgendes zu erzählen: „In frischer Weise hielt er seine Morgenrede vor Signora Franzeska, die, noch halb schläfrig, ihn kaum anhörte, und als er zum Schluß um die Erlaubnis bat, ihre die Füße, wenigstens den linken, küssen zu dürfen, und zu diesem Geschäfte mit großer Sorgfalt sein gelbseidenes Taschentuch auf dem Fußboden ausbreitete und darauf niederkniete, streckte sie ihm gleichgültig den linken Fuß entgegen, der in einem allerliebsten roten Schuh steckte, im Gegensatz zu dem rechten Fuße, der einen blauen Schuh trug, eine deutliche Koketterie, wodurch die zarte, niedliche Form der Füße noch merklicher werden sollte. Als der Marchese den kleinen Fuß ehrfurchtsvoll geküßt, erhob er sich mit einem ächzenden ‚O Jesu!‘ und bat um die Erlaubnis, mich, seinen Freund, vorstellen zu dürfen, welches ihm ebenfalls gähnend gewährt wurde, und wobei er es nicht an Lobsprüchen auf meine Vortrefflichkeit fehlen ließ, und auf Kavalierparole beteuerte, daß ich die unglückliche Liebe ganz vortrefflich besungen habe. Ich bat die Dame ebenfalls um die Vergünstigung, ihr den linken Fuß küssen zu dürfen, und in dem Momente, wo ich dieser Ehre teilhaftig wurde, erwachte sie wie aus einem dämmernden Traume, beugte sich lächelnd zu mir herab, betrachtete mich mit großen, verwunderten Augen, sprang freudig empor bis in die Mitte des Zimmers und drehte sich wieder

488 Die Trauerstrümpfe
Zeichnung von Heilbronn [?] 339

unzählige Male auf einem Fuße herum. Ich fühlte wunderbar, wie mein Herz sich beständig mitdrehte, bis es fast schwindlig wurde."

Den Zeichnern geht es manchmal gerade so: ihr Herz dreht sich beständig mit. So kommen „Stiefelparaden" zu stande, wie die von Bertall (Abbildung Nr. 498), oder Studien über die „Physiognomik der unteren Extremitäten", wie Abbildung Nr. 465. Der Amerikaner R. Culby hat sich sogar in die „Hunde-Perspektive" hineingedacht und die Unterschiede zwischen männlichem und weiblichem Stiefel dicht vor die Augen gerückt (Abbildung Nr. 477). — Schenn wie uns noch ein wenig um, was die Künstler sonst für Beinzeugen dargestellt haben. Das Trikot bedeutet die Plastik des ganzen Körpers. Wir sehn es bei Penot (Abbildung Nr. 483) und bei Jules Jack Vriesländer (Abbildung Nr. 481). Letzteres Blatt ist, wie die früher reproduzierte Zeichnung auf Seite 89, der Sammlung „Ansichte", Verlag H. Seemann Nachf. Leipzig, entnommen. Das

Fu*

483. Die Maskierenderin. Zeichnung von A. Bassin.

ganze Damenkostüm spielt seine unzweideutige Rolle als Kennzeichen in Cruikshank's „Transvestiten" von 1818 (Abbildung Nr. 401). Cruikshank nannte diesen Mann damals einen „Dandy", ich glaube, er war mit seiner Namenwahl nahe im Recht. Der Stutzer markiert stets den Liebesritter und gibt aus diesem Grunde seiner Kleidung den weiblichen „Aufschlag". Er trägt das Geschlechtszeichen so öffentlich mit sich herum, wie am liegend ein Minnesänger die empress. Daher rührt überhaupt das geckenhafte Bestreben, „auf Triller" zu gehn (Abbildung Nr. 451). Der „Pater in Unterröcken" auf Abbildung Nr. 454 dagegen ist ein kleiner Furchtsam, unter dem Original steht folgendes Verslein, das Aufklärung gibt: „Pater Cyrill, der stets mit Liebe für die Jugend

sorget, hat, vor dem Waffenladen erschreckt, Busentuch, Camisol und Haube sich geborgt und auf gut Glück — versteckt!" Ein Karikaturenscherz von 1846

Neben dem „leblosen" Gefamilienstück des Weibes steht als paralleles Grundzeichen das „leblose" Abbild ihrer gesamten Körperlichkeit: die Statue und die Wachspuppe. Das griechische Folklore erzählt von Pygmalion, daß er aus Elfenbein ein schönes Weib schnitzte und sich heftig in diese Figur verliebte, bis sich Aphrodite seiner Sehnsucht erbarmte und den toten Gliedern Leben einhauchte. In dieser Legende ist natürlich Ursache und Wirkung verwechselt. Ein Weib ist bildschön und ihre Haut ist wie Elfenbein. Sie ist ein lebendes Bild und das Bild lebt. Aber angenommen: Pygmalion schuf eine Statue. Woher nahm er denn die Kenntnis der Formen? Doch von dem lebenden Weib, das ihm am meisten gefallen hatte. Darf ihn ihr Portrait nicht faszinieren? Leo Taxil, der geschäftige Mystifikator der Ultramontanen, ein Lügen-Genie erster Ordnung, hat aus seiner Bücherfabrik auch Schriften über Bordellpraxis hervorgehen lassen, angeblich zur Sanierung der moralischen und administrativen Verhältnisse, in Wahrheit von Geschäfts wegen. Diese Bücher sind allerdings beweisend — für die Phantasie des Autors. Darin findet man auch den Fall eines Mannes, der natürlich Graf und natürlich siebzig Jahre alt sein muß. Dieser Graf von siebzig Jahren also steht im Gewand eines Bildhauers mit Schlägel und Meißel vor einem Postament mit drehbarem Sockel und bewundert die Phryne, die darauf als lebendes Bild thront, als „sein" Werk. Er nimmt nun alsbald den Pygmalion (vgl. die Abbildungen Nr. 76 und 441), kniet nieder, betet an, streichelt, bis die Bildsäule die Augen aufschlägt und Hand und Fuß zu rühren beginnt (Honorar 100 fr. pro Sitzung). Der „Greis" ist aber bereits so befriedigt wie möglich und mimt vor der erwachenden Statue Reißaus. Die Geschichten französischer Romanzers, in denen besagter „Greis" auftritt, sind immer verdächtig: nur nicht den Pathologen. Sie haben denn auch flugs einen „Pygmalionismus" gegründet und weiterhin heftig Tinte darüber verschwendet, ob und in wie weit nicht nur die Liebe zum lebenden Bild, sondern im speziellen auch die sog. Liebe zum leblosen Bild als eine zwischen erotischem Symbolismus und Nekromanie (Leichenschändung) in der Mitte liegende Perversion anzusehen sei. Na, daß nicht die Hühner lachen! So viel Geschrei und so wenig Wolle. Nicht die Greise, sondern alle jungen Männer sind heutzutage voll von Statuen-Eindrücken, weil sie den weiblichen Körper zuerst an ihnen kennen lernen und auch dazu falsch (Vgl. Seite 46/47). Und gar die wächsernen Damen in den Schaufenstern stiften erst ästhetische Irrtümer der Auffassung. Sie gehn und stehn und sitzen herum, blühend vor Schönheit, rosig und schmachtend, ondulliert, frisiert, manikürt, in den teuersten Unterröckchen und Korsetts, und manche haben noch einen Automaten im Leibe, der sie lächeln, ab und zu ein elegantes Stiefelchen (Marke Tetschle junior) vorgestrecken. Artur Fürst sagt am Schluß eines technischen Artikels über Wachsfiguren: „Mancher Jüngling mag da eine Pygmalionumwandlung in sich verspüren und drauf und dran sein, sich in solch eine wächserne Schöne zu verlieben". Guter Jüngling, tu's nicht! Du wirst zu einem Mitleiding zwischen

490. Gebet
Exlibris von A. Beardsley. 1901

491 Die Brüstung. Federskizze von Heinrich Kley 1910

Sexualverbrechens und Leichenschändung, und die Psychiater bewiesen dir, daß schon deine Großtante pervers war.

Ich sollte meinen, das Genußzeichen der gesamten Körperlichkeit des Weibes würde selbstverständlich stärker, als die Genußzeichen der einzelnen Körperteile. Jede Aktmalerei, und mag sie noch so „keusch" sein, ist, recht besehen, ein ebenso lebloses Stück Leinewand, wie der Marmor leblos ist. Indessen, genug davon. Wir haben noch eine Reihe von Bildern mit Genußzeichen zu betrachten. Das Wichtigste ist die Hüftregion des Weibes, welcher Region die Pathologen bisher nur zaghaft näher getreten sind, indem sie einen — mit Respekt zu sagen — Podexfetischismus daraus herauszauberten. Die Unentwegten versteigen sich allerdings noch weiter und behaupten, es gebe einen pathologischen Genitalfetischismus, womit sie ihre eigene Definition, daß sich der Fetisch vom Zentrum der Liebe entferne, ad absurdum führen. Heine war von diesem Brimborium noch nicht eingeschüchtert, als er die Göttin Hammonia besang:

Und als ich auf die Drehbahn kam,
Da sah ich im Mondenschimmer
Ein hehres Weib, ein wunderbar
Hochbusiges Frauenzimmer.

Ihr Antlitz war rund und kerngesund,
Die Augen wie blaue Turkosen,
Die Wangen wie Rosen, wie Kirschen der Mund,
Auch etwas rötlich die Nase.

Sie trug eine weiße Tunika,
Bis an die Waden reichend,
Und welche Waden! Das Fußgestell
Zwei dorischen Säulen gleichend.

Die weltlichste Natürlichkeit
Konnt man in den Zügen lesen;
Doch das übermenschliche Hinterteil
Verriet ein höheres Wesen.

Ich erwähnte auf Seite 62 jene neuerdings gefundenen diluvialen Reliefskulpturen, die allerältesten Abbilder des menschlichen Weibes, die wir gegenwärtig kennen. Sie sind so alt, daß diejenigen, die sich ohne Zahlen nicht zufrieden geben, zwischen dem mutmaßlichen Alter von hunderttausend und zehnmal soviel Jahren hin und her schwanken. Diese Figuren haben alle das „übermenschliche" Hinterteil der Göttin Hammonia. Sie haben auch einen so übermenschlichen Bauch, wie ihn sich nicht mal Goltzius hat träumen lassen (vgl. Seite 56). Da diese Abbilder zweifellos erotische Ideale und männliches Wunschbegehren ausdrücken, so werden die Pathologen hoffentlich nicht zögern zu erklären: im Anfang war — der Fetischismus! Vielleicht ergibt sich dann weiter, daß der Wissenschaft nur eine ganz harmlose Verwechselung unterlaufen ist und daß das so selten vorkommende „Normale" eigentlich das Pathologische sei . . .

Im Kapitel I sind schon eine Reihe hierhergehöriger Bilder besprochen worden. Eine Nachlese gewähren noch die Abbildungen Nr. 220, 406, 449 und 487. Von ihnen allen wäre zu wiederholen, was ich vom Augenwinkel des Betrachters auf Seite 72 gesagt habe. Das schönste Blatt ist der „Amateur" (farbige Beilage), eine Lithographie nach einem Gemälde von L. Dalanche

Ich lasse dahingestellt, ob dieser vornehm Rokokoherr, gleich Gulden in Arm, auf dem Rücken der Venus irgend ein englisches Vers- oder ein kanonisches Schönheitsmaß abgibt. Das ganze ist für mich nur die liebenswürdige Darstellung eines feinen Kunstkenners. Sollte sich aber jemand mit einer Dissertation die ersten Sporen in der Pathologie verdienen wollen, so mache ich ihn auf folgende herrliche Ingredienzien aufmerksam, die seinen Ruf als getriegten Diagnostiker mit einem Schlage begründen können. An der Wand hängt das Bild der Geliebten, die Rosen an ihrem Busen hat er expreß in natura auf den Tisch gestellt (Rosinenfetischismus). Die Skulptur ist eine Variante des bekannten Motivs „Amor wird von Venus gezüchtigt" (Flagellantismus mit masochistischem Einschlag: Page und Domina). Puder, Parfüm, Spitzen und damastene Schlafrock bezeugen feminine Rolle und Transvestitismus. Die Beziehung zwischen Miniaturporträt der Geliebten (linke Hand) und dem Befühlen des Marmors überhaupt (rechte Hand) ist unverkennbarer Pygmalionismus. Die Stellung der lauernden Venus betont auffällig den Teil des Rückens, wo

492 Krankenpflege. Zeichnung von A. Wilcke

er aufhört, einen gesellschaftsfähigen Namen zu tragen Pedersfreischärmus Das Bruschen am Bader kann nur ein billet d'amour sein, und aus dem ganzen Zusammenhang der bekanntlich schamlosigen Perversen ist auf Schriftsadismus zu schließen. Der ganze Habitus des „Patienten", sein weiblich großes Auge, die etwas fliehende Stirn, die mangelhafte Knorpelbildung des Ohres, das starke Kinn mit den negerartigen Lippen, die etwas rhachitischen Unterschenkel gestalten den Schluß auf psychopathische Degeneration. Von den Vorfahren ist nichts bekannt Es wäre die vorläufige Überführung in eine maison de sante angeraten, und falls Patient mit dem Strafgesetz kollidiert, dürfte ihm mit einem entsprechend honorierten Gutachten betreffend vorübergehende Geistesstörung zur Zeit der Tat unter die Arme zu greifen sein.

Das Genußzeichen des Busens hat in der Kunst seine besonderen Motive. Für die symbolische Darstellung der Fruchtbarkeit (z. B. Abbildung Nr 47) ist keine bemerkenswerte Erfindungskraft aufgewandt. Von größerem Interesse ist etwa das Motiv der Milchstraße, des Andreas und seine Schale bevorzugten. Die „Kellnerung" Heinrich Kley's (Abbildung Nr 491) ist eine sprachliche Metapher Weiterverbreitet ist das Motiv von Cimon und Pero (Abbildung Nr 445). Die gute Tochter rettet nach der Legende den Vater vom Hungertode im Gefängnis. Hieraus entspringt das Motiv der wohltätigen Marketenderin (Abbildungen Nr 489 und 492), die den verwundeten Krieger labt Es ist unnötig zu sagen, daß sowohl Pero wie die Marketenderin die Schale ein und desselben psychologischen Kerns bilden. — Endlich erwähne ich noch, da ja der Raum ein genaueres Eingehn nicht zuläßt, das Haar als ein sehr intensiv wirkendes Genußzeichen. Der Schattenriß Nr. 493 bringt das sehr hübsch zur Anschauung. Das Haupthaar ist auch in hohem Maße Individualzeichen, und so kommt es, daß auch der männliche Kopfschmuck hier eine Rolle spielt Nach der, durchaus nicht begründeten, Volksauffassung ist starkes Haupthaar identisch mit männlicher Kraft. Vgl. hierzu die Bilder von Simson und Delila (Nr. 438, 439, 442, 444), auf die ich in Kapitel XV nochmals zurückkomme.

493. Bei der Toilette

Anonymer Schattenriß. Um 1830

Der Tragsessel. Anonymer Farbenkupfer des 18. Jahrhunderts

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

404 Die Zentaurin. Pompejanisches Wandgemälde

XIV
Das Sklaventum

In der Begründung eines gerichtlichen Urteils gegen eine spottschlechte Serie von sogenannter Unterhaltungsliteratur heißt es: „Für das Sklavenleben besteht heute im Publikum nur noch ein geringes Interesse, sodaß unmöglich der Verleger und Verfasser darauf spekuliert haben können." Das geringe Interesse mag schon richtig sein. Aber zu welcher Zeit war es je im deutschen Publikum größer? Dennoch hat das andauernd geringe Interesse im ganzen 19. Jahrhundert eine große, rein sachliche und nicht „unterhaltende" Literatur hervorgerufen. Die Ansicht des Urteilverfassers kann nur so einen Sinn haben, daß es noch andere und lebhaftere Interessen im Publikum gibt. Dann sind wir einig. Es reizt mich indessen, einzig aus ein paar großen Tageblättern zur Zeit, da das Urteil erging, Notizen und Diskussionen über dasselbe Thema zu entnehmen und dann nochmals die Frage zu erheben: heißt das geringes Interesse? Man weiß, nach welcher Rücksicht die Zeitungen ihren Stoff auswählen. Fähig sind sie, alles und jedes zu bringen und noch was

dazu. Aber das Netz, mit dem sie aus dem Tohuwabohu fischen, trägt die Universalpatentmarke „Aktuell“. In dieser einzigen Beziehung ist das endlose Heizpapier verläßlich. Aktuell ist, was Herrn und Frau Publikus gerade an diesem Morgenkaffee „interessiert“. Aufs Tüpfelchen genau. Man faltet das Blatt auseinander und weiß, es wird drin stehen. Nur des Montags früh ist die ganze Welt uninteressant, und die Sklaverei dazu.

Beginnen wir also am Dienstag. Marokko ist aktuell ... und wer jemals über die Kulturzustände etwas gelesen hat, die in Marokko herrschen, wird nur wünschen, daß dieses Land, je eher desto besser, aufgeteilt und der europäischen Kultur zugeführt werde. Allerdings empfinden die Marokkaner ihre Sitten ganz anders als wir, und wenn man einmal dort einen Sklavenmarkt beiwohnen könnte, würde man sich gewiß empören darüber, daß solche Zustände überhaupt noch möglich sind. Wie bei einem unserer Viehmärkte das Vieh, so werden dort Männer und junge Mädchen auf den Markt in Marrakesch, der südlichen Hauptstadt des Reiches, gebracht, oder in einem der Basare von Fez oder anderen Orten. In Marrakesch ist der bedeutendste Sklavenmarkt. Hier findet ein solcher regelmäßig dreimal in jeder Woche statt. Neger und Negerinnen aus den nördlichen Gegenden des Senegals sind hier ausgestellt, oft aber auch maurische Männer und Frauen, deren Stamm von Soldaten des Sultans besiegt wurde. Der Verkäufer hebt alle Schönheiten seines Sklaven oder seiner Sklavin hervor, der Käufer sucht Fehler und Mängel zu entdecken. Die bedauernswerten Opfer müssen tun, was ihnen befohlen wird, werden betastet und befühlt, ein Feilschen geht vor sich wie auf dem Krammarkt in unseren Dörfern, und lange dauert's bis man über einen Preis einig geworden ist. Die Sklaven selbst fügen sich mit Gleichmut ins Unvermeidliche, und so werden Eltern von Kindern, und Geschwister von Geschwistern auf immer getrennt.

Am Mittwoch ist der Congo dran. Caplain H. hat ein Buch darüber geschrieben. Er gab einen erschütternden Bericht über die unaussprechlichen Grausamkeiten, die sich die Belgier den Negern gegenüber zu Schulden kommen lassen. So unmenschlich wirtschaftet kein anderes modernes Volk. Es herrscht dort keine Spur von Gesetz und Recht, die Willkür der Beamten ist einzig und allein maßgebend; Neger werden für die geringste Kleinigkeit gefoltert, gehängt oder erschossen, Negerinnen werden bis zur Zerfleischung gezüchtigt oder die Brüste abgeschnitten. Die Daily News, die heute ihren Leitartikel diesem Gegenstande widmet, erzählt, daß die belgische Regierung es der belgischen Presse verboten habe, irgend welche Kritik gegen die Congo-Verwaltung zu veröffentlichen. Noch mehr, sie wandte sich an die englischen Gerichte mit dem Verlangen, das Buch zu konfiszieren! Die Grausamkeiten, sagt das genannte Blatt, die im Congo verübt werden, sind noch schlimmer als die in Macedonien, und die Verantwortlichkeit unserer Regierung ist noch größer.

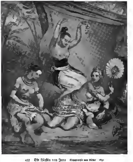
Pünktlich ist am nächsten Morgen „unser“ Spezialkorrespondent da, der sich selber den Congo besehen und alles all right gefunden hat. Von Grausamkeiten habe ich während meiner Reise weder etwas gesehen noch gehört, nur zweimal bekamen Neger der versammelten Kriegsvolk 25 Hiebe mit dem Kiboko, der Nilpferdpeitsche, ein Ereignis, das man in jeder anderen Kolonie fast täglich sehen kann. Im großen und ganzen habe ich im Gegenteil den Eindruck gewonnen, als ginge es zwischen Europäern und Negern etwas zu gemütlich zu, und als begegneten namentlich die Askari ihren Vorgesetzten nicht mit dem Respekt, wie man es z. B. in Deutsch-Ostafrika gewohnt ist. Widersetzlichkeiten kommen nicht selten vor, und Desertionen sind an der Tagesordnung. Die Soldaten sind sehr schlecht bezahlt und verdienen nur etwa ein Drittel von dem, was unsere Schutztruppler bekommen. Nach Beendung der mehr wie eine Spielerei anmutenden Exerzitien am frühen Vormittag, die etwa eine Stunde dauern, müssen sie Feld-, Bau- und andere Arbeiten verrichten

495 Vornehme Dame mit Mohrenpagen. Gemälde eines unbekannten Meisters der holländischen Schule

Das wirkte natürlich ungünstig auf den Geist der Truppe ein. Die Offiziere und Beamten haben mit dieser noch halbwilden Gesellschaft einen schweren Stand, und es ist schon nicht leicht, sie einigermaßen in Ordnung zu halten. Auf den Stationen geht es noch, aber auf der Reise im Busch hört die Kontrolle mehr und mehr auf. Wer im Innern von Afrika gewesen ist und seine Augen offen gehalten hat, wird stets bemerkt haben, daß sowohl der Träger als auch die Askari die Autorität des Europäers für ihre eigenen Zwecke mißbrauchen, meist mit Erfolg, da eine Kontrolle natürlich fast unmöglich ist. Die Leute der Europäerkarawane bilden sich ein, den armen Dorf- und Buschbewohnern gegenüber als Herren auftreten zu können, sie brandschatzen und plündern, was sie nur können. Sie halten sich durch die Person des Europäers gedeckt, ja sie drohen den Eingeborenen sogar mit einem Strafgericht des Europäers, wenn sie sich nicht willig zeigen. In den Gegenden, wo die Eingeborenen noch roh und unerfahren sind, haben die Marodeure meist Glück, denn selten wagt es einer aus Furcht vor Strafe, eine Anzeige zu erstatten. Einige Bukobaleute wollten in Ruanda auch nach bekanntem Muster verfahren, die Ruandaleute beklagten sich jedoch bei mir, und ich habe ihnen stets zu ihrem Recht verholfen. In den Gegenden des Kongo, die ich bereist habe, steht der Neger noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe und unterscheidet sich nur wenig von den großen Affen, die da vergnügter als er im Busch herumspringen. Für die Askari und die Träger gibt es nun keine bessere Gelegenheit, auf Kosten anderer in dulci jubilo zu leben. Erpressungen, Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten werden ohne Vorwissen des Offiziers und der Beamten verübt. Und diese werden, falls einzelne solcher Taten durch Zufall ans Licht kommen, von der zivilisierten Welt dafür verantwortlich gemacht. So entstehen die meisten Gerüchte von Grausamkeiten der Verwaltung des Kongostaats.

496. Die Republik mit dem Kantschu
Satire auf die Lehre von der Freiheit und Gleichheit der Menschen in der amerikanischen Republik. 1850

Am Freitag sprach der Kolonialminister im Reichstag: Wir befinden uns in Deutsch-Ostafrika augenblicklich in einem wirtschaftlichen Stillstand. Die bisher dort bestehenden wirtschaftlichen Formen haben die Haussklaverei zur Grundlage gehabt. Im englischen Ostafrika war die Aufhebung der Haussklaverei unbedenklich, weil dort neue wirtschaftliche Formen in der Entwicklung begriffen sind. Auch wir sind der Ansicht, daß die Haussklaverei abgeschafft werden muß und daß es sich bei dem jetzigen Zustande nur um einen Übergangszustand handelt. Wir werden, sobald wie irgend möglich, die Haussklaverei beseitigen. Das war auch der Sinn der Ausführungen, die der Gouverneur vor einiger Zeit im Kolonialverein gemacht hat. Es muß aber doch einige Geduld geübt



497 Die Fürstin von Java Lithographie von Dieter 1840

werden. Im übrigen sprach der Gouverneur die Erwartung aus, daß auch der Bau der Ugandabahn dazu beitrage, die kulturelle Höhe Ostafrikas zu heben. Es sind Verordnungen gegen die Sklaverei erlassen, in Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika. In Kamerun sind Schritte getan, um die volle Abschaffung der Sklaverei sobald als möglich zur Wirklichkeit werden zu lassen. In Deutsch-Ostafrika ist angeordnet, daß Sklavenverkäufe nur noch stattfinden können nach Gehör des Sklaven selbst und vor Behörden. Öffentliche Sklavenmärkte existieren nicht mehr. Die Haussklaverei ist ganz erheblich eingeschränkt. So dürfen die Haussklaven an zwei Tagen der Woche für eigene Rechnung arbeiten. Es sind im letzten Jahre 2037 Freibriefe erteilt worden gegen 1527 im Jahre vorher. Es sind also bereits erhebliche Erfolge im Kampf gegen die Sklaverei erzielt worden.

Sonnabends schallen wieder Stimmen aus England herüber. Colonel H. berichtet aus dem östlichen Angola: Alle Tage sieht sich Spuren des Sklavenhandels. Die Bäume zu den Seiten des

498 Die korpulente Herrin. Kupfer von R. Rowlandson 1796

Weges hängen voll unbrauchbar gewordener Hand- und Fußschellen, durch die einer, aber auch zwei, drei und sechs Sklaven zusammengefesselt waren. Von der Sonne gebleichte Schädel und Knochen liegen da, wo die Opfer des Zuges hinsanken, und starren die Vorüberziehenden mit mitleidslosem Grinsen an — unwiderlegliche Zeugen des schauerlichen Handels. Gestern begegneten wir zwei Karawanen, und heute eine, die mit ihrer lebenden Ware nach Bakunda zogen. Jeder Tag bringt Wiederholungen dieser fürchterlichen Bilder längs des Weges. Heute erblickte ich die Leichen von fünf Eingeborenen in verschiedenen Stadien der Verwesung. Wenn fünf vom Anfang aus zu sehen waren, so schien ich mich anzudenken, wie viele ein wenig weiter hineingeschleppt und dort abgetan worden sein mögen. — Immer mehr menschliche Überreste finden wir, hier zeigt sich im Schädel, von der Axt eines Sklavenhändlers eingeschlagen, und der Körper zeugt deutlich von den Qualen des Todeskampfes. Mit jedem kranken Mann in einer Sklavenkarawane, der nicht weiter gehen kann, wird in dieser Weise kurzer Prozeß gemacht. — Und Mister N. schließt sich in der Schilderung der Örtlichkeit an: Zweimal durchwanderte er selbst das Land — überall sah er unzählige Fesseln an Bäumen hängen oder am Boden liegen, Schädel und Gebeine auf dem Wege selbst oder dicht daneben im Busche liegen, überall die verwesenden Leichen erschlagener Männer und Frauen, zuweilen mit dem klaffenden Spalt von dem Axthieb im Schädel. Auf die gleichen traurigen Spuren der langen Züge gefesselter Menschen stößt der Reisende, allerorts auf dem langen Wege von Nanalandanda tief im Innern des Kontinents bis weit zur Küste im Westen, und wieder besonders häufig, wenn er sich Catumbella nähert, dem alten, nahe am Strande gelegenen Sklavendepot unweit der großen Hafenstadt Benguella, wo die größten Posten dieses

455. Mit Hilfe des Sklavenaufsehers. Aquarell von A. Kroeber.

„menschlichen Viehs" nach ihrem Bestimmungsorte eingeschifft werden. Aber nicht allein auf den Kakaoinseln, sondern auch in Angola selbst werden fast alle Pflanzungen mit Scharen von Arbeitern bewirtschaftet, welche tatsächlich Sklaven sind. Dort verrichten sie ihre Arbeit in Trupps, die von Aufsehern mit Nilpferdpeitschen oder langen, scharf zugespitzten Stäben bewacht werden. Gebaut wird auf dem Festlande Kaffee, Zuckerrohr (zur Branntweinbereitung) und namentlich die süße Kartoffel, aus der die giftige Art Rum gewonnen wird, die zu einem der wichtigsten Tauschmittel im Verkehr mit den Eingeborenen benutzt wird. Auch alle Hausarbeiten werden durch Sklaven besorgt, die das absolute Eigentum ihrer Herren sind, die sie behalten oder verkaufen oder behandeln, wie sie wollen. Was diese Behandlung bedeutet, kann jeder erfahren, der in der Nacht in Catumbella, Benguella oder Mossamedes umhergeht und das Brüllen von neuen Sklaven, die mit der Nilpferdpeitsche „gezähmt" werden, in seine Ohren gellen hört. So sehr ist der Sklavenhandel im Schwange,

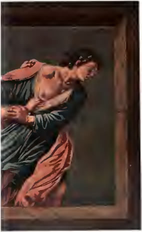
500. Französische Spielkarte

daß, wie General Joubert-Pinaar erzählt, in Angola Sklavenzucht in derselben Weise wie Viehzucht für den Markt betrieben wird. Eine Frau in Mossamedes unterhielt eine Farm, wo sie Sklaven im großen züchtete, wie Pferde oder Ochsen auf andern Farmen gezüchtet werden. Wer einen Sklaven oder eine Sklavin kauft, der kann auch deren Nachkommenschaft dazu erwerben, wie mit der Stute das Füllen. Die Pflanzer, die der Sklaven, etwa 4000 im Jahre, nach den Kakaoinseln schaffen, haben ihr Geld wohl angelegt. Nie kehrt einer von dort nach seiner Heimat zurück, trotzdem es die portugiesische Regierung an papierenen Verordnungen, von denen eine sogar einen Repatriierungsfonds vorschreibt, nicht hat fehlen lassen, und kein „Kontrakt" auf länger als fünf Jahre lauten darf. Die Behandlung auf den Pflanzungen selbst ist nicht allzu schlimm, da die Ware teuer ist. In Benguela kann man einen Jungen für 200 und ein hübsches Mädchen für 500 Mark bekommen. Aber der Preis für einen guten „Servical" per Lieferung auf den Inseln selbst erreicht 700 und selbst 800 Mark. Daneben wird den Leuten ein „Lohn" von etwa fünf Mark pro Monat ausgezahlt. Krankenwärter und gute Dienstboten erhalten auch erheblich mehr. Aber wer der Gefangenschaft oder dem angestammten Kraal zu entfliehen sucht, dem droht schwere Auspeitschung, und gegen Sklaven, die in den Wäldern Zuflucht suchen, werden förmliche Jagden veranstaltet. Das schlimmste Übel sind nicht die Zustände auf den Inseln selbst, sondern die Sklavenkarawanen und Sklavenzüge im Innern, ohne die jene nicht möglich sind. Noch immer haben die Berechnungen Livingstones Geltung, daß von zehn Geraubten nur einer lebend die Küste erreicht, während die anderen, mit List und Gewalt ihrer Heimat entführten Opfer des schimpflichsten Handels unter unsäglichen Mißhandlungen und Qualen elend auf dem Wege verkommen. Gegen dieses seit Menschengedenken herrschende, wohlorganisierte System, auf dem die jetzige wirtschaftliche Rentabilität und die — Steuerkraft von San Thomé und Principe begründet sind, geht die portugiesische Regierung mit unzureichenden Mitteln vor. Vielleicht regt sie der von Nevinson angeregte Gedanke eines internationalen Boykotts portugiesischen Kakaos zu kräftigerer Betätigung der auch Engländer und Schwarze ausschließenden, allumfassenden

501. Gewöhnliche Übung. Englischer Kupfer von [illegible]

Die rasent

Farbiger Stich von Edouard Gautier um 1780 nach



e Potiphar

inem Gemälde von Alessandro Veronese (1582–1648)

502. Das Wechseln des Hemdes. Kupferstich von Brunck nach Bodjot

Menschenliebe an, die allsonntäglich von den Priesterscharen, davon es in Portugal wimmelt, gepredigt wird.

Am Sonntag, wo man mehr Zeit hat, erscheint dann im „Unterhaltungs"-Teil das beliebte Feuilleton, das infolge auf die Versteckheit der Quellenangabe einem Wunderkabel gleicht. Diesmal behandelt es die Sklavenjagden . . . aber völlig zu beseitigen war die afrikanische Sklaverei bisher nicht, denn sie ist eine alte soziale und wirtschaftliche Institution dieses Erdteils, welche die kolonisierenden Völker immer noch respektieren müssen, wenn sie sich nicht ins eigene Fleisch schneiden wollen. Soweit sie nur Haussklaverei ist, ist sie verhältnismäßig harmlos, denn es bedarf ja meist keiner frischen Zufuhr von außen, die Haussklaven ergänzen sich selbst. Man hat aber, wie die

303 Im russischen Frauengemach Gemälde russischer Meister

österreichische Monatsschrift für den Orient konstatiert, erst kürzlich wieder sehen müssen, daß die früheren Sklavenjagden noch existieren. Es bilden vor allem noch gewisse Teile des Sudans und Äquatorialafrikas den Schauplatz von Sklavenjagden, deren Ausbeute vornehmlich durch die Sahara einerseits nach Marokko, andererseits nach dem türkischen Nordafrika ihren Weg nimmt, von wo sie dann später nach dem türkischen Asien und Europa geführt wird. Berüchtigt waren bis in die allerjüngste Zeit die Raubzüge der Sultane von Wadai. Es ist in der Tat vorgekommen, daß ein Wadaiheer bis vor die Tore des französischen Militärpostens Fort Archambault vordrang und die Eingeborenen mit sich schleppte. Ein Teil der von Wadai fortwährend geraubten Sklaven blieb im Lande und wurde bei der Feldarbeit verwendet, der andere Teil, zumeist Frauen und Kinder, wurde nach dem türkischen Nordafrika ausgeführt. Der Sultan von Wadai hatte begriffen, daß durch die Franzosen seine Unabhängigkeit bedroht wurde und suchte sich für den unvermeidlichen Kampf durch Beschaffung moderner europäischer Gewehre zu rüsten. Diese konnten nur auf Straßen bezogen werden, die noch nicht von Europäern beherrscht wurden, das heißt aus Türkisch-Nordafrika. So gingen denn von Wadai die geraubten Sklaven den langen Weg durch die Wüste und wurden im türkischen Gebiet den Händlern gegen Schnellfeuergewehre eingetauscht. Als in den letzten Jahren französische Streifkorps in der Sahara nördlich von Wadai operierten, schnitten sie nicht selten solche Sklaventransporte und dann auch wieder Waffenkarawanen ab. Bei der Besetzung der Hauptstadt Abesche durch die Franzosen im Juni 1909 fanden sich denn auch 150 Sklaven vor, die gerade nach dem türkischen Gebiet hätten abgehen sollen. Seit dieser Zeit hat die Sklavenausfuhr und damit auch der Sklavenraub dort nachgelassen. Nicht soviel ist in dem Nachbarsultanat Darfur erreicht worden. Nach dem Fall des Mahdireiches nahm dort mit Zustimmung der anglo-ägyptischen Regierung ein Mitglied der vertriebenen Sultansfamilie den Thron ein. Sie stellte dem neuen

Sultan einige Bedingungen, überließ ihr aber sich selbst mit dem Erfolge, daß er sich um seine Verpflichtungen nicht mehr kümmerte. Um nun gerüstet zu sein, wenn die Engländer ihn einmal mit Waffengewalt daran erinnern sollten, macht es der Sultan von Darfur genau so, wie es bisher jener in Wadai machte, er raubt Sklaven in südlichen Nachbarländern und verhandelt sie nach der Türkei gegen Schnellfeuergewehre und Munition. Dieses Verhältnis wird sich vorläufig leider nicht ändern, und die türkischen Erlasse werden wohl kaum verhindern, daß Darfur seine Sklaven nachwie vorher in der Türkei los wird. Im Westen gibt es in Marokko Sklavenmärkte, die ganz offen abgehalten werden. Die Zufuhr kam früher aus dem Nigerbogen, wo der große Räuberfürst Samori die Ware besorgte. Heute allerdings ist dort für Sklavenjagden kein Feld mehr, und die Senegallinie ist durch Militärposten wirksam gesperrt. Aber in großen Teilen Mauretaniens, das heißt des Saharagebietes zwischen Senegambien und Marokko, sind noch Sklaven zu bekommen, und zwar durch die Vermittelung der herrschenden Maurenstämme, welche die Sklaven in den Oasen rauben. Es handelt sich hier in der Sahara um so gewaltige Gebiete, daß die wenigen Stationen die Sklaventransporte nicht hindern können, andererseits lebt das Geschäft trotz aller Gefahren, weil es einträglich ist, und Jahre werden wohl vergehen, bis der Sklavenhandel in Afrika völlig abgeschafft ist.

504 Haremsleben. Gemälde von Eugen Delacroix. 1834

69*

Das „Interesse" einer solchen Bestrebung ist unstreitig erheblich, um nicht zu sagen das Interesse um die Sache. Aber Geduld. Es gibt noch mehr Wochen im Jahre und auch noch andere Erdteile. Da finde ich schon gleich wieder etwas und diesmal pure „Unterhaltung". Es ist eine Skizze des Dänen Bigge Carking. Sie ist kein Meisterwerk, aber auch bei weitem kein literarischer Quadratschund, wie jene [illegible] Sklavenerzählungen, auf die eingangs hingedeutet wurde. Sie ist sogar ein psychologischer Beweis dafür, wie blitzartig schnell jenes [illegible] Machtgefühl, von dem ich nun schon so viel gesprochen habe, bei einer gegebenen Gelegenheit zum Ausdruck kommen kann und wie auf der Gegenseite ebenso plötzlich der wilde Rache-Instinkt auflodert und das ganze Dasein mit einem Mal [illegible]. Die Szene spielt Mitte der achtziger Jahre in New-York.

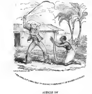
Der Angeklagte, ein langer, hagerer Neger mit einem Wollkopf stand vor den Schranken, um sein Urteil entgegenzunehmen. Sämtliche Anwesenden kannten aus Zeitungsberichten die [illegible] Einzelheiten des Falles. Es ging darum ein Seufzer der Freude und Befriedigung durch den Saal, als die Geschworenen nach vierstündiger Beratung den Neger des Totschlages im ersten Grade schuldig erklärt hatten. Das Pergamentgesicht des Richters war tief in den Aktenstücken begraben. Er blätterte die Papiere noch einmal durch, rückte die Brille zurecht, stand auf und verkündete, James Arthur Sullivan aus Virginien wird hiermit auf Antrag der Jury zum Tode verurteilt. Ein kalter Schauer durchfuhr die Zuhörer. Ein Gefühl des Grauens [illegible] des tödlichen Entsetzens lähmte eine kurze Sekunde alle. Der Neger schloß die Augen, und die Gedanken durchfluteten sein Gehirn. Es war ihm, als sähe er das alles plötzlich zum erstenmal — die ganze Geschichte wie er sie erlebt hatte. Das Ganze war so traurig. Seine Knie begannen zu zittern und er mußte nach einer Stütze fassen, um nicht zusammenzubrechen. Er fühlte sich so unsagbar vereinsamt und verlassen, er, der schwarze Verbrecher unter allen diesen Weißen. Er bemerkte, daß sie sich über das Urteil freuten, er fühlte, daß ihnen seine Vernichtung Freude bereiten würde. Wie hätte es auch anders sein können? Er war ein Mörder, und solche tötet man. Seine Eltern waren Sklaven bei einem reichen Pflanzer im Süden Virginiens gewesen. Nach dem Krieg wurden sie freigegeben, blieben aber in ihren alten Stellungen. Auf diesem Gut wurde er geboren, und hier wuchs er mit dem gleichaltrigen Sohn des Pflanzers, Jakob Field, auf. Dieser und der schwarze Jimmy lebten wie Brüder und spielten zusammen auf den Baumwollfeldern und in den Wäldern. Für sie bestand kein Unterschied zwischen schwarz und weiß, sie waren alle gleich gut und hegten große Liebe füreinander. Aber die glückliche Kinderzeit [illegible]. Jimmy war achtzehn Jahre, und der Gutsbesitzer konnte ihn nicht länger behalten, er mußte nach Newyork, um dort sein Leben nach besten Kräften zu fristen. Jakob und Jimmy nahmen Abschied voneinander, beide weinten, als der Zug fortrollte — In Newyork erwartete Jimmy eine harte Zeit. Von Geburt an war er gewohnt gewesen, sich mit den Weißen als auf gleichem Fuß stehend zu betrachten; den Stachel des Rassenhasses hatte er nie gefühlt. Jetzt stand er auf einmal in dieser großen weißen Stadt, wo die Leute seiner Farbe tief verachtet waren. Überall begegneten ihm kalte teilnahmslose Mienen. Die Weißen auf der Straße sahen ihn kaum, er war gleichsam Luft für sie. Für einen Neger hatte man nur eisige Kälte. Lange streifte er umher, ohne Arbeit finden zu können, er war ja ein plumper Bauernjunge, der überall [illegible] anstieß. Er lebte von zufälligem Raub und schleppte sich auf diese Weise durch fünf lange Jahre. Unterdessen war Jakob Field seiner Studien wegen nach Newyork gekommen, aber Jimmy, der sehr gut den Unterschied zwischen Tag und Nacht kannte, dachte nicht daran, ihn aufzusuchen. Der Neger litt Hunger und Not, bis er endlich eines Tages eine Anstellung, übrigens ein schmutziges Geschäft erhielt. Er sollte als „Scheibe" vor einem Eierladen auf Coney Island dienen. Diese Eierläden sind wie gewöhnliche Schießbuden eingerichtet, nur schießt man nicht, sondern man wirft mit faulen Eiern nach dem Ziel, dem Kopf eines Negers. Obschon es sich gut bezahlt für einen Schwarzen, [illegible] zu suchen, so betrachtet man doch eine solche Stellung als die niedrigste, zu der ein Mann herabsinken kann. Aber Jimmy hatte keine andere Wahl, er mußte sich in das Los finden. Da geschah es eines Tages, daß sein alter Freund, Jakob Field, in Gesellschaft einiger junger Studenten zur Schießbude gekommen war. Jimmy erkannte seinen früheren Kameraden sofort, dieser ihn aber natürlich nicht. Die Studenten waren [illegible] junge Leute, die tief in den Beutel griffen und [illegible] ein faules Ei nach dem andern an den Kopf warfen. Jakob Field war an der Spitze. Er arbeitete systematisch. Ei um Ei flog aus seiner Hand und zerschellte an der Stirn des Negers. Die jungen Menschen lachten und jubelten über ihre Treffer. Aber nun konnte es der Schwarze nicht länger aushalten. Tränen traten ihm in die Augen und er rief mit heiserer flehender Stimme: „Mr. Field! Werfen Sie keine Eier mehr. Ich bin Jimmy!" Einen Augenblick entstand Schweigen. Dann begannen die Studenten zu lachen. Was bildete sich der schwarze Kerl ein? War er vielleicht einer von Fields Freunden? — Aber Jakob war still geworden, als er Jimmys Stimme

305 Arabischer Sklavenmarkt. Kupfer nach einem Gemälde von Horace Vernet. Um 1843

306. An die Arbeit
Englischer Kreide 632

hörte; dann brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus: „Aha, du bist Jimmy! Sieh her! Darum ist es nur besser, wenn du nach einem Scherz als Zeuge erhältst!" — Er streifte die Hemdärmel über die Ellbogen zurück, suchte mit Sorgfalt ein zartes, fliegendes Ei aus und schleuderte es, ohne mit der Hand zu zittern, dem Neger mitten ins Gesicht. Das Ei zerschellte mit einem Klatsch, und das gelbliche Gelb floß über das schwarze Gesicht herab. Die Studenten hüpften vor Entzücken. Jetzt verlor Jimmy seine Selbstbeherrschung. Der Haß flammte in ihm auf, die Bosheit, die er in den letzten Jahren hatte ertragen müssen, kam zum Ausbruch. Er stürzte auf Fields los und schlug ihn mit geballter Hand auf den Kopf, bis sein Jugendgespiele tot zu seinen Füßen lag. Nun hatte er endlich Ruhe. Er setzte sich neben die Leiche und weinte den Rest der Bosheit aus. Er war wieder gut und sanft geworden, als die Polizei ihn holte. So war das Ganze zugegangen. — „Bringt den Angeklagten hinaus!" erschallte die Stimme des Richters durch den Dunst des Gerichtssaales. Zwei Polizisten ergriffen ihn an den Handgelenken und zogen ihn durch den Saal, an den schreibenden Journalisten, den verachteten Damen und dem ganzen neugierigen Haufen vorüber. Er sah Triumph in allen Blicken. Glücklicherweise gibt es noch Gesetz und Recht im Lande — —

Dieser „schwarze Jimmy" erfährt wenigstens den „Segen" eines ordentlichen Gerichtsverfahrens. Daß die Geschworenen ihn, den Angehörigen der dunkelpigmentierten Sklavenrasse, aus psychologischem Verständnis jemals freisprechen würden, liegt außerhalb des Bereichs der Denkmöglichkeit. Genau wie es selbstverständlich war, daß die hellpigmentierte Lady der Herrenmenrasse freigesprochen und im Triumph durch die Straßen getragen werden würde, wenn sie in einer Aufwallung ihren Taschenrevolver auf den schwarzen Jimmy gezückt hätte, wäre er ihr auf der Straße nicht schnell genug ausgewichen. Dieselben Geschworenen hätten's sein können. Und in dem Innersten ihres Gewissens hätten sie beide Male die läuternde Inbrunst der redlichen Handlungsweise gespürt. Man weiß das nicht anders: der Mensch ist ein subjektives Getier, und seine Taten streben immer zum subjektiven Lustgefühl. Für den Schwarzen gilt in Amerika das ordentliche Gericht gewöhnlich als zu schade. Ich gab auf Seite 251 ein Beispiel der Lynchjustiz. Der Weiße will sadistisch genießen. Millilli, der unermüdbar von diesen Dingen Erzählende, hat's nach einer Zeitungsnotiz gezeichnet (Abbildung Nr. 536). Man wartet mit dem Feueranlegen auf den letzten ... Schon wälzt sich von den Straßen her die animierte Menge mit betäubendem Pauckenschall. Es gibt eine „Schau", die nicht alle Tage vorkommt. Nur alle paar Wochen einmal. Die Gentlemen sind empört, wenn man ihnen ein nicht temperamentvolles Verfahren nachsagt. Sie schreien der Presse um Berechtigung, die gerade und einfach ist, wie ihr Tun.



ARTICLE ON
SLAVERY IN THE WEST INDIES,
WESTMINSTER REVIEW No. XXII.

307. Bestrafung der Unfruchtbarkeit
Zeichnung von Georg Cruikshank

„Ich bitte Sie zu erklären, daß die im Mississippi ... vollzogene Lynchung des Negers Carl in

508 Weißer und schwarzer Ku Klux. Karikatur von Amédée Varin. 1840

alle Ruhe und in bester Ordnung vor sich ging. Sie wurde von den angesehensten Leuten des Ortes, Bankiers, Advokaten, reichen Landwirten und Kaufleuten geleitet. Die Herren kamen zwar zusammen, um Carl zu lynchen, verpflichteten sich aber ausdrücklich, ihn nicht den grausamen Martern zu unterwerfen. Es wurde daher auch auf den Leichnam nicht geschossen. Nach geschehener Tat tranken sich die Lyncher einen Rausch an und stießen wilde Rufe aus, aber kein einziger ließ sich einfallen, das Opfer zu beschimpfen." Diese interessante Mitteilung erschien dieser Tage in vielen amerikanischen Zeitungen, und alle druckten sie ohne ein Wort des Tadels und ohne jede Redaktionsbemerkung zum Abdruck. Verfasser der Mitteilung über die vornehme Lynchung von Mastodon ist ein Steuererheber namens Johann Miller, der Bruder eines Herrn Wilhelm Miller, der vor mehreren Wochen von dem Neger Carl in der kleinen Stadt Mastodon ermordet worden ist. Wilhelm Miller hatte sich damals in seiner Eigenschaft als Polizeibeamter zu Carl begeben, um ihn in Haft zu nehmen, weil Carl an eine weiße Frau einen beleidigenden Brief geschrieben hatte. Doch hören wir weiter, was Johann Miller, der Bruder des Ermordeten, über seine Lynchbesuche zu Mastodon zu erzählen weiß: „Ich verlangte für mich nur ein einziges Vorrecht: ich wollte beim Hochziehen des Negers, den wir aufknüpfen wollten, als erster den Strick in die Hand nehmen. Meine lieben Freunde und Nachbarn erklärten diesen meinen Wunsch für durchaus berechtigt und legten mir kein Hindernis in den Weg. Aber ich glaube, daß der Neger schon vor Angst tot war, als ich mit einem starken Zug ihn in die Luft hinauf beförderte. Er bewegte sich nicht mehr und zappelte nicht mehr mit den Gliedern, von dem Augenblicke, in welchem er hochgezogen wurde, zuckte kein

509. Die Aufsicht. Zeichnung von H. Gerth. 1894

Muskel seines Körpers mehr, deren ich noch den Strick in Bewegung setzen konnte, mußte ich den Neger stützen, denn die Beine zitterten ihm so, daß er nicht stehen konnte, er mußte infolgedessen auf der Erde liegen, bis die Vorbereitungen zur Aufknüpfung beendigt waren. Kurz, ich kann sagen, daß noch niemals vielleicht an einer Hinrichtung so viele wahrhaft vornehme Menschen sich beteiligt haben, und ich muß meinen Freunden meine volle Anerkennung aussprechen, weil sie mit Artigkeit geholfen haben, meinen Bruder zu rächen, ohne irgend etwas zu begehen, was als grausam oder unserer Zivilisation unwürdig bezeichnet werden könnte.“

Aus Mexiko, dem Lande des Dynasten Diaz, hört man die aktuelle Nachricht: Yucatan, ein mexikanischer Staat, gehört fünf Großgrundbesitzern, die den Handel mit Menschenfleisch treiben. Dort gibt es neben 3000 Chinesen, 8000 Yaki aus Sonora und 100000 bis 125000 Maya (beides Indianervölker). Der Sklave von Yucatan erhält keinen Lohn und fast keine Nahrung. Man hungert ihn aus und prügelt ihn. Nachts sperrt man ihn in einen Pferch, der einem Kerker gleicht. Krank sein darf er nicht. Er muß trotzdem arbeiten. Die mannbaren Frauen werden gezwungen, Männer ihrer Rasse zu heiraten, um Nachwuchs zu bringen. Eine Schule gibt es nicht. Alle Sklaven hängen ganz von der Laune des Herrn ab, der sie straflos töten kann. Alle Sklaven arbeiten von morgens vier Uhr bis in die tiefe Nacht. Sie erhalten nur eine Mahlzeit am Tage, bestehend aus Saubohnen, Fischen und Maiskuchen.

Aber nicht nur im Lande der trübselig gefeierten, einst glorreichen Azteken wiederholt sich die Versklavung zum menschlichen Lastvieh, auch in den großen Zentren der Vereinigten Staaten bringt der Hunger der Arbeitslosen dem Agenten die fette Tantième des Menschenhandels. Man hörte: Ein Philantrop und Mitglied der Stadtverwaltung von Brooklyn versteigert jetzt meistbietend in öffentlicher Subhastation Menschenware. Vor kurzem war es ihm gelungen, einen Weißen zu gutem Preis an den Mann zu bringen, ein Erfolg, der das Heer der Arbeitslosen mobil gemacht und dem Unternehmer des Sklavenmarktes so zahlreiche Anerbietungen eingetragen hat, daß er sich genötigt sah, das Geschäft zu organisieren und über die auf Lager befindliche Menschenware Kataloge drucken zu lassen. Die weißen Sklaven figurieren in dem Katalog allerdings nicht unter ihrem Namen. Ein Mensch, der sich verkauft, hat kein Recht mehr auf einen Namen, er ist eine Sache geworden und wird als solche mit einer Nummer bezeichnet. So liest man unter Nummer 1 des Katalogs die Angabe: Mechaniker von mächtigem Körperbau, Stiernacken, hellen Augen. Als Nummer 2 wird ein junger Bauer von Ungarn, gedrungener Figur, aber ungewöhnlicher Körperkraft, als Nummer 3 ein Kammermädchen von großer Figur empfohlen. Die im Katalog figurierenden Nummern präsentieren sich öffentlich mit schwarzer Maske. Das amerikanische Gesetz verbietet wohl den Sklavenhandel als solchen, ist aber denen gegenüber, die sich, vom Hunger getrieben, freiwillig zum Kauf bieten, machtlos. Die Zahl der sozusagen am Markt be-

510. Der Antreiber. Zeichnung von H. Gerth. 1894

In Verführungsnöten

Berliner farbige Lithographie von Nordmann. Um 1835

511. Die Plantagenbesitzerin. Lithographie nach G. Guérin. Um 1860

512. Herrin und Sklave. Lithographie aus Kuren zu „Onkel Toms Hütte“

findlichen weißen Sklaven beträgt bereits 300. Der seltsame Handel zeitigt begreiflicherweise auch eine seltsame Geschäftspraxis, die erneut bestätigt, daß Hunger und Liebe die treibenden Pole in den Erscheinungen Flucht bilden. So erhielt der Manager von einer Frau aus Texas folgenden Auftrag: „Ich bin Witwe, 35 Jahre alt und darf als hübsch gelten. Ich besitze ein Haus und ansehnliches Vermögen, was mir fehlt, ist ein Mann. Ich wünsche ihn solid und sittlich. Suchen Sie, bitte, einen solchen für mich.“ Und ein junger Schlosser schreibt: „Ich möchte an eine Frau verkauft werden. Wenn sie schön ist, verspreche ich, auf den Tabak, den Alkohol und das Fluchen zu verzichten. Sollte ich keinen Käufer finden, so muß ich mich beim Militär anwerben lassen, was mir als das größte aller Übel erscheint.“

Eine deutsche illustrierte Wochenschrift fand das Interesse an dieser ganz neuen Methode der weißen Sklaverei so aktuell und brennend, daß sie ein großes farbiges Titelbild dazu brachte. Man sieht die maskierten und vermummten Männer, wie sie vom Manager vorgeführt und angepriesen werden. Im Vordergrunde aber steht, gleichsam als Hauptperson, eine hochelegante Dame in Abendkleid, mit Muff und Boa aus Blaufuchs und Paradiesreiher-Hut, und mustert die „Sklaven“ kritisch. Eine andere, nicht minder elegante inspiziert im Hintergrunde die weiblichen Muskeln.

Ich sagte, die Zeitungen sind ein absolut sicherer Maßstab für das, was das Publikum interessiert. Nach dieser Übersicht über Äußerungen der ganz großen Tagespresse, die ich des Raumes wegen denkbar knapp gehalten mußte, erhebe ich von neuem die angstbändige Frage: heißt das „geringes“ Interesse?

* * *

Ich kann auf sechs Druckbogen nicht eine Geschichte der Sklaverei von der Urzeit bis auf den heutigen Tag schreiben. Ich kann nicht einmal einen Abriß davon geben. Wirtschaftlich betrachtet, ist es das gewaltigste Problem, das existiert, ja das Problem aller Probleme. Wenn man Universitätsprofessor ist, kommt man in die Lage zu glauben, es sei längst abgetan. Bietet nicht das Strafgesetzbuch hinreichende Garantie, indem es bestimmt, wer sich eines Menschen durch List,

Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in Sklaverei oder Leibeigenschaft zu bringen, wird wegen Menschenraubs mit Zuchthaus bestraft" Und überdies, wo hätten wir denn im eigenen Lande Sklaverei oder Leibeigenschaft? Wir haben sie genau so wenig, wie es in Hamburg nach amtlicher Angabe Bordelle gibt. Wer die Institute von St. Pauli besichtigt und über die Absteigung verwundert ist, erfährt, daß dies „Beherbergereien" sind. Aha Der Japon ist kein Japon mehr, sondern ein Unterröckchen. Auf diesem Sprachstandpunkt verstehn wir uns um so besser. Wir verstehn, daß der Sklave von früher, der zu arbeiten hatte, heute ein Arbeiter heißt Was ändert dies an dem wirtschaftlichen Wesen des Sklavenlums? Die die Mühe, wie der Genuß, sprach die Herrschaft von ehemals. Tut sie heute anders? Was ist denn summa summarum geändert? Daß das Leben des Arbeiters gesicherter ist, als das des Sklaven? Die moderne Medizin hat ein besonderes Gebiet, das früher unbekannt war: Berufskrankheiten. Zerfressene Knochen, lädierte Sinnesorgane, vergiftete Eingeweide, verstümmelte Gliedmaßen. Sehr schön gesagt: Berufskrankheiten Aber bloß die Arbeiter kriegen sie Unten in der Erde geben ihnen die schlagenden Wetter den Genickstoß. Oben genießen andre behaglich am Ofen die Kohlenglut, und wenn sie zum Vergnügen in den Schacht fahren wollen, um den greulich angenehmen Gegensatz zu kosten, so verweht man ihnen das unterirdische Stündchen, weil ihnen eventuell was passieren könnte Die Protzen der römischen Kaiserzeit hielten sich den Gegensatz bequem zur Hand Wenn die Tafel im Gange war und die beklemmende Wirkung des raumausfüllenden Prunks nachließ, erhob sich der Hausherr und führte seine Gäste durch die Flucht der Säle in ein niedrig baufälliges Loch von Kammer, die taberna pauperum, deren schmutzige Sparren nach Plebs stanken. Hier bekamen sie bald die Nase voll von Armut und üblem Arbeiterschweiß. Dann ging's aufatmend, befreit, bewundernd wieder zurück in den Speisesaal, wo der Pfefend sich entfaltete und Rosenblätter regnet Die moderne Wohltäterin muß sich mehr Umstände machen. Es ist eine Strapaze, bis in den Osten der Weltstädte zu fahren und über ausgetretene Stiegen durch Waschküchendämpfe, Windelatmosphären und verschrieenes Geschrei in die Mansarden zu klettern. Man muß danach ein Bad nehmen und das Kleid auf den Balkon hängen

313. Die gebieterische Kreolin
Lithographie von Bouvy zu „Onkel Toms Hütte"

20*

Die Herrschaft, der der Arbeiter-Sklave dient, ist kein menschliches Wesen mit zuweilen gnädiger Laune. Er dient dem Aktienpapier, das ohne Mitleid seine fälligen Coupons abtrennt. Die Gemüter der Coupons sind verborgen und noch schwerer zu entdecken, als der Teufel Buru der Freimaurer. Wenn das Geschäft nicht geht, von dessen Gehen der Arbeiter nichts hat, so wird er gegangen. Jammert er beim Direktor, beim Ingenieur, beim Obersteiger, so gibt's nur gezuckte Achseln. Man ist selber bloß Lohnsklave der Aktie. Die Aktie nimmt nur die Kraft und schert den Leib derjenige, der ihr nicht eigen ist. Der Leib des früheren Sklaven war immer noch ein Wertobjekt. Manches ist anders, als vordem. Es gibt Organisationen und Fürsorge und Schutzgitter und Klebemarken. Aber im Durchschnitt des Jahrtausends gesehen: was ist denn wirtschaftlich gleichmäßiger verteilt gegen früher? Es ist eine bloße Spitzfindigkeit zu behaupten, wir hätten kein wirtschaftliches Sklaventum mehr.

Doch nicht vom Wirtschaftlichen ist hier der Ort zu reden. Sondern wie sich die seelischen Spannkräfte unserer Verhältnissen offenbaren, zu denen sie schon von sich selbst und und ohne Wirtschaftliches eine Hinneigung zeigen (vgl. die Kapitel III, IV und V). Die Unabänderlichkeit der psychischen Spannung zwischen dem Machtgefühl der einen und der Unterwürfigkeit der andern tritt oft überraschend kraß hervor, wenn sich Leute darüber äußern, die von Amts wegen das Prinzip der Nächstenliebe d. h. der psychischen Ebenbürtigkeit aller Menschen vertreten. Ich habe in den genannten Kapiteln nachgewiesen, daß es solche psychische Ebenbürtigkeit schlechterdings nicht gibt, und Gründen der variablen und der auch und Schmerz und Unterwürfigkeit geschöpften Lustreize. Der Bischof Henle von Regensburg erklärte vor drei Jahren im bayerischen Reichsrat: „Hohe Herren! Ich bin leider veranlaßt, Seiner Exzellenz dem Herrn Verkehrsminister in einer seiner Äußerungen, die von ganz besonderer Tragweite ist, widersprechen zu müssen. Seine Exzellenz haben zwischen Christentum und Sozialdemokratie eine Analogie gezogen. Hohe Herren! Zwischen der Sozialdemokratie und dem Christentum besteht gar keine Analogie, weder in den Zwecken und Zielen, also weder in der Tendenz, noch in ihrer gegenseitigen Entwicklungsgeschichte. Seine Exzellenz haben hingewiesen auf die soziale Entwicklung des Christentums. Das Christentum hat sich mit der sozialen Frage Jahrhunderte lang nicht beschäftigt. Wenn Seine Exzellenz die Güte haben wollten, die Paulinischen Briefe nachzulesen, so würden Sie aus denselben entnehmen, daß der Apostel Paulus beständig dahin gewirkt hat, sich in die gegebenen Verhältnisse

514. Der Kuß. Zeichnung von Gavarni. Paris 18..

515 Dame im Kostüm Louis XIV Zeichnung von Gavarni. 1863

zu schaffen. Wer Knecht ist, soll Knecht bleiben, wenn er nicht freiwillig von seinem Herrn der Knechtschaft enthoben wird. Das Christentum hat also mit der Sozialdemokratie in Beziehung auf seine Entwicklungsgeschichte und seine Stellung zur sozialen Frage auch nicht die geringste Berührung. Das möchte ich hier konstatiert haben."

Es gab ein Aufsehn über diese Rede. Denn man ist wenig orientiert darüber, daß die gepredigte Nächstenliebe seit Beginn unserer Zeitrechnung praktisch immer bedeutet hat: Sklave, liebe deine Herrschaft! und: Untertan, liebe deine Vorgesetzten! und: So dich einer von diesen auf die rechte Backe schlägt, halt ihm auch die linke hin! Die „Historisch-politischen Blätter" beeilten sich denn auch, den Bischof aus der Tinte zu ziehn. Sie erklärten, und das allerdings mit Recht, daß es im Urchristentum eine soziale Frage noch nicht gegeben habe. Oder habe etwa Christus jemals Stellung zur Sklavenfrage, in der doch die soziale Frage allererst brennend geworden sei, genommen? „Wesentlich in derselben Lage befanden sich die Apostel auf dem Missionsboden der griechisch-römischen Welt. Mochte auch die Sklaverei an sich dem Geiste ihrer Frohbotschaft zuwider sein, sie rührten mit keinem Finger an dem Institute. Ihr Evangelium war nicht ein Programm der Weltverbesserung, sondern Verkündigung einer Welterlösung, ihre Missionstätigkeit war nicht nach einem sozialpolitischen, sondern ausschließlich religiös-sittlichen Gesichts- und Zielpunkte orientiert. . . . Paulus verliert nie den rauhen Boden der Wirklichkeit unter seinen Füßen. Aber sein Blick geht wie der seines Meisters durchaus nach innen. Und es wäre ganz verkehrt, aus der

516 Die Lehre. Anonyme Zeichnung

517 Lebende Fahrräder. Anonyme Zeichnung

apostolischen und speziell paulinischen Mission eine soziale Agitation zu machen. Nichts lag den Aposteln ferner, als eine soziale Bewegung wider die bestehende Gesellschaftsordnung heraufzubeschwören, keinem von ihnen fiel es ein, die Gesellschaftsklassen zu verrücken oder rein weltliche Dinge auf das religiöse Gebiet zu verpflanzen."

Der „religiös-sittliche Gesichtspunkt", der hier einzig den Aposteln zugestanden wird, ist der innere, psychologische, masochistische, der in der Demut Erhebung d. h. Lust sucht. Die Erkenntnis dieser Dinge und das starre Festhalten daran ist nicht eine Eigenschaft nur des Katholizismus, sondern der christlichen Religion überhaupt. Luther hat ausdrücklich gesagt: „Es soll kein Leibeigener sein, weil uns Christus befreit hat. Was ist das? Das heißt christliche Freiheit ganz fleischlich machen. Hat nicht Abraham und andere Patriarchen und Propheten auch Leibeigene gehabt? Lest S. Paulus, was er von den Knechten, welche zu der Zeit alle leibeigen waren, lehrt. Darum ist dieser Artikel (die Forderung der Aufhebung der Leibeigenschaft) stracks wider das Evangelium und räuberisch, damit ein jeglicher seinen Leib, so eigen geworden ist, seinem Herrn nimmt. Denn ein Leibeigener kann wohl Christ sein und christliche Freiheit haben, gleichwie ein Gefangener oder Kranker Christ ist und doch nicht frei ist. Es will dieser Artikel alle Menschen frei machen und aus dem geistlichen Reich Christi ein weltliches, äußerliches Reich machen, welches unmöglich ist. Denn weltliches Reich kann nicht bestehen, wo nicht Ungleichheit ist in Personen, daß etliche frei sind, etliche gefangen, etliche Herren, etliche Untertanen." Und die Christensklaven, die von den Türken gefangen worden sind, ermahnt derselbe Luther: „Du mußt denken, daß du deine Freiheit verloren hast und eigen geworden bist, daraus du dich selbst ohne Willen und Wissen deines Herrn nicht ohne Sünde und Ungehorsam wirken kannst. Denn du raubst und stiehlst damit deinem Herrn deinen Leib, welchen er gekauft oder sonst zu sich gebracht, daß er forthin nicht dein, sondern sein

Gut ist wie ein Vieh oder andere seine Habe." Luther ist, wie meistens, ein derber Kumpan und scheut vor starken Folgerungen nicht zurück. Die kirchlichen beider Bekenntnisse haben jedenfalls keinen Anlaß, sich diese Gesichtspunkte gegenseitig unter die Nase zu reiben.

* * *

Unendlich vieles wäre hier zu sagen, was psychologisch zur Sache gehört. Beispiele aus aller Welt vom Übermute der Herrschenden und von der zerruptten Selbsthingabe des Sklaven. Wie der Sklave zum Hausgerät wird, zur Sache, benutzt, gestellt, weggeworfen. Doch der geringe Raum, den die Bildergruppe dieses Kapitels umschließt, zwingt mich, nur das Allerwichtigste zu sagen und das andere mit Bedauern zurückzustellen. Nur eine Probe noch aus der karthagischen Zeit, skizziert in dem ehernen Stile Flaubert's, des gewaltigen Sprachkünstlers. Schon einmal gab ich ein Zitat aus seiner „Salambo" und erwähnte, was man ihm dafür hat am Zeuge flicken wollen (Seite 248 49). Es ist unmöglich, den brutalen Geist des Altertums eindringlicher zu rekonstruieren.

Hamilkar schlug den Weg nach der Mühle ein, aus der ihm ein schwermütiger Gesang entgegenscholl. Mitten im Staube drehten sich die schweren Mühlsteine, das heißt zwei übereinander liegende Porphyrkegel, deren oberer einen Trichter trug und sich vermittelst starker Stangen auf dem unteren drehte. Sklaven schoben sie mit Brust und Armen, während andere an Riemen zogen. Das Scheuern derselben hatte an ihren Achseln eine eiternde Kruste gebildet, wie man sie auf dem Widerrist der Esel findet, und der schwarze schlaffe Schurz, der kaum ihre Hüften bedeckte und an den Enden herunterhing, schlug ihnen wie ein langer Schwanz gegen die Kniekehlen. Ihre Augen waren gerötet, ihre Fußketten klirrten, ihre Brust keuchte im Takt. Vor dem Munde trugen sie mit zwei Erzkettchen befestigt, einen Maulkorb, so daß sie nicht von dem Mehl essen konnten, und ihre Hände steckten in Handhandschuhen, damit sie nichts davon nähmen. Beim Eintreten des Herrn krachten die hölzernen Stangen stärker. Das Korn knirschte beim Mahlen. Mehrere fielen aufs Knie, die anderen zogen weiter und schritten über sie hinweg. ... Gidenem (der Sklavenaufseher) hatte die Besichti-

518. Heimsuche vom Sklavenmarkt. Karnaper Zeichnung

519. Der ungefesselte Sklave. Karnaper Zeichnung

weilen hinter den andern versteckt. Hamilkar erblickte sie. — Wer hat dir den Arm abgeschlagen? — Die Soldaten, Auge Bronst. — Dann fragte er einen Sammler, der wie ein verwundeter Reiher schwankte. Und du, wer hat dir das getan? — Der Aufseher hatte ihm mit einer Eisenstange das Bein zerschmettert. Diese sinnlose Grausamkeit empörte den Suffeten, und Giddenem die Gagakette aus den Händen reißend, schrie er: Fluch dem Hunde, der die Herde verletzt! Sklaven verstümmeln! Bei der Tanit! Ha, du richtest deinen Herrn zu Grunde! Man ersticke ihn im Mist! Und die Fehlenden? Wo sind sie? Hast du sie mit den Soldaten ermordet? — Sein Antlitz war so schrecklich, daß alle Weiber entflohen. Die Sklaven wichen zurück und bildeten einen weiten Kreis um beide. Giddenem küßte wie rasend Hamilkars Füße; dieser stand noch immer mit geballten Fäusten vor ihm. Doch in seinem noch im Drange der Schlachten ungetrübten Geiste erinnerte er sich tausend wichtiger Dinge und Schändlichkeiten, von denen er sich abgewandt hatte, und im Lichte seines Zornes sah er jetzt wie im Wetterschein mit einem Schlage all sein Mißgeschick vor Augen. Die Verwalter der Landgüter waren entflohen, aus Furcht vor den Soldaten, vielleicht im Einverständnis mit ihnen. Alle betrogen ihn, schon zu lange bezwang er sich. Man führe sie her! schrie er, und zeichne sie auf der Stirn mit glühendem Eisen als Feiglinge! — Da brachte man Stricke herbei, Halseisen, Messer, Ketten für die zu den Bergwerken Verurteilten, Pfähle, um die Beine zusammenzupressen, Numellen, welche die Schultern umschließen, und Skorpione, dreisträhnige Peitschen, die mit ehernen Haken versehen waren. Alle diese Dinge wurden in der Mitte des Gartens niedergelegt. Dann wurden die Verurteilten mit dem Gesicht gegen die Sonne, gegen Moloch, den Verzehrer, auf den Bauch oder Rücken hingestreckt, und die mit Geißelung Bestraften aufrecht an die Bäume gebunden, neben ihnen zwei Männer, einer, welcher die Schläge zählte, und einer, welcher schlug. Er schlug mit beiden Armen. Die Riemen zischten und schlugen die Rinde von den Platanen. Das Blut spritzte wie ein Regen auf die Blätter, und rote Fleischmassen wanden sich heulend am Fuße der Bäume. Die, welche in Ketten geschmiedet wurden, zerrissen sich das Gesicht mit den Nägeln. Man hörte die Holzschrauben krachen, dumpfe Schläge ertönten, bisweilen gellte ein schriller Schrei durch die Luft. In der Nähe der Küche schürten Männer, die zwischen zerlumpten Kleidungsstücken und abgeschnittenen Haaren hockten, mit Fächern die Kohlen, und ein Geruch von verbranntem Fleische stieg empor. Die Gegeißelten brachen zusammen, doch die Stricke an ihren Armen hielten sie hoch, und sie ließen den Kopf mit geschlossenen Lidern auf den Schultern hin und her rollen. Die übrigen, welche zusahen, begannen vor Entsetzen zu schreien, und die Löwen, die sich vielleicht des Festmahls erinnerten, reckten sich gähnend am Rande ihrer Gruben — — —

Das ist Antike. Gewaltsam, maßlos, erschütternd und mit tragischer Gebärde. Was uns gewöhnlich vorgesetzt wird, besonders an Puschinen, wie der süßliche „Sklavenhandel" (Abbildung Nr. 532) ist Trivialität, Maskerade. Eine Antike, wie sie der Betrachter haben möchte, nicht, wie sie war. Das schlimmste Zerrbild hat ein wirklich gründlich verfälschter Autor verbrochen: echte Rokokostädte, darinnen lüsternes Pariser Potentum, nebst oberhäuslichem Marionettenanhang. Quo vadis, Domine Sienkiewicz? — Zum klingenden Erfolg!

520. In der Hängematte. Englische Karikatur. 1805

Nun, das Allerwichtigste wäre die Frage: wie stellt sich das Weib zu der gesellschaftlichen Institution der Sklaverei? Zur Beantwortung gebe ich zunächst eine Schilderung aus einem exotischen Milieu. Aus verschiedenen Gründen. Es ist ein Auszug aus dem Tagebuche Paul Pogge's, der sich 1875 der Kassange-Expedition unter Homeyer anschloß und dann ganz allein nach Mussumba, der Residenz des Muata Jamwo ging. Zur Erläuterung bemerke ich noch, daß der Name „Lukokesha" eine Königin bedeutet, die neben oder eigentlich über dem patriarchalischen König regiert

Der brave Gatte Farbige Lithographie nach V. Adam. 1840

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft“

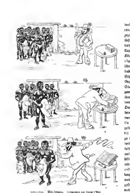
Albert Langen, München

Sie ist offenbar der einzige Rest einer früheren matriarchalischen Verfassung. Auch in andern Negerreichen aller Bezirken kommt sie unter demselben Namen vor. Auf Seite 412—415 sind bereits ähnliche Zustände berührt worden. Also Pogge hat unter anderm folgende Tagesaufzeichnungen gemacht:

„Der ganze Nachmittag verging mit dem Empfang von massenhaften Besuchen der Großen des Orts, von denen viele Geschenke: Ziegen, Palmwein, Maniokmehl, Bananen, Ananas u. überbracht wurden. Einzelne dieser Herren, (sog. Kilolo's) ritten auf dem Schultern eines Sklaven und waren von einigen Sklaven und Weibern umgeben. Unter ihnen befand sich der Bruder der Amori, ebenfalls auf den Schultern eines Sklaven reitend, begleitet von vier seiner Weiber, welchen er den Weißen unter seinem Schutze zeigen wollte.

521. Herrschaft und Gesinde
Aus dem „[illegible]" von [illegible]

Meine Dolmetscher suchten mich heute zu überreden, zu Muata Jamwo zu gehen, um ihn von der Flucht meines Sklaven zu benachrichtigen, eventuell um Wiederergreifung desselben zu bitten. Ich lehnte ihr Gesuch indessen ab, um Muata Jamwo davon zu überzeugen, daß ich auf den Erwerb von Sklaven nicht gäbe. Wenn den schwarzen Sklavenhändlern in Mussumba Sklaven entwischen, so ist es Gebrauch, daß sie dem Herrscher davon Anzeige machen. Alsbald spielt in der Kipanga die Holzpauke (Gingova) unter besonderen Schlägen, wodurch den Einwohnern Mussumba's angedeutet wird, daß etwas Besonderes vorgefallen sei, und Muata Jamwo besondere Wünsche hege. Die Gingova vertritt in Mussumba das europäische Amtsblatt. Sobald es nun durch die bestimmten Töne des Instrumentes bekannt geworden ist, daß ein Sklave entlaufen ist, und von Muata gewünscht wird, daß er wieder aufgegriffen werde, bemüht sich jeder loyale Unterthan, dem Befehle seines Königs nachzukommen, wodurch denn auch die meisten entwischten Sklaven in der Umgegend von Mussumba leicht wieder aufgegriffen und dem Häuptling resp. den Eigentümern zurückgestellt werden. Dem Muata Jamwo gebührt für die Ergreifung und Zurückerstattung eines Sklaven als fester Satz eine Orranga (4 Jarda Zeug). — Heute endlich erschien die Lukokescha, die größte Würdenträgerin in Lunda nach dem Muata Jamwo. Ich befand mich gerade im Warenlager bei der Abnahme des Gepäcks, als ich von meinen Leuten herausgerufen wurde. Sie erschien in einer Tipoia, getragen von acht Negern, und war umgeben von einer großen Anzahl Damen, die sämtlich, so wie sie selbst, mit etwas neuer Fazenda bekleidet waren. Um ihre Fußknöchel und Handgelenke hatte sie viele feine Kupferspangen, um den Hals viele Perlenschnüre. Als ich auf sie zuging, ihr die Hand zu reichen, wandte sie sich lachend ab, doch nach einigem Zureden meiner Dolmetscher reichte sie mir mit abgewandtem Gesicht die Hand. Die hohe Dame war übrigens weniger zeremoniell als Muata Jamwo, und ließ ihre Fragen und Antworten durch Ebo direkt verdolmetschen. Allmählich, nachdem ich sie mit vier bunten Taschentüchern beschenkt hatte, begann sie, mich sehr oft zu



522—524. Abschiedung. Zeichnungen von [illegible] d'Able.

berührten, und wenn ihr Etwas verdächtig scheinen sollte, so griffe sie ihn ans Ohr. Sie ließ mich bitten, ihr das Gewehr zu zeigen. Beim Aufklappen desselben brach die Königin nebst Gefolge in ein allgemeines Gelächter und Gekreisch aus und empfahl sich bald darauf, ohne von ihrem Sitz heruntergestiegen zu sein. Gegen Nachmittag, nach einigen Stunden, erschien die Lukokescha zum zweiten Mal, diesmal von ihrer Schwester und sechs andern Damen begleitet. Beide Damen ritten auf den Schultern eines Sklaven. Vor meiner Hütte angelangt nahmen die Träger der süßen Last eine gebückte Stellung ein, sodaß die Reiterinnen auf die Füße zu stehen kamen und ihre Sitze verließen. Ich lud jetzt die beiden Damen ein, mit mir in meine Hütte zu kommen, woselbst sie auf einem Blechkoffer mir gegenüber Platz nahmen und wir uns über eine Stunde lang mit Hülfe meines Dolmetschers unterhielten. Ich muß gestehen, daß das freundliche und graziöse Benehmen beider Damen einen wohlthuenden Eindruck auf mich machte. Ich habe ihnen mein Haar, meine Arme und Füße ganz genau zeigen müssen, welche sie mit vieler Bewunderung angriffen und berührten. Die Lukokescha mag 22 bis 25 Jahre alt sein, ihre Figur ist schlank und hoch, ihre Hautfarbe hellbraun, sodaß meine Dolmetscher äußerten, sie sehe aus wie eine Mulattin an der Küste. Sie war einige Tage krank gewesen, und dies war der Grund, weshalb ich sie nicht früher gesehen hatte, und ich wünschte und hoffte, daß sie sich auf dem Blechkoffer nicht erkältet haben möchte. Nachdem eine Stunde mit Unterhaltung vergangen und ich den Damen kleine Geschenke an Perlen ꝛc. gemacht hatte, bestiegen beide ihre Sklaven und ritten scherzend und lachend in Begleitung ihres Gefolges von dannen. Der Sklave wurde bestiegen, indem dieser sich bückte und die Reiterin das eine Bein über den Nacken desselben schwang,

sodaß sie ihren Stützpunkt auf seiner Schulter fand, sobald der Mann sich aufrichtete. ... Heute Morgen sechs Uhr wurde ich wieder geweckt. Die Lukokescha befand sich im Lager und wünschte kurz des Regens ebenfalls Banso's zu holen. Eine Stunde lang bemühten wir uns im Fundo Germane's vergebens, der Lukokescha und ihren sie umgebenden Damen begreiflich zu machen, daß ich keine Sklaven kaufe.

515. Die runaways. Englischer Kupfer 18..

Ich konnte sie aber auf diese Weise nicht wieder los werden, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr acht Pfund Pulver, 24 Yards Zeug, einige Schnüre Perlen, ein buntes Tuch, einen Spiegel, eine Klingel u. s. w. überreichen zu lassen, worauf sie auf dem Schultern eines Sklaven wieder fortritt und alle Geschenke von ihren Begleiterinnen sogleich wegnehmen ließ. ... Sobald wir angelangt waren, trat mein Dolmetscher Ubo zu den im Kreis sitzenden Männern und trug denselben mein Anliegen, die Lukokescha zu sprechen, vor, worauf eine der draußen gelagerten Weiber durch ein niedriges viereckiges Loch in die Umzäunung kroch. Bald darauf erschien dasselbe wieder und benachrichtigte mich, daß die Lukokescha mich bitten ließ, einstweilen bei ihrem Gemahl Platz zu nehmen, sie selbst würde sofort erscheinen. Nachdem ich von meinem Reitochsen abgestiegen war und mich zu den Gruppen der Männer begeben hatte, breitete ein kleiner Sklave des Hauses eine Strohmatte für mich aus, auf welcher ich trotz Protestierens meines Dolmetscher Platz nahm. Beide wünschten, daß ich mich auf einen mitgebrachten Schemel setzen sollte, um meiner Würde nichts zu vergeben. Etwas Entwürdigendes für mich würde es allerdings gehabt haben, wenn ich mich auf die bloße Erde gesetzt haben würde. Auf eine Strohmatte mag aber jeder Weiße sich getrost setzen, können doch die Eingeborenen ihm zu seiner Bequemlichkeit nicht mehr geben, als sie selbst haben. Der Mann, welcher in der Mitte der Männergruppe saß, war der Gatte der Lukokescha, dessen Brust und Stirn mit einem Kreuze von Thon bemalt war. Genauer bezeichnet müßte er freilich anstatt Gatte „bevorzugter Sklave" heißen, da die Lukokescha gesetzlich nicht verheiratet sein darf. Sie selbst aber nennt diesen Sklaven ihren Mann, und es werden ihm in Mussumba auch die den Großen zukommenden Ehren eingeräumt. Als ich nach einiger Zeit wieder aufbrechen wollte, ließ mich die Lukokescha

516. Will keine Dame ... ? — Mein Vater, ... Zeichnung von ... aus dem „Courrier français" von 18..

36*

bitten, einen Augenblick zu warten. Sie wolle mich selbst nach ihrer offiziellen Wohnung begleiten. Nach zehn Minuten waren die Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Es erschien aus der Behausung die Musikkapelle, aus zwei Marimba's, einer Trommel und einer Holzpauke (Ngoma) bestehend. Die Königin, einen ausgespannten Regenschirm in der Hand haltend, die Brust und den Hals reich mit Perlen geschmückt, die Fuß- und Handgelenke überladen mit Kupfer- und Messingspangen und mit einem schmalen, um die Hüften befestigten Kaliko-Streifen, schritt voran. Hinter ihr her kam das weibliche Gefolge und die Kinder, ihnen folgte ihr Gemahl mit einigen Männern, und dann die Musik. Den Schluß machten ich und meine Begleiter. Nach einer kurzen Strecke Weges intonierte die Musik, indem sie ein etwas Melodie verratendes Stückchen losließ. In demselben Augenblick begann die Lukokeshya zu tanzen, d. h. sie machte im Gehen groteske Körper-, Hand- und Fußbewegungen. Ab und zu stand sie still, wie die Tanzregel es vielleicht vorschreiben mochte, und dann verdrehte, streckte und verrenkte sie minutenlang den Körper in häufig nicht ganz dezenten Pantomimen. Die Personen schienen ob ihres Tanzeifers förmlich in Ekstase zu geraten. Meine Leute jubelten und ich mußte auch lachen. Als wir endlich die Stadt erreicht hatten, stellte sie ihre Kunstproduktionen ein. Der Zug bewegte sich wiederum langsam vorwärts. Alle Neger liefen aus ihren Hütten herbei und bildeten ein förmliches Spalier oder schlossen sich hinter uns dem Zuge an. Auf dem Marktplatz angelangt, machte die Königin wiederum Halt, und während die Musik spielte, begann sie ihre Tanzproduktionen von Neuem. Der große Marktplatz war so voller Menschen, daß sie wohl nach Tausenden zu zählen waren. Alle klatschten, jubelten oder

527 Die Kartenlegerin. Lithographie von B. [illegible] 19[illegible]

pfiffen auf den Fingern vor Vergnügen ihrer Königin zu. Tanzend bewegte sie sich allmählich ihrer Kipanga näher, und hinter ihr her der ganze Zug. Als sie bei der Umzäunung ihrer Wohnung angelangt war, machte sie eine große Handbewegung, die Musik schwieg, der Tanz war vorbei. Sie winkte uns, worauf wir wie den Ältesten fürgen und ihr durch eine einfache, sechs Fuß hohe Tür auf einen großen, viereckigen, von allen Seiten umfriedigten Hof folgten. An dem Zaune zu beiden Seiten des Eingangs waren 20 bis 30 Menschenschädel angebracht. Auf einem freien Platze in der Mitte stand innerhalb einer auf einem niedrigen Gerüst ruhenden Schale ein Fetischbild, bestehend aus einem plump aus Holz geschnitzten menschlichen Oberkörper. Die Herrscherin ging uns voran über den ersten Platz und kroch durch eine zweite Umzäunung, in welcher sich eine viereckige niedrige Öffnung als Eingang befand. Wir folgten ihr und kamen auf einen anderen großen eingehegten Platz, auf dem verschiedene große Hunde 6

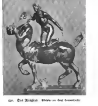
528 Die gnädige Frau. Zeichnung von Gravelot aus dem „Courrier lyrique" von 1668

standen. Eine Negerin aus ihrer Begleitung brachte mich und die Dolmetscher durch eine ganz niedrige Öffnung in den rechts stehenden ersten Fundo, während die hohe Dame in eine andere Hütte gekrochen war. Als wir hier einige Zeit gewartet hatten, erschien die Lukokescha, von ihrer Mutter, ihrem Manne und von einigen Damen begleitet. Gleich darauf wurde ein großes Gefäß mit Palmwein gereicht, ein Trinkgefäß wurde von einer Sklavin mit Wein gefüllt und mir zuerst zum Trunk angeboten, darauf meinen Dolmetschern. Nachdem wir Wein zur Genüge getrunken hatten, ließ sich die Lukokescha das Gefäß füllen und kroch mit demselben auf allen Vieren in das innerste Gemach der Hütte, um dort ungestört den Wein zu trinken, da alle hochgestellten Personen in Mussumba weder essen noch trinken, sobald sie von anderen gesehn sind. Nachdem die Königin ihren Palmwein genossen hatte, rief sie mich zu sich in das kleine innerste Gemach, um mir dasselbe zu zeigen. In der Mitte des Fundo's war ein etwa 5 Fuß breiter und 6 Fuß langer Raum mit Strohmatten eingefriedigt, welche, senkrecht gestellt, die Wände bildeten. In eine dieser Strohmatten war ein ziemlich großes, viereckiges Loch als Eingang geschnitten. Eine Strohmatte lag in der Mitte auf dem Boden, an ihrer Seite

519 Die Königin von Saba. Skulptur von Herrera

ein kleiner Haufen halbverkohlter Holzstücke, andere Zimmerdekorationen waren nicht vorhanden. Dies sind die Eß-, Schlaf- und Wohnplätze der Großen, sobald sie allein zu sein wünschen. Nachdem wir zu der anderen Gesellschaft zurückgekehrt waren, mußte ich derselben, auf Wunsch der Luikeschu, meinen Arm zeigen, dann die Brust usw. Die hohe Dame äußerte jetzt den Wunsch, mich zu entkleiden, wogegen aber meine Dolmetscher energisch Protest einlegten. Als Grund meiner Weigerung wurde angeführt, daß eine Entkleidung gegen die Sitten eines Weißen verstoße. Nachdem eine Stunde mit Plaudern vergangen war, drückten wir der ganzen Gesellschaft die Hand, um uns zu entfernen. Am Ausgange der Umzäunung hielten die Diener der Luikeschu eine Sklavin und zwei Ziegen in Bereitschaft, welche sie selbst mir als Geschenk überwies. Gleichzeitig bemerkte sie,

daß sie mich heute Nachmittag noch besuchen würde. Die Geschenke wurden hinter uns her auf die Straße gebracht, wo meine Träger uns erwarteten. Hierauf ritten wir nach meinem Fundo zurück, gefolgt von der königlichen Musikkapelle, welche uns klingenden Spiels bis zu mein Haus begleitete. Die Lukokescha ist eine groß und schlank gebaute Dame, und ihrer groben Züge und starken Lippen wegen nicht schön. Ihr Gang ist etwas einwärts. Sie ist entschieden eine intelligente, sehr lebhafte und durchaus gutmütige Person. Eine gewisse königliche Würde läßt sich ihr nicht absprechen. Sie ist, wie schon erwähnt, nicht verheiratet, sondern hat einem ihrer Sklaven den andern Sklaven gegenüber besondere Vorrechte eingeräumt und behandelt ihn als ihren Mann. Derselbe wird von ihr vielfach um Rat gefragt, obgleich er kein offizieller Ratgeber ist. Die Lukokescha, als höchste Würdenträgerin des Staats nach dem Herrscher, darf keine leiblichen Kinder haben, da sie gleichsam in abstracto als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Kinder gilt. Zwei von der jetzigen Lukokescha geborne Kinder sind nach der Geburt sogleich getötet worden. Ich war seit etwa einer Stunde in meinen Fundo zurückgekehrt, als die Lukokescha, von einigen Damen gefolgt, auf den Schultern eines Sklaven geritten kam. Ich beschenkte sie mit einem Stück Seife, das ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, und welches sie aus Neugierde mitnahm. Da sie mich im Laufe der Unterhaltung unaufhörlich quälte, ihr einen roten Rock zu schenken, so nahm ich in Ermangelung eines solchen endlich meine Zuflucht zu einem meiner Hemden, das sie, als es sich in ihrem Besitz befand, sogleich anzuziehen wünschte. Als meine beiden Dolmetscher sich ans Werk machten, ihr bei der Toilette zu helfen und ihren Kopf durch das Gewand stecken wollten, legte sie gestikulierend Protest ein, da sie diesen Liebesdienst von mir erwiesen zu haben wünschte. Meine Dolmetscher mußten mir indessen helfen, denn es war ein schwieriges Stück Arbeit, Kopf und Arme durchzuzwängen, wohin sie gehörten. Nachdem ich sie noch mit etwas Zwieback, einer Klingel und einigen Perlen beschenkt hatte, zog sie sehr befriedigt wieder ab, allseitig von ihrem Unterhaare bewundert ob ihres seltenen Kostüms. Als ich am Abend allein von einem Spaziergang zurückkehrte, kam mir die Lukokescha mit drei Hofdamen und einigen Sklaven schon zehn Minuten vor meiner Wohnung entgegen, um mit mir nach meiner Wohnung zu gehen. Die Person machte mir heute geradezu eine Liebeserklärung, welche mir nichts weniger als angenehm war, ich sollte sie besuchen und bei ihr bleiben usw. Sie beschenkte mich in meiner Hütte mit Zuckerrohr und einem Leopardenfell und führte eine lebhafte Unterhaltung mit ihren Damen, welche oftmals in ein allgemeines Gelächter ausartete. Als eine der jungen Damen einen Scherz zu



530. Das Reitpferd. [illegible]

520 Ein [illegible] schlechte Botschaft. Gemälde von [illegible]. Louvre

machen schien, welcher die anderen und ihre Herrin in Heiterkeit versetzte, ergriff die letztere eine auf dem Boden liegende Stange Zuckerrohr und schwang sie scherzend auf das Haupt der wichtigen Dame. Nachdem der Hauptzweck des Besuches erreicht war, und die Königin einige Geschenke in Empfang genommen hatte, bestieg sie glücklich wieder ihren Sklaven .... Heute wurde im Lager erzählt, daß die Lukokescha ihren Sklavinnen bei Strafe der Tötung verboten habe, ohne ihre spezielle Erlaubnis mich zu besuchen .... Die Lukokescha erschien Nachmittags sitzend auf dem Elephantenmarschband, den Lukano, da sie in Staatsgeschäften beim Muata Jamwo gewesen war. Muata Jamwo hatte nämlich die Absicht gehabt, zwei Kilolo's und zwei seiner Sklavenweiber hinrichten zu lassen, weil die Delinquenten Liebschaften miteinander gehabt hatten. Die Lukokescha war noch ganz heiser und aufgeregt von ihren Verhandlungen mit dem Könige. Sie äußerte, daß Muata Jamwo schon Recht habe, die Hinrichtungen vornehmen zu lassen, er sei aber noch zu kurze Zeit auf dem Throne, und da die Männer Kilolo's wären, so habe sie um Schonung gebeten .... Muata Jamwo schickte mir heute gegen Abend durch einen Kilolo die Botschaft, daß der Blitz gestern in einen Baum, welcher auf seiner Pflanzung am Bache in der Nähe der Wächterhütte steht, eingeschlagen hätte. Es schien für den Häuptling eine ernste, gefährliche Begebenheit zu sein, die als Fetisch gedeutet werden mußte .... Die Volksversammlung scheint einstweilen noch aufgeschoben zu sein, da die Lukokescha seit heute wegen Unwohlseins auf mehrere Tage ganz zurückgezogen leben muß .... Wegen des Blitzschlages war bereits Ministerrat abgehalten worden. Muata Jamwo hatte den Kipanga (Wahrsager) konsultieren müssen, um den Missetäter festzustellen. Auf Veranlassung der Lukokescha aber war die Untersuchung unterblieben, da es nach ihrer Ansicht nichts Ungewöhnliches sei, wenn der Blitz in einen Baum einschlüge .... Als die Benni nach dem Tanze vor dem Kipanga bei ihrer Tipoya saß, war sie von zwei Sklavinnen umgeben, welche ihr mit zwei Wedeln, hergestellt

Ein keuscher Joseph

Anonyme Berliner Lithographie um 1830

532. Antiker Sklavenhandel. Gemälde von Léon Gérôme

von den Schwanzbüschelhaaren einer Palanka-Antilope, scheinbar die Fliegen abzuwehren sich bemühten. Die Braut führte stets, ehe sie in den Sando gekrochen war, einen aufgespannten Regenschirm. Die Toilette der Lukokescha war, wie gewöhnlich einfach. Sie hatte sich die Brust, Arme und beide Lenden mit einem starken weißen Tonstrich bemalt und trug zur Feier des Tages den Lucano (Elephantensehnen-Armring). Da die Lukokescha in abstracto als Mutter aller Muata Jamwo's und deren Kinder gilt, so übergab sie ihre Tochter dem Bräutigam, während Muata Jamwo nur durch einen Kaganda vertreten war."

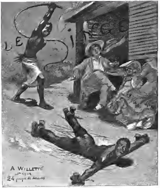
Zur Ergänzung des vorstehenden sehr charakteristischen Bildes, dessen Grundzüge aus Mutterrecht und Sklaverei bestehen, füge ich eine Notiz Wißmann's hinzu, der 1880—83 z. T. in Begleitung desselben Paul Pogge Afrika von West nach Ost durchquerte. Er schreibt: „Am 10. August 1881 erreichten wir die Residenz der Lukokescha des Moloßa-Reiches, der Schwester des Mona-Kimbundu (dies ist also wieder eine andere Lukokescha!) .... Am ersten Tage erschien, auf einem riesigen Sklaven reitend, die Lukokescha mit Geschenken. Eine schlanke, zierliche Figur mit fein geschnittener Adlernase, die den Zügen ganz das Negerhafte benahm, trat sie besonders angenehm auf durch ungemein, bemessene Bewegungen und eine harmonische Vereinigung von Weiblichkeit und gebieterischer Festigkeit ihren Leuten gegenüber. Wir zollten ihr unverhohlen unsere Anerkennung und nahmen während der zwei Tage unserer Anwesenheit noch öfter Gelegenheit, uns an ihrer liebenswürdigen, entgegenkommenden schwarzen Grazie zu erfreuen ...."

Ich könnte noch viele Parallelen hierzu beisteuern, muß mich aber kurz fassen. Daher nur noch eine Äußerung C. Morgen's vom Jahre 1893, die die Stellung des Mannes in solchen Zuständen überhaupt illustriert: „Neben dem Chef der gerechtlichen Ewinhen war es besonders Ngilla's Tochter Niku, welche mir ihre besondere Liebe und Zuneigung zu erkennen gab. Sie war ein stattliches, schönes Weib von etwa 20 Jahren, das, wie ich bereits früher erwähnt habe, mit einem ehemaligen Sklaven des Häuptlings (der diesem das Leben gerettet hatte) verheiratet war.

Dies hinderte Mia jedoch nicht, noch einige Dutzend Sklaven nebenbei zu haben. Afrika ist das Land der freien Liebe, und die Tochter des Wutehäuptlings schien ein ähnliches Exemplar zu sein, wie die Lukokesha am Hofe des Muata Jamwo. Auch der Häuptlingstochter schien der Europäer eine begehrenswerte Person. Früher hatte ich mich schon oft ihren Zärtlichkeitsäußerungen nur mit Mühe entziehen können. Unser neues Wohnhaus schien jetzt ihren Plänen günstiger zu sein. Sie betrat, auch außen hin würdevoll, mit ihrem Gefolge von etwa 20 Sklavinnen, mein Haus, doch dann ließ sie die Begleitung in dem äußeren Raum zurück, während sie selbst sich allein in meinen Wohnraum begab. „Hier will ich mit dir sprechen und mit dir verkehren, wo uns die gestrengen Augen des neidischen Volkes nicht erblicken können", sprach sie einst zu mir. Eines Morgens erschien sie bereits so zeitig, daß ich mich noch schlafend auf meinem Lager befand. Plötzlich fühlte ich mich von zwei Armen umfaßt, und aufwachend entdeckte ich die mit Rotholz bemalte Königstochter vor mir. Ihre Tracht hatte sich bereits stark an meiner Umhüllung abgefärbt. Diesen Umstand konnte ich zum Glück dazu benutzen, um mich ihren Liebesbeweisen zu entziehen. Ich erklärte ihr, daß die rote Farbe meine Wäsche und auch meine Haut ruiniere, sie dürfe sich daher stets nur aus einiger Entfernung mit mir unterhalten. Betrübt über diese Abweisung schlich Mia aus dem Zimmer. Aber so rasch gab sie ihr Ziel nicht auf. Am nächsten Abend erschien sie nur in Begleitung zweier treuer Sklavinnen, selbst als solche, das heißt ohne die für sie als Freie kennzeichnende rote Farbe. Glücklicherweise half mir diesmal die Anwesenheit meiner zur Beratung versammelten Kraalleute über ihre abermaligen Annäherungen hinweg. Jedoch habe ich in späteren Tagen noch viel mit Kabale und Liebe kämpfen müssen, denn ganz verderben wollte und durfte ich es mit der mächtigen Häuptlingstochter nicht, die mir viel nützen, aber auch viel schaden konnte."

Man sieht aus allen diesen Zügen, die sich in der Gegenwart abspielen, daß das Weib, wenn es die Macht dazu hat, nicht zögert, die Männer in jeder Weise als Sklaven zu gebrauchen. Mindestens in der gleichen Weise, wie in extrem vaterrechtlichen Zuständen die Herren mit weiblichen Leibeigenen umgesprungen sind. Indessen haben die oberen Schichten des Herrentums immer noch ebenbürtige Gattinnen neben sich gehabt, während umgekehrt die Weiber überhaupt nichts Gleichberechtigtes mehr neben sich duldeten. Dies rührt, wie ich in Kapitel V über Untertanentum ausführte, hauptsächlich daher, daß sich die Unterworfenen in dem einen Fall bedingungslos fügen, in dem andern nicht. Wobei wir wieder bei dem Unterschied der Geschlechter in der äußeren Betätigung des Machtgefühls angelangt wären. Wenn die dargebrachten ethnologischen Dokumente in die Form einer novellistischen Erzählung gekleidet wären, so würde das Urteil mangelhafter Sachkenner lauten, es handle sich um „Ausgeburten männlicher Phantasie", da derartiges in Wirklichkeit weder vorkomme noch je vorgekommen sei. Interessant ist gerade, daß sich trotz des Nichtkennens der tatsächlich vorgekommenen Zustände solche Wunschsymbolik in der männlichen Psyche von selber bildet (vgl. Seite 294, 307—314 und 408).

Zwei Möglichkeiten der Erklärung gibt es dafür. Entweder handelt es sich um erbliche erotische Anlagen, die ein für alle Mal im männlichen Geschlechtscharakter als integrierende Bestandteile drin stecken. Dann würde die fragliche Wunschsymbolik aus dem Grunde dieser natürlichen Anlagen so selbständig herauswachsen, wie etwa der Bastian'sche Elementargedanke (vgl. Seite 170) überall selbständig aus der allgemeinen Psyche der Menschheit erwächst. Oder es handelt sich um ein sogenanntes Züchtungsprodukt. Da die Erscheinungen zu den ungeheuren Reaktionsfähigkeiten gehören, kann diese Züchtung indessen nicht innerhalb eines Daseins erfolgt sein. Auch kaum innerhalb einer kleinen Zahl von Generationen. Sondern sie muß sehr, sehr weit in der



333. Buren-Drill. Titelblatt von A. Willette zu der „Assiette au beurre". 1902

Menschheitsgeschichte zurückliegen und außerordentlich lang anhaltende Ursachen gehabt haben. Man kommt so natürlich auf kühne Mutmaßungen, wie immer, wenn man davon geht, den entwicklungsgeschichtlichen Ursprung von Instinkten aufzudecken. Es läßt sich also mutmaßen, daß in der Vorzeit in unendlich langen Zeiträumen Sklaven-Instinkte erst gezüchtet worden sind, falls sie nicht schon (wie ich im Entweder-Oder annahm) von vornherein in der menschlichen Natur vorhanden waren. Ein unvererbtes und unterbewußtes Gedächtnis vorvergangener Geschehnisse aus der Reihe der Generationen wäre nichts Erstaunliches. Beim Untersuchen des Instinktes der Tiere treffen wir immer wieder auf derartige Tatsachen, und für die Vererbung der mehr äußerlich sichtbaren erworbenen Eigenschaften hat R. Semon in seiner Theorie von der „Mneme“, als dem erhaltenden Prinzip im Wechsel organischen Geschehens, sehr viele Belege beigebracht. Wenn wir die Abbildung Nr. 168 noch mal vergleichen, so ergibt sich, daß ein italienischer Kupferstecher im Jahre 1556 einen erotisch gefärbten Vorgang gezeichnet hat, den Pogge im Jahre 1875 mit eigenen Augen sieht in einer Kultur, die wir als ein restierendes Spiegelbild uralter mutterrechtlicher Verfassung betrachten müssen. Dieser Vorgang gehört nach der Meinung der Pathologen zur Anamnese des klinischen Masochisten, nach meiner Darstellung zur speziellen Wunschsymbolik des männlichen Begehrens (vgl. Seite 308 Goethes „Ich dacht', ich wär' ein Pferd usw.“). Ich überlasse es den Lesern zu entscheiden, welche Auffassung willkürlich gekünstelt und welche sachlich mit weitausgreifenden Beweisen gestützt ist. Jedenfalls dürfte auch eine in der letzten erfolgte Züchtung eines Instinktbestandteils vom Standpunkt der Medizin aus innerhalb der physiologischen Norm rangieren, denn derartige hypothetische und unmögliche Kuriositäten lassen sich praktisch gar nicht unterscheiden.

534 Zugtiere. Zeichnung von F. Kurts

Wir sehen das Reitmotiv auf den pompejanischen Wandmalereien Nr. 88 und 494, auf den deutschen Darstellungen Nr. 194, 517, 530, 537 und den Beilagen „Die Besiegerin“ und „Pan und Nympha“, auf den französischen Bildern Nr. 30, 161, 179, 514, 526, auf den englischen Nr. 101, 180 und der Beilage „Der starke Georg als Steckenpferd“. Die Blätter sind fast sämtlich schon an anderen Stellen besprochen worden. Hinzu kommt noch das bekannte Motiv „Aristoteles und Phyllis“ (siehe Kapitel XV). Ich möchte nur noch die Randbemerkung machen, daß die Abbildung Nr. 537, die sich „frei“ nach Böcklin nennt, ein ganz unfeines oder eigentlich freches Plagiat an Böcklin ist, wie sich an Hand der Beilage leicht feststellen läßt. Die Gegenüberstellung ist von psychologischem Wert.

535. Der einfältige Joseph. Komische Zeichnung von J. Kuhn-Régnier. 1912

Die Aktnachzeichnung nämlich, die doch ganz Böcklin ist, ist erst im erotischen Sinne gedacht. Wie soll man gegebenen Falls zwischen erotischer und künstlerischer Absicht unterscheiden? Es ist häufig ganz und gar unmöglich. Denn so wie ich den künstlerischen Geburtsakt auffasse, ist Böcklins Original in viel intensiverem Maße erotisch empfunden, als das bloß plagiierte Klischee. Für die Juristen, die nicht auf psychologischem Boden stehen können, wird in dieser Frage noch manche harte Nuß zu knacken sein. Sie experimentieren da sehr oft mit untauglichen Mitteln am untauglichen Objekt und suchen krampfhaft nach Nebenfaktoren. Augenblicklich ist die Preislage ausschlaggebend. Das Reichsgericht hat Abbildungen von unbekleideten Skulpturen, die auf den Straßen der Großstädte aufgestellt sind, als unzüchtig verurteilt, nur weil diese Abbildungen — als Ansichtskarten für einen Groschen das Stück gehandelt worden (vgl. dazu Kapitel XVI).

An das Reiten schließt sich psychologisch das Tragen und Fahren. Trägerdienst ist immer Sklavenarbeit, und hauptsächlich läßt sich das Weib tragen, weil es von Natur träge ist. Ein antikisierendes Gemälde (Abbildung Nr. 539) zeigt uns die „Römerin“ auf der lectica, jener tragbaren Chaiselongue, die von acht geschulten stämmigen Kappadokiern durch das Gewühl der Gassen getragen wurde. Ein antiker Autor unterrichtet uns darüber, daß die Tragsklaven mit nackten Oberkörper gehen mußten und gewöhnlich die Spuren einer frischen Züchtigung auf dem Rücken präsentierten, die ihnen auf das Geheiß der domina erteilt worden war, auf daß das Publikum

auch sehe, daß sie ihre Untergebenen gut zu regieren verstehe. Auf dem anonymen Farbenkupfer des 18. Jahrhunderts (siehe farbige Beilage „Der Tragsessel“) ist die Tragbahre zur Sänfte, der Diwan zum Stuhl geworden. Die Träger aber sind wiederum Sklaven, kenntlich an ihrer Hautfarbe, und wiederum haben sie ein Minimum von Kleidung an. Das führt uns zu einem wichtigen Umstand. Das Schamgefühl wird auch zu einem reinen Klassenmerkmal. Dem Sklaven, der keine Person, sondern eine bloße verfügbare Sache ist, kommt es nicht zu. Aber nicht nur, daß er sich selber nicht schämen darf, er wird auch schamlos behandelt. Und hierin sind gerade die Frauen stets groß gewesen. Eins der stärksten Beispiele, das überdies erst gut hundert Jahre her ist, erzählt Masson in seinen Mémoires secrets sur la Russie. Eine russische Edeldame ging mit einer Französin in einem öffentlichen Park spazieren. Zwei leibeigene Lakaien folgten in einiger Entfernung hinterher. Unterwegs kam die Russin ein Bedürfnis an. Sie winkte ihren Sklaven, ließ sich etwas abseits vom Weg von ihnen die Röcke aufheben und verrichtete, auf sie gestützt, das Geschäft. Auf die sehr erstaunte Frage der Französin, die etwas von Mißtrauen sagte, erwiderte die Russin gelassen, sie verstehe nicht, was sie wolle, das seien doch bloß Sklaven und keine Männer. Dies eine Beispiel mag für viele gelten, die sich aus jeder Epoche der Sklaverei gerade inbezug auf das Verhalten der Frauen in Menge beibringen ließen. Wir sahen einerseits, daß das Weib auf erotogenen Körperzonen ein verschiedenes Schamgefühl lokalisiert (Seite 509—513), wir sehen andererseits, daß das Schamgefühl nur den ebenbürtigen Klassengenossen gegenüber besteht. Dies bezeugt von neuem die gänzliche Relativität des Schamgefühls. Ich darf hinzufügen, daß das ängstliche Verhüllen in dem einen Fall ebenso eine Reizwirkung zu enthalten scheint, wie das sorglose Sichentblößen in dem andern Fall. Man vergleiche dazu die lehrreiche Mitteilung auf Seite 333, wo ein heute lebender Mann von sich, als dem Sklaven in der Wunsch-Idee, aussagt: „... zweitens aber müßte ihm jedes Schamgefühl genommen und er zum Tier erniedrigt werden usw.“ Hier könnte ebenso wie vorhin die Frage nach der möglichen Züchtung von Sklaven-Instinkten erhoben werden. Die Antwort darauf müßte wiederum die gleiche sein. Die Reizwirkung der mangelnden Scham geht indessen klar daraus hervor.

Ein weiteres Bild des „gefangenen“ Weibes ist die Spielkarte Nr. 520. Ich habe nicht den Raum dazu, sämtliche Bilder mit Parallel-Dokumenten zu belegen, obwohl das an und für sich möglich wäre. Nur zu der „Hängematte“ ein Beispiel. C. C. Robin hat in den Jahren 1802—6 die mittleren Teile Amerikas bereist und seine Beobachtungen in einem mehrbändigen Werk niedergelegt. Von Saint-Pierre auf Martinique sagt er: „Die meisten Straßen sind für Wagen unzugänglich, weil sie zu steil gebaut sind. Daher sieht man unsre trägen Kreolinnen bloß in Sänften oder noch üppiger in Hängematten, die an den Köpfen von zwei Neger-Sklaven befestigt sind.“ Derselbe Autor weiß zu erzählen: „Besonders bemerkenswert finde ich, daß die weißen Kreolinnen sich ihren Sklaven gegenüber viel unerbittlicher benehmen als die Männer. Ihr träger und lässiger Gang, die unmenschlichen Dienstleistungen, die sie fordern, enthüllen eine fast apathische Indolenz. Indessen, gehorcht der Sklave nicht schnell genug, ahnt er nicht was ein Wink oder nur ihr Blick besagen wollte, so sind sie augenblicklich mit einer furchtbaren Peitsche bewaffnet. Da ist plötzlich ihr Arm nicht mehr so schwach, daß er kaum einen Shawl oder ein Riechfläschchen tragen konnte, da ist ihr Körper mit einem Mal nicht mehr so hinfällig, daß sie knapp ohne Unterstützung zu gehen vermochten. Sofort wird eine Züchtigung anbefohlen, ungerührten Auges sehen sie zu, wie das Opfer am Boden ausgestreckt und an vier Holzpflöcken befestigt wird (Abbildung Nr. 533). Sie zählen die Schläge mit, und drohend erhebt sich ihre Stimme, wenn der Arm des Schlagenden

536. Amerikanisches Lynchgericht. Zeichnung von [illegible]

erlahmt, wenn das Blut nicht reichlich genug fließt. Ihre bisherige Empfindsamkeit verkehrt sich in rasende Wut, sie haben das direkte Bedürfnis, sich von Zeit zu Zeit an einem grausamen Schauspiel zu weiden. Sie brauchen förmlich zur Auffrischung ihrer Schlaffheit dies gellende Geschrei, sie müssen immer wieder Blut fließen sehen. Da sind einige, die in ihrem Paroxysmus auf ihre Opfer losfahren, sie kneifen, ja beißen . . ."

Hören wir denselben Autor, der übrigens nur ganz nebenbei von diesen Dingen spricht, noch gleich an einer andern Stelle: „Die jungen Kreolinnen, von schwachen Eltern verhätschelt, machen aus den Negern ihrer Umgebung einfach ein Spielzeug ihrer Launen. Zum bloßen Zeitvertreib peitschen sie die gleichaltrigen Sklaven, wie es ihre Eltern mit den Erwachsenen machen. Wenn sie nun in das Alter kommen, wo die Leidenschaften stürmisch werden, so kennen sie keinen Widerspruch mehr; sie verlangen, daß jeder Befehl, ob möglich oder nicht, unmittelbar ausgeführt werde. Andernfalls rächen sie ihren verletzten Hochmut durch verdoppelte Züchtigungen . . . Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem europäischen und kreolischen Charakter. Der erste braucht Zorn, um unsre sich zu gerathen, während der andere fünfundzwanzig, dreißig Peitschenhiebe ohne die geringste Erregung kommandiert. Die Kreolin ist eine gänzlich kalte Zuschauerin und läßt die Züchtigung mit völliger Gleichmütigkeit verdoppeln und verdreifachen . . ."

Derartige Schilderungen objektiver Beobachter dürfen als absolut typisch gelten. So zahlreich sind sie. An nichts gewöhnt sich übrigens das Weib der herrschenden Klasse leichter, als an sklavische Bedienung. Eine Mrs. Child, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Enquête hierüber in den Südstaaten der Union veranstaltete, schließt mit den Worten: „Diejenigen Damen, die von einem freien Staat nach einem sklavenhaltenden überfahren, schreiben anfänglich ausnahmslos, daß ihnen der Anblick der Sklaverei zunächst höchst peinlich sei. Daß sie sich aber schnell daran gewöhnten. Daß sie nach einer Weile das System skrupellos übernähmen unter der Begründung, es sei doch außerordentlich bequem, so unterwürfige Bedienung zu besitzen." Dieselbe Beobachterin erzählt von einer Dame aus dem Norden, die einen Plantagenbesitzer heiratete. Sie galt als ein liebenswürdiges, gefühlvolles und heiteres Wesen. Nach einigen Jahren kehrte sie nach den Neuengland-Staaten zurück. Sie brachte nur einige wenige Sklaven mit und diese mußten nun so härtere Hausarbeit leisten. Eine Negerin hatte die Frühlage ihrer Herrin zu fürgen und mußte außerdem alles waschen, plätten und aufscheuern. Wenn sie noch

537 Faun und Nymphe. Nic. Pogin, „Tafel" nach Stella

Pan und Nymphe von Arnold Böcklin

Mit Genehmigung der photographischen Union in München

Albert Langen, München

Die üppige Susanne Gemälde von Arnold Böcklin
Mit Genehmigung der Photographischen Union in München

Albert Langen, München

einer mit den Sänglingen schlaflos verbrachten Nacht am andern Morgen eine veränderte Gesichtsfarbe zeigte, so applizierte sie die Herrin höchsteigenhändig (with her own lady-like hands) die eindösiedene Peitsche, daß die Nachbarschaft vom Geschrei widerhallte. Das Instrument hing beständig auf der Diele, zum nicht geringen Befremden der Neuengland-Besucher. — Als die englischen Kriegsschiffe Leven und Barracouta im Jahre 1823 die Mozambique-Küste untersuchten, wurden die Offiziere auch von einem portugiesischen Großkaufmann, dem Senor Manuel Pedro d'Almeydra eingeladen. Sie waren alle einstimmig des Lobes voll über dessen Gattin Donna Sophia, als der schönsten und vornehmsten Frau, die sie seit der Abfahrt von England zu Gesicht bekommen hätten. Captain Owen, der die Expedition führte, drückte gesprächsweise seinen Abscheu vor der Sklaverei aus. Darauf erwiderte der Senor lächelnd: „Sie brauchten nicht lange hier zu sein, um Ihre Ansicht zu ändern. Sehn Sie zum Beispiel meine Sophie. Bevor sie mich heiratete, mußte ich ihr das feierliche Versprechen geben, vom Sklavenhandel zu lassen. Anfangs, als wir uns in Mozambique niederließen, intervenierte sie stets zu Gunsten der Sklaven, und wenn gestraft wurde, schwammen ihre Augen in Tränen. Und nun ist sie beständig unter der Sklavenschar von früh bis spät. Sie regiert meine ganze Sklavenschaft, sie untersucht jede vorkommende Nachlässigkeit, ordnet die Bestrafung an, steht dabei und schaut zu, wie gepeitscht wird.“

538 Vor dem Toilettentisch
Zeichnung von Aubrey Beardsley

Das Motiv des durch Menschenkraft gefahrenen Weibes ist schon erwähnt worden. Vgl. dazu die Abbildungen 132—134, die sozialen Karikaturen Nr. 178 und 193, sowie die psychologische Erörterung auf Seite 322—324 zu dem altdeutschen Holzschnitt Nr. 240 „Der Ehemann als Karrenhund“. Auch Jean Veber's „Angstmann“ (Abbildung Nr. 159) ist bereits besprochen, er paßt vortrefflich in diesen ganzen Zusammenhang. Die Zeichnungen Nr. 534 und 545 geben die ganz spezielle Note. Die Vignetten Nr. 338 und 341 sind mehr humoristisch, die Lithographie Nr. 352 ist zeitgenössisch-aktuell, der Kupfer Nr. 247 symbolisierend. Nach meiner Auffassung vom Wesen der künstlerischen Produktion sind sie alle gleichmäßig erotischen Ursprungs, ob sie nun sinnlicheren oder symbolischeren oder sonst einen Gehalt zur Schau tragen.

Auch bei den folgenden Abbildungen vermag ich in der psychologischen Bewertung keinen

528 Die Räuberin. Gemälde von Cormon. Photo Braun, Clément & Co.

Unterschied zu machen, da es nur darauf ankommt, welche Gestaltungen überhaupt dem frei schaffenden Männerhirn entspringen. Ich gehe immer davon aus, daß diese Gestaltungen oder Projektionen einer unwiderstehlichen inneren Richtung folgen. So läßt sich zwischen Abbildung Nr. 505 und 518, die sich beide auf den Sklavenhandel beziehn, nur diejenige Differenz erkennen, die zwischen der Neigung zum Herrschen und der zum Beherrschtwerden besteht. Wir haben auf Seite 220 f. gesehn, daß diese beiden Komplemente ein und derselben einheitlichen Empfindungsqualität angehören. In derselben Weise, da Männer die Urheber der Kunstwerke sind, stehn sich die Sklavinnen und dem Gebiete der Sklaverei gegenüber einmal die Nr. 506—510 und 522—525, das andere Mal die Nr. 496, 499, 501, 516, 519. Die Abbildung Nr. 228 enthält in dieser Hinsicht beide Komplemente. Gerade diese letzte Szene zeigt sehr deutlich, daß das Bild ein psychologisches Dokument ist viel mehr inbezug auf das produzierende Männerhirn, als inbezug auf den geschilderten Vorgang selber. Leopold ist niemals mit der Tänzerin im Kongo gewesen. Die Szene ist, wenn man will, glatte Verleumdung. Es entspricht nicht einmal den Tatsachen, daß man diesem betriebsamen belgischen Großkaufmann eine ewige Cléo angehalst hat. Aber dem Zeichner liegt die Ideenassoziation und er weiß, daß sie den Betrachtern gefallen und plausibel erscheinen wird. Wenn noch irgend ein Zweifel darüber herrschen könnte, daß dies die Psychologie des Ganzen ist, so wird er behoben durch die Unterschrift, die der Zeichner F. J. unter dies Bild in der Assiette au beurre, Jahrgang 1904, gesetzt hat. Da steht: „Léo: Man behauptet, ich sei dein Liebhaber! — Cléo: Man sagt, ich sei deine maîtresse! — Beide (Kongo sprechend): Weißt, daß die dämlichen Spießer

's Maul aufreißen und 's Geschöpfchen fischi, bis, Gies, bleibet wie ein Herz und eine Seele, unter unserer teuren Devise Einigkeit macht stark!" In Kapitel XVII werde ich noch an andern Beispielen zeigen, wie sich die einmal produzierte und dann gemeingläubig weiterkolportierte erotische Ideenassoziation an die Sohlen der exponierten geschichtlichen Figuren heftet, eine typische Erscheinung, die eben für jene Figuren im Grunde garnichts beweist. Das stärkste hat hierin Suetonius geleistet. Seine Biographien der zwölf römischen Kaiser von Caesar bis Domitian sind ein einziger Taumel erotischer Erfindungen, die er aus seinem eigenen leidenschaftgetrübten Hirn hervorholte. Und siehe da, keins seiner Bücher ist so lückenlos erhalten wie gerade dies, weil keins mehr beifälligen Gläubigen fand. Die Idee ist in der Erotik stets maßgebender als die Tat, und auch hundert römische Kaiser hätten in Wirklichkeit das Lastprogramm nicht zu absolvieren vermocht, das der geniale Pornograph der Weltgeschichte einem Dutzend von ihnen nachträglich aufs Brot gelegt hat gleich — Nicolai dem Werther. Die physischen Fähigkeiten des Menschen sind beschränkt. Richtig ist, daß der eine mehr verträgt und der andere weniger. Gerade wie beim Rauchen und Trinken. Aber die sich verausgabt haben, sind bis auf weiteres gleichmäßig verarmt, und der „Wüstling" ist eine blinde Wunschidee. Denn in der Liebe vermag sich niemand bis zur vergifteten Bewußtlosigkeit zu übernehmen, wie am Alkohol. Dazu fehlt jede physiologische Möglichkeit. Durch die Geschichte aber wandeln unablässig die Wunschgestalten der erotischen Verleumdung, und die Peitsche der satirischen Kritik flagelliert im Grunde stets die eigene Ideen-Assoziation. Was heißt da historische Wahrheit?

540. Pedinare. Nach einem Gemälde von Hermann Schlösser

Die folgenden Abbildungen, wenn sie sich auch auf das Thema „Sklaverei“ beziehen, stellen doch im wesentlichen nur das erotische Machtgefühl des Weibes dar. Dies Verhältnis ist der Ausdruck davon, daß sich das Weib in seinem Drange nach Machtbetätigung niemals bequemer ausleben kann, als wo ihm in irgend einer Form ein Sklaventum zur Verfügung steht. In Zeiten, wo es an Leibeigenschaft mangelt, wird eben das Lohngesinde tyrannisiert. Das kommt auf eins heraus. Je unbefriedigter eine Ehefrau sexuell zu sein pflegt, um so mehr tyrannisiert sie das Dienstmädchen.

Innerhalb eines Zeitraumes von kaum vier Jahren hat die Angeklagte nicht weniger als 49 Dienstmädchen gehabt, und kein Mädchen hat, wie die Beamten auf dem Gemeindeamte in Erfahrung brachten, den Dienst verlassen, ohne Schläge bekommen zu haben. Im Mai vorigen Jahres trat das kurz vorher aus der Schule entlassene Mädchen Anna in den Dienst der Angeklagten, und alsbald begann für die Ärmste eine schwere Leidenszeit. Fast täglich erhielt sie Prügel mit einer Klopfpeitsche, wobei sich das Mädchen auf Geheiß der Dienstherrin auf den Fußboden legen und ihre Kleider hochnehmen mußte. Hosen durfte das Mädchen nicht tragen, damit die Angeklagte bessere Gelegenheit hatte, die Schläge fühlbarer zu machen. Das Mädchen bekundete, daß sie bei jeder kleinen und kleinsten Gelegenheit furchtbare Prügel bekommen habe. Auch auf die Lippen sei sie geschlagen worden, so daß diese aufsprangen. Zum Ankleiden und Waschen habe die Dienstherrin ihr nur wenige Minuten gelassen. Sei diese Zeit überschritten worden, dann habe die Angeklagte sie mit kaltem Wasser begossen, so daß sie in nassen Kleidern habe arbeiten müssen. Sie habe nicht gewagt, sich ihren Eltern anzuvertrauen, denn ihre Dienstherrin habe gedroht, sie bei der Polizei anzuzeigen, weil sie einmal etwas genascht und zu einem Briefe an die Eltern eine Briefmarke entwendet habe. Schließlich habe sie die furchtbaren Qualen nicht mehr ertragen können und habe sich dann an die Eltern gewendet.

Das wird immer so bleiben, so lange es Hausfrauen und Bedienung gibt. Keine Moral und keine soziale Verfassung kann das je ändern. Der Fall ist auch nur vors Gericht gelangt, weil er durch Prügel kompliziert war. Den meisten Hausfrauen genügt das Zanken zur Auslösung einer „herrschaftlichen“ Befriedigung, d. h. zur Erregung derjenigen Wollust, die sie an der Seite des konventionellen Ehegatten nicht finden. Abbildung Nr. 513, eine Illustration zu „Onkel Toms Hütte“ zeigt die „gebieterische Kreolin“ in derselben lustbetonten Zornstimmung. Wehe der Bedienung, die bei der Toilette der „Plantagenbesitzerin“ (Abbildung Nr. 511) einen geringfügigen Verstoß beging! „Toilette“ bedeutet das Weib schmückt sich, um die erotische Emanation, die von ihr ausgeht, durch ästhetische Mittel noch zu verstärken. Diese Beschäftigung versetzt sie daher schon an und für sich in Wollust. Was Wunder, wenn die morgendliche Irritation weitere Handlungen zeitigt, die für den Ausdruck des erotischen Machtgefühls typisch sind? Nicht nur im alten Rom war die Bedienung beim Lever der Gnädigen in dem Grade Genußmittel, daß

514 „Herrin droht“ [illegible] „... hält sich den Ende für einen Mann“ Zeichnung von Lapeyre aus der „Ambiance au lumoir“ 1912

542. Die Domina. Lithographie von A. Willette

die Sklaven schon mit entblößtem Oberkörper antreten mußten, um das Zwicken, Stechen und Schlagen bequem zu machen. Fast das gleiche berichtet vor hundert Jahren ein kritischer Beobachter von den deutschen Baroninnen der baltischen Provinzen Rußlands, die um eines gezausten Haares willen ihre leibeigenen Mägde mit dem Pantoffel ins Gesicht schlugen oder sie niederstrecken ließen und ihnen den Kantschu gaben. Und dieses selbe Bild ist aus allen Zeiten nachweisbar. Man vergleiche hierzu Abbildung Nr. 503, einen russischen Kupfer, der das Leben im Terem darstellt. Hier ist noch die russische Spezialität, daß die eine Magd der Herrin beständig die Füße kitzeln muß. Die Fußkitzlerinnen nahmen bei Hofe einen offiziellen Ehrenrang ein. Die Marquise auf Abbildung Nr. 528 wiederum genießt den erwähnten Mangel an Schamgefühl gegenüber dem Lakaien, der ihr ein Schreiben ihres Verehrers überreicht. Nicht viel anders benimmt sich die Moderne auf Abbildung Nr. 541, während die Engländerin des Kupfers Nr. 498 anscheinend zu Handgreiflichkeiten übergeht. Bei allen diesen Darstellungen darf nie vergessen werden, daß sie zwar erweisbare Szenen aus dem wirklichen Leben schildern, daß die Künstler aber freiwillig, d. h. aus innerem Antrieb

543. Massage. Lithographie von R. Bellanger. 1900

den Stoff wählten. Woraus hervorgeht, daß die so abkonterfeiten Eigenschaften des Weibes von ihnen nicht als reizlos empfunden wurden.

Das Extrem des Machtgefühls hat Leconte de Roux auf seinem Gemälde (Abbildung Nr. 531) gezeichnet: die Sklaven, die der Herrin schlechte Botschaft brachten, büßen die Erregung von Unlustsstimmung mit dem Leben. Das Extrem des Untertanentums ist die Harfenistin, die ihrer Herrin das Loblied der Schönheit singt (Abbildung Nr. 529). Sie gleicht der dunkelhäutigen Djala, die in Pierre Louys' Roman „Aphrodite" vor der Kurtisane Chrysis kauert.

Die Toilette war zu Ende. Die lächelnde Chrysis hob sich und sagte zu der Inderin: „Sing!" Sie saß aufrecht in ihrem marmornen Lehnstuhl. Die goldenen Haarnadeln waren wie eine Strahlenkrone hinter ihrem Antlitz. Ihre Hände lagen auf dem Busen und die ziegelfarbigen Fingernägel glühten wie Perlen eines Halsbandes. Die weißen Füße waren übereinandergeschlagen auf der steinernen Trittstufe. Djala kauerte an der Mauer und dalmatische Liebesgesänge von den Ufern des Ganges gegen ihr kunst den Sinn „Chrysis ..." Sie sang in eintönigem Tonfall: „Chrysis, deine Haare sind wie ein Bienenschwarm, der sich hängt an Zweigen. Der warme Hauch des Südens durchstreicht sie mit dem Tau der Liebeskämpfe und dem feuchten Geruch nächtlicher Blüten." Das junge Weib fiel ein mit dem Refrain, doch sanfter und leise: „Meine Haare sind wie ein endloser Strom der Ebene, wenn der Abend in Flammen verlischt." Dann fuhren sie fort, immer wechselnd: „Deine Augen sind wie die blauen Wasserlilien, die unbewegt auf dem Weiher ruhn." — „Meine Augen sind unter dem Wimpernschatten wie ein tiefer See unter schwarzen Ästen." — „Deine Lippen sind zwei zarte Blumen und darauf ist getropft das Blut einer Rehkitz." — „Meine Lippen sind wie die Ränder einer brennenden Wunde." — „Deine Zunge ist der blutige Dolch, der die Wunde schuf deines Mundes." — „Meine Zunge ist wie ein kostbarer Stein, sie ist rot vom Schimmern meiner Lippen." — „Deine Arme sind rundgedreht wie zwei Elfenbeinzähne, und deine Achsel ist wie ein Mund." — „Meine Arme sind schlank wie Stengel der Lilie und die Finger daran gleich fünf hängenden Knospen." — „Deine Schenkel sind wie Rüssel des weißen Elefanten, und sie tragen die Füße wie rote Blüten." — „Meine Füße sind zwei Blätter der Seerose und meine Schenkel zwei geschwellte Knospen des Neuphar." — „Deine Brüste sind zwei silberne Schilde, deren Buckel in Blut getaucht haben." — „Mein Busen ist der Mond und der Widerschein des Mondes im

541 Bedienung. Gemälde von V. Gaspar. Phot. Braun, Clément & Co.

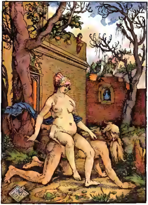
Wasser." — „Dein Nabel ist wie ein tiefer Brunnen in reifiger Sandwüste und dein Bauch wie ein junges Lämmchen, das an der Mutter saugt." — „Mein Nabel ist eine runde Perle auf gestürzter Schale und mein Schoß wie die klare Mondsichel im Wasserdickicht." — Ein Schweigen trat ein. Die Sklavin rang die Hände und krümmte sich am Boden. Und die Kurtisane sagte fest: „Sie ist wie eine purpurne Blume voll von Honig und Düften. Sie ist wie eine Qualle im Ozean, voll Weichheit und Leben und im Dunkeln geöffnet. Sie ist eine dampfige Grotte, ein ewiglich Lager, die Zuflucht, da der Mann sich ausruht auf seiner Pilgerreise in den Tod." — Die Hingestreckte murmelte nur leise noch: „Sie ist furchterregend. Sie ist die Meduse." — Chrysis setzte den Fuß auf den Nacken der Gefallenen und befahl zitternd „Djala...!"

Die Klangmalerei der Pierre Louys'schen Prosa läßt sich leider nicht voll übersetzen. Die Probe ist zugleich ein Muster der orientalischen Schönheitsmetapher. — Weiter sieht man auf den Abbildungen Nr. 500 und 515 das von Sklaven getragene Schleppkleid. Die moderne Damenschleppe ist in der Mitte des 14. Jahrhunderts entstanden und bis auf den heutigen Tag ein Klassenmerkmal geblieben. Auch der jüngste Versuch, sie „einzubürgern", d. h. ihr das Klassenmerkmal zu nehmen, ist durch den allgemeinen Sieg des fußfreien Rockes gescheitert. Das Schleppkleid bezeichnet deshalb die Vornehmheit, weil es seine Trägerin am Gehen behindert. Es ist derselbe Moment, wie bei der Korpulenz und der Fußverkrüppelung der Chinesen. Das vornehme Weib muß träge sein, so träge, daß es selbst beim Gehen noch der Unterstützung bedarf, hier also des Tragens der Schleppe durch entsprechende Bedienung. Dies ist also die wesentliche Kausalität der Schleppe; ästhetische Gesichtspunkte, wie Fluß der Linien oder Vergrößerung der Rockmassen, sind sekundärer Natur. In der Abbildung Nr. 495 sehen wir eine „vornehme Dame mit Mohrenpagen". Es scheint für sie genug der körperlichen Bemühung, daß sie eben die Rose vom Stengel pflückt. Ihre Rechte sucht schon den Stützpunkt auf der Schulter des Sklaven, der ihr das Blumenkörbchen präsentiert.

Ich sagte, daß die „Toilette" des Weibes eine erotische Vorlaß-Stimmung bedeutet. Es ist daher auch charakteristisch, daß sich die männlichen Künstler mit so großer Vorliebe diesem Thema widmen. Weibliche Vorlust ist männliche Vorlust. Wir haben uns hier mit einer kleinen Anzahl von Bildproben begnügt, die alle gleichzeitig die spezielle Note „Bedienung bei der Toilette" erfüllen. In der Regel handelt es sich um die Reinigung des Körpers. Derartige Szenen gelten in der Kunst aller Völker als darstellenswert, während niemand darauf verfällt, die körperliche Reinigung des Mannes zu verewigen. Wiederum eine bemerkenswerte sexuelle Differenzierung! Das Baden und Waschen führt uns Tiepolo vor (Abbildung Nr. 7); Mägde sind emsig beschäftigt, darunter auch eine schwarze Sklavin; ein Page oder vielleicht Kindchen kommt mit dem Handspiegel, der gleichsam ein Requisit des Weiblichkeitsbewußtseins ist (vgl. Seite 165—67). Abbildung Nr. 68 zeigt den Liebhaben bei der Fußwaschung, Nr. 544 und 521 die moderne Zofe beim Abtrocknen und im Seebade. Pedikure und Manikure, diese ganz neue Renaissance der römischen Antike, sind in den Abbildungen Nr. 540 und 543 vertreten. Die Hilfe beim Ankleiden in den Abbildungen Nr. 502 und 527. Kulturhistorisch ist dazu zu bemerken, daß die vornehmen Damen des 17. und 18. Jahrhunderts hierbei vielfach männliche Bedienung vorzogen, auch, wie ausdrücklich berichtet wird, beim Wechseln der chemise. Heutzutage ist dagegen der Damenfriseur beliebt (Abbildung Nr. 538). Er gehört zwar nicht zum Gesinde, sondern nur zum Abonnement, doch kenne ich Damen in Berlin W, die sich ihm gegenüber ebenso nonchalant benehmen, wie die Bojarinnen aus der Zeit der zweiten Katharina. In der Lithographie des unvermeidlichen Adolphe Willette (Abbildung Nr. 542) ist die „Domina" endlich zum Ausgehen fertig.

545 Im Joch

Zeichnung von W. Oberstel



Der aufgezäumte Philosoph

Farbiger Holzschnitt von Hans Baldung Grien 1513

546. Das Nessushemd   Kupfer und Bronze

XV

Die Mythologie

Ich habe der psychologischen Bedeutung des Mythos bereits auf Seite 10—13 und 356 einige Worte gewidmet. Um es nochmal zusammenzufassen: Der Mythos ist für mich dasselbe wie Folklore: mündliche Überlieferung, novellistische Erzählung, frei beweglich und Früheres wiederspiegelnd, im Augenblick der Reproduktion immer wieder neu geschaffen und als möglich und denkbar apperziert. Die Bestandteile des mündlich überlieferten Folklore wuchsen im Verlauf von Jahr-

hunderten und Jahrtausenden durch psychische Siebe vieler Millionen von Menschen, sodaß allmählich der Durchschnitt dessen zurückbleibt, was innerhalb der normalen Variationsbreite der erotisch gefärbten Assoziationen liegt. Wenn ein erotisches Motiv des Mythos oder Folklore vom fernsten Osten bis zum fernsten Westen der Ländermassen und aus allen Zeiten der Geschichte nachweisbar ist (wie das angeführte Beispiel von der treulosen Witwe), so folgt daraus weiter, daß das einzelne erotische Motiv als zeit- und ortlos zu gelten hat, oder mit anderen Worten, daß sich die vielfältigen Motive des Sexual-Instinktes, im einzelnen genommen, nicht abgewandelt haben (wie die Erscheinungen der Mode, darunter auch die sexuelle Moral), sondern daß sie im Verlaufe der Menschheitsgeschichte konstant bleiben. In diesem Sinne sind die Geschichten von der Salome und vom Aristoteles dokumentarisch gleichwertig mit den genau untersuchten Fällen eines heute lebenden „Sadisten" und eines heutelebenden „Masochisten".

342. Die gleichmütige Salome. Handschrift von Hans Baldung. 1514

Die Salome. Es wird unter den angeführten Umständen von Wichtigkeit sein, eine Reihe von Variationen des Salome-Motivs zu hören. Das Grundmotiv des lustvoll aufreizenden erotischen Machtgefühls ist unverändert und unveränderbar. Nur die szenische Dekoration, die bloße Aufmachung der Sache, trägt das natürliche Kostüm von Zeit und Ort. Auch kommen Randglossen entrüsteter Moralisten vor, was ein Beweis für das Typische und Schlagende des Motivs ist. Auch gibt es in der weiteren dramatischen Ausgestaltung allerhand szenische Erfindungen, dies sind Regisseurtricks, die den Gang der Handlung beleben und beleuchten. Hauptsächlich sind es die Maler, die sich darin hervortun.

Der Evangelist Marcus oder der hinter diesem Sammelnamen steckende griechische Dichter Pseudomarcus erzählt: Herodes hatte ausgesandt, und Johannem gegriffen, und in das Gefängnis

348 Die reitende Nereide. Antike Bronze, gefunden am Posilipp bei Neapel

gelegt, um Herodias willen, seines Bruders Philippi Weib, denn er hatte sie gefreit. Johannes aber sprach zu Herodes: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib habest. Herodias aber stellte ihm nach, und wollte ihn töten, und konnte nicht. Herodes aber fürchtete Johannem, denn er wußte, daß er ein frommer und heiliger Mann war, und verwahrte ihn und gehorchte ihm in vielen Sachen und hörte ihn gerne. Und es kam ein gelegener Tag, daß Herodes auf seinen Jahrestag ein Abendmahl gab den Obersten und Hauptleuten und Vornehmsten in Galiläa. Da trat hinein die Tochter der Herodias und tanzte und gefiel wohl dem Herodes und denen, die am Tisch saßen. Da sprach der König zum Mägdlein: Bitte von mir, was du willst, ich will dirs geben. Und schwur ihr einen Eid: Was du wirst von mir bitten, will ich dir geben, bis an die Hälfte meines Königreichs. Sie ging hinaus, und sprach zu ihrer Mutter: Was soll ich bitten? Die sprach: Das Haupt Johannis, des Täufers.

349. Holzschnitzerei im Rathaus zu [illegible] 17. Jahrhundert. Oben: Simson und Delila. Unten: Aristoteles und Phyllis

Dies ist eine der biblischen Fassungen. Sie ist schlicht und ohne Umschweife. Ein „Ursprung“ der Sache ist sie nicht (vgl. Seite 10), sie ist nur der Anstoß für die unzähligen Künstler, die seit dem frühen Mittelalter aus dem Faksimile-Vorrat der Bibel schöpften und „heilige Legenden“ weiter Faktoren der Farbe. Bibelkritische und kunsthistorische Arbeiten, die über den Gegenstand erschienen sind, besonders Reimanns Secundus und die schöne Monographie von Hugo Dressler, weisen auf den bekannten Bericht des Livius über den Consul Flamininus als die beglaubigte Urgeschichte, den wirklichen und tatsächlichen Ursprung, hin. Livius sagt:

„Als Flamininus in seiner Eigenschaft als Konsul des Jahres 192 gegen gallische Stämme Oberitaliens, namentlich die Bojer, einen Krieg zu leiten hatte, veranlaßte er den punischen Lustknaben Philippus durch große Versprechungen, auf das Leben der römischen Hauptstadt zu verzichten und dafür mit ihm das Lagerleben zu teilen. Philippus hatte nun dem Konsul schon oft vorgeworfen, daß er ihn von Rom gerade während eines Gladiatorenschauspiels weggeführt habe, um dadurch seine Gefälligkeit entsprechend anzupreisen. Während sie nun eines Tages im Lagerzelt zusammen saßen und schon vom Weine warm sind, wird ein vornehmer Bojer gemeldet, der als Überläufer mit seinen Kindern gekommen sei, er wünsche den Konsul zu sprechen, um von ihm sofort in den römischen Schutz aufgenommen zu werden. Er wird sogleich auf Befehl des Konsuls in das Lagerzelt geführt, durch einen Dolmetscher beginnt er seine Bitte vorzutragen. Während dessen wendet sich Flamininus zu seinem Buhlknaben: Du hast das Gladiatorenspiel um meinetwillen versäumt, willst du dafür diesen Gallier sterben sehen? — Kaum noch im Ernst nickt dieser bejahend zu. Da zieht der Statthalter das Schwert, das zu seinen Häupten an einer Zeltstange hängt und schlägt den nichtsahnenden Gallier aufs Haupt, und als dieser dann flieht und den Schutz des römischen Volks und der Zeltgenossen anfleht, durchbohrt er ihn mit einem Seitenstoß.“

Ich glaube, es kann dahin gestellt bleiben, ob gerade dieser Vorgang sich in Wirklichkeit ereignet hat oder nicht. Ich bin überzeugt, er hat sich öfter in der Welt ereignet, und es wäre eine Kleinigkeit, Dutzende von Belegen dafür zu geben, daß Handlungen, die denselben Grundcharakter tragen, vorgekommen sind. Indessen, für meinen Standpunkt ist das belanglos. Idee und Tat sind in der Erotik von gleicher Qualität, nur ist jene massenhafter als diese. Der psychologische Beweis ist also schon mit der Idee erfüllt. Es tut es auch wenig zur Sache, daß beim Livius von einem femininen Homosexuellen die Rede ist,

anstatt von einem Weibe. Zum Verständnis hinzuzufügen wäre nur, daß ein Gladiator wegen seines Helms gewöhnlich „Gallier“ genannt wurde, sodaß die Frage des Konsuls von grausamer Zweideutigkeit ist.

Valerius Antias, dem schon von Livius sogen. Geschichtsfälschung vorgeworfen wurde, d. h. der die Dinge oft nicht darstellt, wie sie waren, sondern wie er sie haben möchte, macht aus dem Knaben ein Weib. Es schien ihm also das Weib in der Affäre plausibler. Er sagt: „In Placentia lädt der Konsul eine Buhle, in die er zum Sterben verliebt ist, zum Gastmahl ein. Dort brüstet er sich mit seiner Strenge im Gerichtsverfahren und der Masse der zum Tode Verurteilten, die er im Kerker habe und demnächst enthaupten lassen wolle. Da sagt die Buhle, die an seiner Seite liegt und den Kopf an seine Brust lehnt, sie habe noch nie einer Enthauptung zugeschaut und möchte das doch gar zu gerne einmal sehen. Der verliebte Flaminius läßt sich hinreißen: er läßt einen von den Unglücklichen holen und mit dem Beil enthaupten.“

Bei Seneca kristallisiert sich der Typus stärker heraus. Der Konsul ist wohlmeinend und dem Opfer gut gesinnt, das Weib aber fanatisch-rachsüchtig: „Flaminius, Statthalter einer römischen Provinz, läßt um seiner Buhle willen jemand gefangen setzen; denn die Buhle war von dem Gefangenen beleidigt worden. Flaminius dagegen hatte von dem Gefangenen eine gute Meinung; dieser wußte darum und hoffte deshalb frei zu kommen. Flaminius gibt seinem Stab ein Festmahl, bei dem die Buhle Tänze aufführte, die den Beifall des Statthalters fanden. Sie bat ihn, er möge ihr das Haupt des Gefangenen zeigen, und der Statthalter, berauscht von ihrem sinnlichen Tanze, gibt nach und läßt den Gefangenen durch den Henker hinrichten. Der nun enthauptet den Gefangenen vor den Augen des Weibes. Das Haupt aber brachte der Henker zu den bezechten Gästen in den Saal.“

551. Judith und der betrunkene Holofernes
Bronze von Donatello

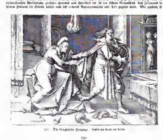
Mit dem Römerreich geht auch die literarische Überlieferung in Trümmer. Bibliotheken werden geplündert, verbrannt, und die unersetzlichsten Werke in alle Winde verstreut. Es klafft denn auch in unsrer Kenntnis von der Festlegung des Salome-Motivs eine große Lücke. Nur in den Klöstern

liegt dieses entweder fest. So haben wir, wie Dassner erwähnt, einige Stellen aus Kirchenvätern, die nun allerdings aus einer ganz andern Moralsicht schöpfen. Petrus Chrysologus sagt:

Zur Arena wandelt sich das Haus, der Tisch zur Tribüne, aus Gästen werden Zuschauer, die Schwelgerei wird zur Raserei, die Speise Mord, der Trank Blut, der Geburtstag Todestag, das Gastmahl zur Metzelei. Die Tragödie beginnt. Herein tritt die Bestie, kein Mädchen, sie bittet um Tod, nicht Tanz, sie tritt wie eine Tigerin, kein Weib, in den Nacken schüttelt sie ihre Mähne, kein menschliches Haar, sie biegt und dehnt ihre Glieder, sie wächst mit wachsender Raserei, hebt sich über Menschenmaß durch ihre Grausamkeit, und bis sie die Beute erhalten hat, schreitet diese Bestie mit dem Munde und kelscht mit den Zähnen. Doch damit niemand glaubt, daß ich über diesen Stoff deklamieren will, jedenfalls ist Johannes an diesem Todestag geboren zum ewigen Leben und Herodes an seinem Geburtstage gestorben. —— Nur in ehebrecherischem Bette konnte ein solches Scheusal erzeugt werden. Und wie Herodes sie erblickt, die Füße wiegend, den Leib so biegsam, als wäre er aus den Banden der Gelenke befreit, die Eingeweide in tänzerischer Bewegung, da ward ihm offenbar, daß sie sein Fleisch und Blut war, denn für ein fremdes Kind hätte er sie halten müssen, wenn sie auch nur ein wenig keusch gewesen wäre. Eine Schlange war in diesem Weibe verborgen, die ihr unheilvolles Gift in den ganzen Körper ergoß, und von hier aus teilte es sich den Gästen mit, so daß deren Leib und Seele Raserei packte, sie zu Bestien verwandelte, daß sie menschliches Fleisch zu essen und menschliches Blut zu trinken verlangten, und erst zufrieden waren, als ihnen die Prinzessin das Haupt mit dampfendem Blut brachte.

Diese asketischen Mönche empfanden sehr stark mit, im starken Gegensatz zu den römischen Autoren. Nicht viel anders ist es bei Basilius von Seleukia.

Dieses Drama hat der Satan aufgeführt. Er stiftet nämlich, darin zeigt sich seine ganze List, die ehebrecherische Verbindung zwischen Herodes und Herodias an, in der sicheren Voraussicht, daß Johannes in seinem Freimut die Sünde tadeln und sich dadurch Gefangennahme und Tod zuziehen werde. Wie geplant, so



351. Die bürgerliche Salome. Kupfer von Israel von Meckenem

552. Der Weise von Griechenland. Radierung des sogenannten „Meisters vom Amsterdamer Kabinett“

geschehen, nur getraut sich Herodes aus Furcht vor dem Volke den Täufer auch nicht zu töten. Aber an seinem Geburtsfest, das in großer Üppigkeit gefeiert wird, tritt die Tochter der Herodias in den Saal, das getreue Ebenbild der zuchtlosen Mutter. Schamlose Blicke wirft sie um sich, wiegt sich in den Hüften, überläßt sich einem Lusttaumel, reckt die Arme in die Luft und wirft die Füße in die Höhe, halbnackten Körpers über eigne Schamlosigkeit lachend. Die Mutter leiht den Einflüsterungen des Satans ihr Ohr; als die Tochter sie zu Rate zieht, und antwortet: „Was fragst du, mein Kind? Der Wahl bist du überhoben! Was ist für uns begehrenswerter als das Haupt Johannis? Auf einer Schüssel soll es gebracht werden; wir wollen mit den Augen schwelgen, da wir's mit den Zähnen nicht können. Will er uns berauben unseres königlichen Bettes, möge er beraubt werden seines eignen Kopfes. Will er mich von meiner Lust trennen, mir meine Freude nehmen, so möge er das von der Ferse geschliffene Schwert spüren. Wie eine Lanze hat er seine Zunge gebraucht, nun soll mit seinem Kopf auch das Werkzeug seiner Sprache abgeschnitten werden. Längst habe ich diese Gelegenheit herbeigesehnt und längst im Traume Erfüllung davon gesehen. Gib mir, mein Kind, den Lohn für deine Erziehung, für die Mühen um dich. Preis des Tanzes sei mir der Tod des Feindes. Meinen Eltern ich werde dessen Organ mit ich zum Schweigen bringen. Mach schnell, solange das Mahl noch währt; mein Trost davon sei das Haupt des Täufers und meinen Durst will ich mit seinem Blute stillen!“ Die Scheu des Herodes vor dem Eidbruch ist natürlich nur Vorwand, denn er hätte mit Recht antworten können: „Mein Kind, ich habe dir zwar die Hälfte meines Reiches verheißen, aber du forderst von mir des Täufers Haupt, das mehr wert ist als die Hälfte des Reiches, mehr als Zepter und Krone. Zeige mir einen zweiten Johannes in meinem Reiche, oder willst du mir mein ganzes Leben plündern? Denn wie du mir auch bei der Forderung von Gütern und Schätzen einen gleichen Teil lassen müßtest, so zeige mir auch einen zweiten Täufer. Sonst hast du nicht bedacht, daß du mir mit dem Johannes mein Königreich nimmst!“ Nichts der-

gleichen sprach der König, sondern freudig stimmte er zu. Das Mädchen bringt dann den Lohn der Grausamkeit der Mutter: „Siehe, Mutter, die Frucht deiner Lehre, des Tanzes Preis. In Zukunft steht dir nun der Weg deiner Lust offen!"

Teofanis Coramäus mag mitschwingend wie ein von seinem Stoff übermannter Kulturhistoriker der Neuzeit, der ebenfalls in dem Wort „Hure" förmlich schwelgt.

Herodias stellt sich traurig, preßt Tränen heraus und beklagt sich bei dem weibertollen König. Was kann es Peinlicheres geben, als wenn man auf königlichem Thron, bekleidet mit Purpur und Diadem, von einem Juden in Lumpen verhöhnt wird? wendet sich von ihm, wenn du mich liebst, daß, wo es doch in deiner Macht steht, ihm die Läster[illegible] herauszureißen, oder den Fischen des wilden Tieren zum Fraß vorzuwerfen, nur beschwöre ich dich, höre nicht auf ihn und zeige dich ihm nicht schwach! Angestachelt von solchen Worten der Hure — was vermöchten nicht Tränen und Klagen bei solchem Liebesleiter — wagt Herodes das Licht zwar nicht zu löschen, aber unter den Scheffel zu stellen. Aber auch aus dem Kerker heraus ruft die Stimme des Anklägers und man entbrennt ein Wettkampf zwischen ihm und der Hure um die Seele des Herodes. Der Täufer unterliegt, weil immer das Schlechte auf der Welt siegt. Denn zum Fest schmückt die Ehebrecherin die schamlose Tochter festlich und kleidet sie bräutlich, damit sie vor den Schwelgern im Saal tanze. Und sie tanzt wie eine Bacchantin, indem sie ihr Haar schüttelt, sich anzüglich dreht, die Arme emporstreckt, ihre Brüste entblößt, die Füße abwechselnd in die Höhe wirft, durch die Schnelligkeit der wirbelnden Bewegung ihren Körper enthüllt und auch ihre Scham den Blicken preisgibt. Mit herausfordernden Blicken lenkt sie aller Augen auf sich und versetzt die Gäste in eine wahre Betäubung. Und nach dem Versprechen des Königs, der von der Liebe zu Herodias und vom Wein berauscht ist, fordert das Mädchen nicht ein Halsband von Perlen, nicht ein königliches Gewand, nicht ein Kleid von seidener Seide, nicht einen Schleier oder ein Tuch, Dinge, auf denen sonst die Augen einer Jungfrau begehrlich ruhen, sondern das Haupt des Täufers, und zwar sogleich, damit nicht Herodes aus dem Rausch erwacht, das Geschenk verweigere. Unter das Schweigen kommt das Haupt dessen, der mit den Engeln im Fasten wetteiferte, und über den Jungfräulichen triumphiert die Hure, höhnend und laut jubelnd, als sie ihren Wunsch erfüllt sieht. Aber gleich als ob sie fürchtet, daß das Haupt mit dem Rumpf wieder zusammenwachsen, der Täufer auferstehen und die alte Anklage wieder erheben könne, verbirgt sie das Haupt an einem geheimen Ort, den Rumpf aber nehmen die Jünger und legen ihn ins Grab.

553. Aristoteles und Phyllis
Kupfer des Meisters M. Z. Um 1500

Mit den Jahrhunderten schwillt nun die Zahl der Varianten an. Maler, Dichter und Sittenprediger sind um die Wette bestrebt, der Salome zum ewig jungen Leben zu verhelfen. Doch lohnt es nicht, noch Proben davon zu geben, da die äußerliche literarische Vollständigkeit hier nicht in Frage kommt. Ein Gedicht aus dem 18. Jahrhundert ist indessen merkwürdig, weil es von — einer Frau verfaßt worden ist. Ich habe erläutert, warum die starken Züge im Sexualcharakter des Weibes ausschließlich vom Manne dargestellt werden könne

Herakles in Banden der Oms

hale. Anonymer Kupfer. Um 1725

Albert Langen, München

554. Aktäon wird zum Tier verwandelt. Gemälde von Tiepolo. 18. Jahrhundert.

Man wird also erwarten dürfen, daß diese Dichterin entweder zu den ganz, ganz seltenen Ausnahmen gehört, die den Mann besingen, wie Dolorosa und die Mannesdichterin Renée von Das (vgl. Seite 474), oder daß sie — homosexuell ist. Aber keins von beiden. Das Rätsel löst sich einfach. Man höre die Filippine Engelhard:

Herodes gab sein Jahresfest,
O da ging's voll und hoch!
Es ward geschmaust, gezecht, gelacht,
Und herrliche Musik gemacht
Nur Tanzen fehlte noch.

Da trat Miß Salome herein
Im vollem Jugendglanz!
Geschmeidig wie ein Rohr im Wind,
Und frisch wie Rosenknospen sind,
Und tanzte schönen Tanz.

Ein Walz war's, doch wie es hieß,
Das traf ich ungerade an.
Der Arme leichter Schwebeschwung,
Der leichten Füßchen Zellersprung
Entzückten jedermann.

Wie gleicht sie Eurer Majestät
Rief jetzt ein Höfling laut.
So sah ich Sie im Hochzeitskranz,
So leicht beflügelt war Ihr Tanz,
Ihr Fuß so schön gebaut!

Die alte Fürstin wischt sich —
Der Vater ruft sein Kind
Drückt sie mit Feuer an die Brust
Und spricht: O fodre für die Lust,
Was du nur willst, geschwind!

Sie trippelt zu der Mutter hin,
Und fragt: Was bitt' ich nun?
Die sagt (wer hätte das geglaubt?)
Erbitte dir Johannis Haupt!
Sie thuts — er muß es tun! — —

Nun ließe gerne Frau Moral
Sich übers Tanzen aus!
Allein ich tanze selbst zu gern,

555 Salome muß das Bildnis schönen Weibes ansehen. Kupfer vom Meister mit dem Zeichen M. Z. [illegible]

Mißfällt's gleich vielen weisen Herrn —
Drum bleibe sie zu Haus,

Doch auf ich lehren Biedermann
Ein zartes Gare zu:
Noch jetzt drängt manchem armen Tropf
Ein hübsches Kind um seinen Kopf
Und um sein Herz dazu!

Doch ferner sind die Heiligen,
Entfernung sichert sie.
Auch singen jetzt die Töchter nicht
Und sündigen nicht nur aus Pflicht
Nein! Mit gestärkter Milch!

Also, hier ist die Salome gemacht Grunde, sondern Nebenrecht. Sprachverknüpfung und nicht festliche Assoziation. Das Gedicht, graziös und weit, nennt sich auch „Die Kraft des Tanzes",

was ein noch viel zu gewichtiger Titel ist. Nicht der Tanz ist an der Salome das Gefährliche, sondern die „Emanationen“, die von ihr auf den Mann überströmen, ob sie nun tanzt oder küssen läßt.

Ich komme nochmal auf Flaubert. Der hat nämlich auch den Tanz der Salome zum Gegenstand einer Schilderung genommen. Aber er ist ein Mann und ein ganz großer Künstler und versteht es, „Emanationen“ sichtbar zu machen! Das Stück findet sich in den Trois Contes. Ich übersetze einige Stellen daraus. Aus der Tiefe des Saales stieg ein Summen auf, wie Staunen und Überraschung. Ein junges Weib war eben eingetreten. Ein bläulicher Schleier verbarg ihr Busen und Haupt, man unterschied die Bogen der Brauen, die Chalzedone an ihren Ohren, das Weiß ihrer Haut. Ein viereckiges Stück taubenhalsfarbiger Seide hing auf den Schultern, haftete an den Hüften mit einer goldgeschmiedeten Schnalle. Ihre dunklen Beinkleider waren mit Mandragoren übersät, und die Kolibri-Pantöffelchen klappten ihr nachlässig an der Ferse. Oben auf der Estrade zog sie den Schleier fort. Man hätte sie für Herodias halten können, die wieder jung geworden. Dann fing sie an zu tanzen. Ihre Füße flogen umeinander nach dem Takt der Flöte und Krotalen. Ihre rundlichen Arme riefen jemand, der vor ihr floh. Sie verfolgte ein beschwingter Schmetterling, eine neugierige Psyche, eine entschwebende Seele, im Begriff aufzuflattern. Dumpfe Schläge ertönten jetzt an Stelle der Klapper. Auf Hoffnungen folgte die Niedergeschlagenheit. Ihre Stellungen seufzten, ihr Körper erschien sehnsüchtig müde, und man wußte nicht, weinte sie um einen Gott oder verschied sie in der Liebkosung. Mit halben Augenlidern krümmte sich ihr Rumpf, ihr Leib wogte wie die Welle der Salzsee, ein Zittern huschte über die Brüste, und ihr Gesicht ward versteinert, während die Füße trippelten. Dann kam die Wut, die gestillt sein muß. Sie tanzte, wie die Priesterinnen des Indern, wie die Nubierinnen von den Wasserfällen, wie die Bacchantinnen Lydiens. Sie warf sich nach allen Seiten, gleich einer Blüte, die der Sturm zaust. Die Diamanten in ihren Ohren hüpften, der Stoff schillerte auf ihrem Rücken. Von den Armen, den Beinen, der Kleidung sprangen lustrend unsichtbare Funken und entflammten die Männer. Eine Harfe sang hell auf, und aus der Menge rang sich ein Echo des Beifalls. Sie knickte nicht in den Knien, sie spreizte nur die Beine und bog ihr Kinn niederwärts, daß es den Boden streichelte. Die Nomaden der Wüste, die enthaltsam leben, die Soldaten

55a Die gefesselte Psyche. Gravüre nach Georg [illegible]

55 Aristoteles und Kampaspe
Kupferstich des Meisters E. S. 15. Jahrhundert

71*

Roms, die sich in Lüsten wälzen, die filzigen Zöllner und die über Kommentaren verknöcherten Priester: alle Köpfe das Begehren bis in den Hals hinauf, und ihre Nüstern waren gebläht. Dann fuhr sie um den Tisch des Antipas herum, wirbelnd im Hexenrhombus, und mit wollustbeklemmter Stimme schluchzte sie: komm! komm! Und weiter kreiselte sie um den Tisch, und die Paukenfelle dröhnten platzend und aus der Menge heulte es heraus. Aber der Tetrarch schrie es noch schriller: komm! komm! du sollst Kapernaum haben! die Steppe von Tiberias! meine Festungen! die Hälfte meines Königreichs!! — Da warf sie sich auf die Hände, ihre Fersen schwankten in der Luft, und so lief sie wie ein großer Skarabäus um die Estrade. Plötzlich hielt sie an. Nacken und Rückgrat schoben ihr einen rechten Winkel zusammen. Das farbige Pelzwerk der Beine stand wie ein Regenbogen zu ihren Schultern hinab und rahmte ihr Antlitz in Ellenhöhe vom Boden. Ihre Lippen waren gemalt, finster-schwarz ihre Brauen und die Augen fast furchtbar. Die feinen Tröpfchen auf der Stirn schienen ein Hauch über weißem Marmor. Sie sprach nichts. Sie starrten einander an. — Von der Galerie aus hatte die Herodias wohlgefällig zugelächelt. Sie ließ ein Schnalzen mit den Fingern hören. Salome sprang hinauf, kam wieder herab und lispelte wie ein Backfisch: Ich will auf — auf einem Teller den Kopf — — Sie hatte den Namen vergessen. Doch schon lächelte sie, sich besinnend — den Kopf vom Jochanan!

Ich glaube, mit dieser Übersetzung der künstlerischen Schönheit Flaubertschen Sprache einigermaßen gerecht geworden zu sein. Von den vorhandenen Übersetzungen hätte mir in diesem Fall keine genügt. Ich sollte eigentlich damit schließen; denn eine vollkommenere literarische Darstellung existiert nicht. Oskar Wilde ist falsch verstanden — solange nicht eine Schauspielerin von Fleisch und Blut der Rolle Feuer einhaucht. Doch fehlen noch einige neuere Beweise, auf die sich nicht gut verzichten läßt.

558. Tomyris mit dem Kopf des Kyros
Kupferstich von Georg Pencz

Da ist zum Beispiel Heine, den wir schon öfter hier kennen lernten. Er hat das Motiv noch charakteristischer ausgebaut. Nicht Salome, das junge Mädchen, fasziniert ihn, sondern die reife, üppige Herodias. Es ist, wenn man will, die Salome im Alter zwischen 35 und 45 Jahren. Die Nuance entspricht durchaus der Tatsache, daß die feinen Masochisten der medizinischen Kasuistik immer eine ganz besondere Vorliebe für das Weib in dem genannten Alter erklären. Heine sieht im Atta Troll die „ewige" Herodias nächtlicher Weile im Geisterzug vorüber sausen:

Und das tolle Frauenbild,
Das dein Herz so tief bewegte,
War es eine Teufelinne
Wie die andern zwo Gestalten?

Ob ein Teufel oder Engel
Weiß ich nicht. Genau bei Weibern
Weiß man niemals, wo der Engel
Aufhört und der Teufel anfängt.

Auf dem glutenkranken Antlitz
Lag des Morgenlandes Zauber,

559 Eine Judith aus Wittenberg an der Elbe   Gemälde von Lukas Cranach d. Ä.

Auch die Kleider mahnten lebhaft
An Scheherezadens Märchen.

Sanfte Lippen, wie Granaten,
Ein gebogenes Lilienhälschen,
Und die Glieder schlank und kühlig,
Wie die Palme der Oase.

Reitet doch auf weißem Zelter,
Dessen Goldzaum von zwei Mohren
Ward geleitet, die zu Fuß
An der Fürstin Seite trabten.

Wirklich eine Fürstin war sie,
War Judäas Königin,
Des Herodes schönes Weib,
Die des Täufers Haupt begehrt hat.

Dieser Blutschuld halber ward sie
Auch verwünscht; als Nachtgespenst
Muß sie bis zum Jüngsten Tage
Reiten mit der wilden Jagd.

In den Händen trägt sie immer
Jene Schüssel mit dem Haupte

Des Johannes, und sie küßt es;
Ja, sie küßt das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannem —
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Mannes, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein bißchen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt
Und sie starb in Liebeswahnsinn —
(Liebeswahnsinn! Pleonasmus!
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!)

Nächtlich auferstehend trägt sie
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindisch lachend,
Und sie fängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als sie mir vorüberritt,
Schaute sie mich an und nickte,
So kokett zugleich und schmachtend,
Daß mein tiefes Herz erbebte.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Gespenst.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,
Brannte mir im Gehirne
Immer fort der holde Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — denn Federbetten
Gab's nicht in Urakas Hütte —

Und ich sann: was mag bedeuten
Das geheimnisvolle Nicken?
Warum hast du mich so zärtlich
Angesehn, Herodias?

An einer anderen Stelle des Atta Troll kommt Heine hierauf gewissermaßen zurück. Der Blick, mit dem ihn Herodias versengte, hat inzwischen gewirkt:

Aber du, Herodias,
Sag, wo bist du? — Ach, ich weiß es!
Du bist tot und liegst begraben
Bei der Stadt Jeruscholayim!

Starren Leichenschlaf am Tage
Schläfst du in dem Marmorsarge!
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitschenknall! Hallo und Hussa!

Und du folgst dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenossen,
Denen Kreuz und Qual verhaßt ist.

Welche köstliche Gesellschaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt' ich stets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du tote Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und sei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Samt der Schüssel, und genieße
Schmackhaft bessere Gerichte.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du brauchst — Mich kümmert's wenig,
Daß du tot und gar verdammt bist —
Habe keine Vorurteile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifle ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier servente;
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht an deiner Seite
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir kosen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.

360. Der Gelehrte und seine Meisterin. Kupferstich von [illegible]. Um 1580

Des Johannes, und sie küßt es;
Ja, sie küßt das Haupt mit Inbrunst.

Denn sie liebte einst Johannes —
In der Bibel steht es nicht,
Doch im Volke lebt die Sage
Von Herodias' blut'ger Liebe —

Anders wär' ja unerklärlich
Das Gelüste jener Dame —
Wird ein Weib das Haupt begehren
Eines Mannes, den sie nicht liebt?

War vielleicht ein bißchen böse
Auf den Liebsten, ließ ihn köpfen;
Aber als sie auf der Schüssel
Das geliebte Haupt erblickte,

Weinte sie und ward verrückt,
Und sie starb in Liebeswahnsinn.
(Liebeswahnsinn! Pleonasmus!
Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!)

Nächtlich auferstehend trägt sie,
Wie gesagt, das blut'ge Haupt
In der Hand, auf ihrer Jagdfahrt —
Doch mit toller Weiberlaune

Schleudert sie das Haupt zuweilen
Durch die Lüfte, kindisch lachend,
Und sie fängt es sehr behende
Wieder auf, wie einen Spielball.

Als sie mir vorüberritt,
Schaute sie mich an und nickte
So kokett zugleich und schmachtend,
Daß mein tiefstes Herz erbebte.

Dreimal auf und nieder wogend
Fuhr der Zug vorbei, und dreimal
Im Vorüberreiten grüßte
Mich das liebliche Gespenst.

Als der Zug bereits erblichen
Und verklungen das Getümmel,
Loderte mir im Gehirne
Immer fort der heiße Gruß.

Und die ganze Nacht hindurch
Wälzte ich die müden Glieder
Auf der Streu — denn Federbetten
Gab's nicht in Uraka's Hütte —

Und ich sann: was mag bedeuten
Das geheimnisvolle Nicken?
Warum hast du mich so zärtlich
Angesehn, Herodias?

An einer anderen Stelle des Atta Troll kommt Heine hierauf gewissermaßen zurück. Der Blick, mit dem ihn Herodias versengte, hat inzwischen gewirkt.

Aber du, Herodias,
Sag, wo bist du? — Ach, ich weiß es!
Du bist tot und liegst begraben
Bei der Stadt Jeruscholayim!

Starren Leichenschlaf am Tage
Schläfst du in dem Marmorsarge!
Doch um Mitternacht erweckt dich
Peitschenknall! Hallo und Hussa!

Und du folgst dem wilden Heerzug
Mit Dianen und Abunden,
Mit den heitern Jagdgenossen,
Denen Kreuz und Qual verhaßt ist!

Welche köstliche Gesellschaft!
Könnt' ich nächtlich mit euch jagen
Durch die Wälder! Dir zur Seite
Ritt' ich stets, Herodias!

Denn ich liebe dich am meisten!
Mehr als jene Griechengöttin,
Mehr als jene Fee des Nordens,
Lieb' ich dich, du tote Jüdin!

Ja, ich liebe dich! Ich merk' es
An dem Zittern meiner Seele.
Liebe mich und sei mein Liebchen,
Schönes Weib, Herodias!

Liebe mich und sei mein Liebchen!
Schleudre fort den blut'gen Dummkopf
Samt der Schüssel, und genieße
Schmackhaft bessere Gerichte.

Bin so recht der rechte Ritter,
Den du brauchst — Mich kümmert's wenig,
Daß du tot und gar verdammt bist —
Habe keine Vorurteile —

Hapert's doch mit meiner eignen
Seligkeit, und ob ich selber
Noch dem Leben angehöre,
Daran zweifl' ich zuweilen!

Nimm mich an als deinen Ritter,
Deinen Cavalier servente,
Werde deinen Mantel tragen
Und auch alle deine Launen.

Jede Nacht, an deiner Seite,
Reit' ich mit dem wilden Heere,
Und wir kosen und wir lachen
Über meine tollen Reden.

Werde dir die Zeit verkürzen
In der Nacht — Jedoch am Tage
Schwindet jede Lust, und weinend
Sitz' ich dann auf deinem Grabe.

[illegible] Der Gelehrte und seine Meisterin. Kupferstich von Gaspar. Um 1650

Ja, am Tage sitz' ich weinend
Auf dem Schutt der Königsgrüfte,
Auf dem Staub der Säulenreih'n,
Bei der Stadt Jeruschalajim.

Alle Juden, die vorbeigehn,
Glauben dann gewiß, ich traure
Ob dem Untergang des Tempels
Und der Stadt Jeruschalajim.

Verstandesgemäß nachzuempfinden ist dagegen die Schilderung Saphirs in seiner Novelle von der „ewigen Jüdin“.

Sie muß bezaubernd gewesen sein, diese Tänzerin à la Grecque Salome, die Jüngere, als sie vor ihrem Stiefvater Herodes Antipater ihre Dressur zeigte. Ihr Tanz war bei seinen Diners eine Zugabe zum Dessert. Nur darum war der vierfürstliche Herr in solchem Grade von ihr entzückt, daß er nach dem Evangelium zu ihr sagte: „Bitte von mir, was du willst, ich will dir's geben, und wäre es die Hälfte meines Königreiches!“ (also etwa ein Achtel von Bayern oder Württemberg) — weil er grade den „Obersten und Hauptleuten und Vornehmen aus Galiläa“ und ohne Zweifel auch jenem Vitellius, der ihm den rachedürftigen Schwiegervater aus erster Ehe vom Leibe gehalten hatte, auf diese Art etwas Außerordentliches zu zeigen im Stande war. Ich vermute Vitellius zugegen, weil dieser zuweilen von Syrien, wo seine Truppen kantonierten, zu Militärinspektionen nach Judäa kommen mußte, und die Szene jenes verhängnisvollen Tanzes in Schwerthelm, in dem Grenz-Lugenburg Palästinas, stattfand. Ob die reizende Sylphide schon damals der Gattin ihres Oheims geworden war, des ebenfalls Herodes Philippus benannten Fürsten, der die Viertelskrone von Judäa und Trachonitis trug —? Das ist schwer zu sagen, ja der Sage zum Trotz ist sogar die Tänzerin Salome noch zum zweiten Male verheiratet. In welchem Glanz mochten dabei die Gewänder der Frauen gestrahlt haben! Auf fertigen Webstühlen fertigte man damals einen Silberstoff, der dem Filigran ähnlich gewesen sein muß, denn in Rom machten die Juden damit selbst bei Hofe, wo man doch alles kannte, was schön und teuer war, Furore. Wer ein solches Kleid anhatte und zufällig die Sonne auf sich scheinen lassen konnte, der sah wie eine Lichterscheinung aus und flößte Schauer und Ehrfurcht ein. Aber zum Tanz wäre solcher Silberstoff zu schwer gewesen sein, wenn er nicht in Gestalt einer engen Schlange dicht an den schönen Formen saß. Ein Unterkleid, das man jetzt mit dem profanen Namen — „Chemise“ bezeichnet, trugen die Jüdinnen nicht. Die dem Körper nächste Gewandung war dem Auge sofort sichtbar. Vielleicht war die Tunika der Tänzerin rot gefärbt mit dem Blute der Purpurmuschel. Sie war vielleicht aus einem wollenen Stoff, welcher als der junge Flaum eines sich mausernden Vogels. Sie reichte nur bis zum Knie, wo die goldenen Bänder begannen, die sich gekreuzt in purpurne Sandalen verloren. Das Auge war gewiß von einer angebrannten Nadel mit einem schwarzen Strich untermalt und ließ die Glut der schönsten Sterne desto gesammelter erscheinen, wie zwei brennende Strahlenherde. Über dem in einen kräftigen Knoten gewundenen, mit Edelsteinen wie besäten schwarzen Haar, über den goldenen Spangen am Ohr, den Perlenschnüren am Hals wölbte sich, vom rechten nackten, mit Spangen geschmückten Arm gehalten, gewiß ein Schleier, der sich enger zusammenziehen, wieder lassen ganz abnehmen ließ, je nach Willkür, wie Bathyllus in Rom oder sein Nebenbuhler, der Tänzer Pylades, den Unterricht im Schleiertanz gegeben haben mag. Der Stoff ist dann Seide, die Farbe ist weiß, die Stickerei golden. Herodias, die Mutter Salomes, kannte vielleicht das Doppelgesicht, das im Busen ihrer Tochter lebte, die Liebe und — vielleicht gar die Rache? Die Weiber jener Zeit hatten meistens alle zwei solche widersprechenden Herzkammern. Auch Salome war wie fast alle Frauen jener Zeit, mit Schlangengift gesäugt und unter Leichen aufgezogen. Merkt war ihr vielleicht wie das Ritzen einer Nadel. Als dann aber doch das edle, blasse, blutlose Haupt auf der goldenen Schüssel die

518. Potiphar und Joseph. Holzschnitt von Hans Sebald Beham

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind

Albert Langen, München

Hercule et Omphale.

582. Herkules und Omphale. Kupfer von Lefebre. Um 1650

sie selbst zu Herodes und seinen Gästen hineingetragen hatte. So ernst, so fahl, so feierlich und grauenvoll schon dalag, daß sie damit aus dem Saale verschwinden wollte, da wankte — die Übermütige —? — und drückte einen Kuß auf die blassen Lippen.

Ein ganz moderner ist Richard Schaukal. Seine „Herodias" ist exotisch-märchenhaft:

Zuerst ein Zwerg, der gleich mit frechen Fratzen
Des Gästerundes den Kreis begann zu höhnen
Die Krankgaukler sich den Zimbeltönen
Im Grüße tief geneigt und glatte Glatzen.

Zwölf nackte Mädchen knapp in steifen Brüsten,
Gestern Schwanengefieder umduftende
Um Hals und Hüfte hochgekrempte Arme
Der grüne Blicke lüstern spähend küßten

Herodias. Zwei schwarze Panther gingen
Gelassen glänzend schmiegsam ihr zur Seiten
Leis bei der schmalen Leiber weichem Gleiten
Klirrten die Ketten in den Silberringen.

Um breiter Hüfte spröde das graziöse
Silberbrokatgewirkte, grüne Florgewand
Schob sie langsam ihre Totenhand
Starrend von Steinen. Wie das lüsternschlaffe

Schneeweiße Fleisch der Wangen unter Wimpern,
Die safranfarben schwingen, bei der Schritte
Erschüttern leicht schwankte nach dem Tritte
Der blutige Rubin vor ihren Gliedern.

Marie Madeleine komponiert ihre Worte. Die Begriffe werden von außen her um eine hohle Form aufgebaut. Es entsteht dann eine Figur, aber man darf nicht daran klopfen und das Innere sondieren wollen. In dem Gedichtbuch „An der Liebe Narrenseil" stehen die Verse:

Was brennt und kreist so tief dein Blick?
Was soll dein Antlitz mir, das bleiche? — —
So schwarz ist deiner Augen Glut
Wie abgrundtiefe Teichesleiche.

In meines Vaters Kerkern ist
Ein Pfuhl von Kröten und von Schlangen
Doch bitter mir am Herzen frißt
Die Lust nach dir und mein Verlangen.

Ein Wort laß meine Liebe sein,
Warum fühlst grad du verflucht,
So süß schmückt dir dein Geschmeide,
Als dem du mit dem Munde fehlst.

Ich hab mein Lager ganz umkränzt
Mit Rose und Zimt und Myrrhen — —
Und Dämmerlicht, das uns umfängt
Und meiner Ringe goldenes Klirren.

Und meiner Lippen rotes Lächeln
Indes die schlangengedrehten Locken
Rosenflammen Kühlung fächeln
Mit bangbefleckten Schwingenlocken

Und unserer Atem heißes Klopfen
In nächtlicher Liebesrausch
Und Tropfen trinke ich für Tropfen
Dein Herzensblut und deine Kraft.

Mit meinem Kuß ... wie sehr du fehlst
Ich tu, ich bitt nie vergebens?
Die Rache, an der du mich verschmähst,
Das ist die letzte deines Lebens. — —

Ich weiß, daß meine Liebesglut
Daß sie nach so gestillt werde — —
So tränket doch dein rotes Blut
Auf Syriens dürrer Erde."

Der Salomerummel, der in der letzten Zeit alle Welt ergriffen hat, ist nicht ohne originelle Begleiterscheinungen geblieben. Da ist ein französischer Gelehrter, der bisweilen den Kopf schüttelt. Diese Salome war doch fast noch ein Kind. Wie kann sie da so verheerend wirken? Er machte sich also an die Arbeit und verlas dann in der Pariser Akademie der Inschriften eine gründliche, durch urkundliches Material gestützte Studie über die Münzen von Nikopolis, der Hauptstadt Kleinarmeniens, über Aristobulus, den letzten König dieses Landes, und über die Gemahlin dieses Königs, die niemand anders war als die berühmte Salome, deren verführerischer Tanz Johannes den Täufer ums Leben brachte. Bis jetzt waren die Münzen von Nikopolis schlecht gedeutet worden. Im Lichte der scharfsinnigen Erläuterungen des Forschers gewinnen sie eine ganz andere Bedeutung: sie geben Aufklärung über gewisse Daten aus dem Leben der Salome und ihres Gatten, sowie über die Zeit, wo Kleinarmenien eine römische Provinz war und von Trajan besucht wurde. War Salome hübsch? Eine Schaumünze mit ihrem Bilde ermöglicht die Bejahung dieser Frage. Salome hatte eine gerade Nase, eine hohe Stirn, etwas Entschlossenes in den Gesichtszügen und — nicht zu vergessen — viel Sinnliches und auf Verderbtheit Hinweisendes. Und Aristobulus? Ein schrecklich häßlicher Mann mit seiner krummen Nase und einer Physiognomie, die das Gegenteil von Klugheit ausdrückte. Aristobulus war der zweite Gatte der Salome. Als die kleine Prinzessin ihn heiratete, war sie schon Witwe: ihr erster Gatte war ihr Großoheim Philippus gewesen. Wie alt war nun wohl Salome, als sie vor Herodes tanzte, um das Haupt des Täufers zu erlangen? Elf Jahre oder noch nicht ganz elf Jahre. Fräulein Mary Garden von der Pariser Oper hat also recht gehabt, als sie, ohne die alten Münzen von Nikopolis gefragt zu haben, in der „Salome" von Richard Strauß die Heldin als ein merkwürdiges junges Mädchen mit grausamen Launen, als einen echten kindischen Trotzkopf darstellte. Die Königin von Nikopolis soll gerade zu der Zeit, wo ihre Frauenschönheit zu voller Entfaltung gelangt war, auf tragische Weise ihr Ende genommen haben. Sie wollte einen zugefrorenen Fluß überschreiten; das Eis aber gab unter ihren leichten Schritten nach und brach. Salome wurde in den Strudel des Wassers hineingerissen, und als sie sich in Zuckungen und Windungen verzweifelt gegen den Tod zu wehren suchte, wurde plötzlich der Kopf durch scharfkantige Eisstücke vom Rumpfe getrennt, wie des Täufers Haupt nur um einer Laune der elfjährigen Tänzerin willen durch das Schwert des Henkers vom Rumpfe getrennt worden war.

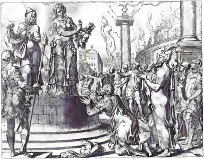
563. Herkules ergiebt sich in sein Schicksal   Kupfer von Goltzius

So soll es allen Salomes ergehen! Oder war sie's gar nicht? Denn ein anderer französischer Gelehrter, der über den hervorgerufenen Tumult gleichfalls in ein allgemeines Schütteln des Kopfes verfiel, begab sich zur Nationalbibliothek, holte seinen Flavius Josephus herunter und erhob als Resultat seiner Forschung im „Gil Blas" die Forderung, dem Spuk mit „dieser Beduinin" ein Ende zu machen. Denn Salome war eine alte Dame! Im Jahre der Enthauptung Johannis des Täufers war Salome eine reifere verheiratete Witwe mit drei Kindern! Sie war zuerst mit ihrem Großoheim, und als sie ihren unkeuschen Tanz zum besten gab, mit einem gewissen Aristobulos verheiratet. Weiter sei festgestellt, daß Salome mit ihrer Mutter auf wechselvoller Fahrt nach Rom, Lyon und Spanien gekommen und — eine Enkelin des Königs Aretas — arabischer Abstammung ist. Über ihr Äußeres hat er nichts gefunden, er glaubt aber, daß sie schlank und biegsam war, sonst hätte sie als Vierzigerin noch mit ihrem Tanz nicht die Künstler der Vergangenheit und der Gegenwart hinreißen können. Von heute an wird das infolge seiner Entdeckung nicht mehr möglich sein. Aber da kenne einer noch die Gelehrten und ihre Ansicht über junge und alte Damen!

In Chicago verbot die Polizei die Aufführung der Straußschen Salome, nachdem bereits zwei Vorstellungen stattgefunden hatten. Der Polizeichef erklärte, die Szene, wie Salome mit dem Haupt des Johannes tanzt, verletze die Moral und müsse geändert werden. Die betreffende Sängerin erklärte das dagegen für unmöglich. Dieser Polizeibeamte sei grob wie ein Stein, wenn er behaupte, sie spiele die Rolle wie ein betrunkenes Weib. Sie hätte sich besser auf die Meinung des Königs von England berufen, der immerhin ein so ehrenwerter Mann sein wird, wie irgend ein Polizeimeister in den Vereinigten Staaten.

Lady C. betätigt sich als unerreichte Meisterin in allen sportlichen Dingen: sie handhabt Büchse und Revolver wie ein Cowboy, leistet sich als Kunstreiterin die verwickeltsten Tricks des Reiters, hält sich Schlangen im Stalle von Schoßhündchen und ist als schneidige Sportreiterin eine des Guten reichlich zu viel. Im vorigen Sommer weilte die Lady als Gast beim Herzog von Westminster gerade zu der Zeit, als der englische König in das herzogliche Schloß zu einem Tagesbesuch eingeladen war. Man ließ bei jeder sein Möglichkeit, um die erlauchten Besucher zu überraschen und den König im besonderen nach Maßgabe seines Geschmacks zu unterhalten. So erklärte sich auch Lady C. auf dringendes Ersuchen des herzoglichen Wirtes bereit, sich als Tänzerin vor dem König zu produzieren. Zum nicht geringen Erstaunen der vornehmen Gesellschaft erschien sie dann auch in dem umfassenden Schleierkostüm der Salome und begann vor König Eduard mit der verführerischen Grazie und all der raffinierten Sinnenglut zu tanzen, als hätte es sich in Wahrheit darum gehandelt, den König Herodes in Person in ihren Zauberbann zu bringen. Mit weitaufgerissenen Augen, in denen sich Bewunderung und bange Scheu mischten, folgten die bevorzugten Zuschauer dem Verlauf des gefährlichen Schleiertanzes. Hinter dem Stuhle des Königs stand in steifer Würde Sir Ernest C., der Schatullenverwalter und Privatsekretär des Königs, der zu den glühendsten Bewunderern der aristokratischen Tänzerin zählte. Sein Antlitz leuchtete im Feuer purpurner Röte. Der Tanz war zu Ende. Stürmischer Beifall dankte Lady C., die vor dem König in die Knie gesunken war und ihre Arme breitend rief: „Und nun, o König, fordere ich das Haupt des Sir Ernest C. auf einer silbernen Schüssel!" Die Rede weckte in der Versammlung ein vergnügtes Kichern. Auch der König schmunzelte und sagte lächelnd: „Ich weiß wohl, ich bin kein König Herodes, in jedem Falle aber haben Sie mir mit Ihrem Tanz ein großes Vergnügen bereitet."

Unsere Abbildungen zeigen eine „gleichmütige" Salome von Hans Fries (Abbildung Nr. 547) und sonst von älteren Darstellungen nur noch das innerlich verwandte Motiv der Judith (Abbildungen Nr. 550 und 559). Donatello ist von unerhörter Kraft und Kühnheit. Der Tyrann ist berauscht von ihrer Nähe und läßt alles mit sich geschehen. Ähnlich ist das Tomyris-Motiv (Abbildung Nr. 558), das oft mit dem Judith-Motiv verwechselt wird. Am interessantesten ist wohl die Porzellangruppe aus dem Berliner Kaiser-Friedrich-Museum (Abbildung Nr. 572). Sie ist von



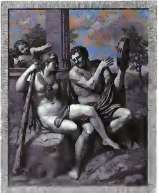
584. Judith vor allem Volk. Niederländischer Kupfer der Herm

wunderbarer Schönheit der Ausführung und sehr gewählt in der Bemalung. Das Kostüm der Figuren ist das orientalische Phantasiekostüm, mit dem man im 15. Jahrhundert gern biblische Gestalten bekleidete. Strahlmann's Salome (Abbildung Nr. 585) hat die bereits erwähnten Vorzüge und Mängel des Künstlers (Vgl. Seite 12 und 20). Neben dem Realismus der Profile und der unglaublich sorgfältigen Detail-Koloristik eine Statisterie der Figuren, die nicht so sehr durch sich und von innen heraus leben, als von einem gedankenvollen Regisseur aufgestellt sind. Die Schwarzweiß-Bilder von Beardsley und H. Zarth (Abbildung Nr. 584 und 583) sind Illustrationskünstlertum, das bei einem derartigen Motiv kalt läßt. Die Aufschlaberts Nr. 579 ist mehr ein Witzblattscherz. Das vorzüglichste Bild von allen, die ich kenne, ist die Salome Corinth's. Leider war sie zur Reproduktion nicht zu erlangen. Man sieht in einen weiten Arkadenhof und dicht vor dem Beschauer, sodaß die Figuren vom Rahmen teilweise abgeschnitten sind, steht die Gruppe. Vorn links ein muskulöser Henker mit ordinären Backenknochen und bluttriefendem Schwert, der stumpfsinnig nach getaner Arbeit dreinschaut. Daneben ein Sklave, der auf seinem Kopf eine Schüssel hält und in ihr das abgeschlagene Haupt hinab der Prinzessin darbietet. Zur Seite rechts Gefolge von Sklavinnen und dergleichen. Salome selbst, über das Haupt des Johannes gebeugt, nimmt die Mitte ein. Sie hat rötliches Haar, mit Blumen und Perlenketten geschmückt. Ihr Gesicht ist von stärkster sinnlicher Stärke. Die Brauen dicht, gewölbt, orientalisch lang und stark. Die schlitzförmigen Augen halb geschlossen. Der Mund leicht aufgestülpt. Oberkörper und Brüste nackt. Von der Hüfte an trägt sie einen kostbaren Rock, den sie mit der Linken rafft. Und die rechte Hand, edelsteinüberladen, greift mit spreizender Bewegung in das Gesicht des Toten und klappt sein Augenlid auf. Man kann das mit Worten nicht beschreiben, wie es kommt, daß die ganze Figur in Ausdruck und Haltung so fabelhaft lebendig wirkt. In der ganzen großen Salome-Malerei und Salome-Graphik ist Corinth der einzige Künstler, der dem Literaten Flaubert ebenbürtig wäre.

* * *

Der Aristoteles. Von der Salome kommen wir zum Aristoteles, von der Sadistin zum Masochisten. Im voraus ist zu sagen, daß die Dokumente hier weniger intensiv sein werden. Das ist nicht anders zu erwarten. Ich sagte es schon in der Einleitung, der Masochist als Künstler ist, wie jeder andere Leidenschaftliche seiner Gattung, beständig voll vom Weibe. Das Weib sitzt in ihm, durchtränkt ihm Hirn und Glieder, verstrickt, umrankt ihm alle Ideengänge, sodaß er schließlich nur noch „im" Weibe denken kann. Was er dann künstlerisch nach außen projiziert, ist wiederum das Weib. Und zwar das Weib, das zu seiner Art paßt. So kommt es, daß der Leidenschaftliche nicht sich bekennt, sondern einfach die Gestalt seiner Träume. Er singt und sagt von ihr, er malt und meißelt und zeichnet sie. Immerfort sie. Also wird das Weib in der Kunst fast stets nur geoffenbart durch Spiegelung aus der Seele des Mannes. Selbstbekenntnisse der Weiber von sich sind selten, und verhältnismäßig selten ist das Bekenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Wenn es vorkommt, ist es bei weitem nicht so intensiv, als die künstlerische und literarische Offenbarung des Weibes durch den Mann ist, wie wir eben bei der Salome gesehen haben, die einzig aus dem Männerhirn entstanden. Nachdem das Männerhirn seine Kraft für die Gestalt der Salome eingesetzt hat, bleibt ihm nicht mehr ebenso viel Kraft für die Gestaltung des Aristoteles.

Einen Teil von dem, was über Aristoteles und seine Buhlerin Phyllis zu sagen ist, habe ich



565. Der zahme Heros. Kupferstich von Pietro Bettelini nach einem Gemälde von Annibale Carracci.

auf Seite 32—38 vorweggenommen. Ich sprach von dem hohen Alter dieses Fellatio-Themas, das am besten als Aristoteles bezeichnet wird und als solches mancherlei Varianten unter anderen Namen hat. Ich führte auch die Verse des Minnesängers Heinrich Frauenlob an, die all die weltunterworfenen Großen der Erde auf einem Speisezettel vereinigen. Im deutschen Mittelalter finden sich natürlich noch andere und ausführliche Darstellungen des Themas. Ein längeres Gedicht möchte ich auszugsweise wiedergeben:

Din künigin het eine maget,
din was so schoene, so man saget,
an libe unde an varwe
daz man sich an ir garwe
völleclîchen hete ersehen.
din schoene an wîben kunden spehen
die sprâchen, daz si waere
schoene unde lobebaere.
Sie was von hôhem künne
der werlte gar ein wünne.
din junge wunder schoene
was der künigin jung vroene

und was Fillis genant.
Alexander wart entbrant
in irer reinen minne
verirret an gewinne,
want der jung herre
er gedâhte harte verre
wie im der jungen liebe
ein teil geringet würde
Als er von ir betwungen was,
daz er swanc oder genas,
sô was daz reine guote
Fillis in siner muote.

Fillis macht sich nun wunderbar schön. Sie hat eine seidene Schleppe, einen Pelz darunter, einen goldenen Reif auf ihrem Haupt mit edlem Gestein geziert, sie beschaut sich im Spiegel und geht mit bloßen Füßen in den taufrischen Blumengarten, hebt die Schleppe bis übers Knie und liest Blumen:

Waz wölde ich langer sagen
daz hende nie man gesungen,
ein wîp kann auf der verte sagen
daz sich ver iren küssen
ein man hat gevlizzen

ez wart nie man so wîse
noch von aller so grîse
wil er sin den selben lîp,
er werde gevangen an ein wîp
unde an der minnen lîm vil.
recht als der wilde vogel kume,
der durch vrîheit die er hât
ûf daz gelimete zwî stât
nû er des denne entsebet
unde sich ûf ze berge hebet,
sus liebet er dô mitten dran,
und reget sich unde tuot den,
dâ mite euvet er daz zwî
an fliegen sust sêre kume er sî,
ez bindet in und machet in haft
sus wart der man unsigehaft
und gevangen in dem stricke
von wîbes ougen blicke.
nû sach din minneclîche, daz
ein swîel dô der meide saz
si sprach: „en lieber, ich ennmal
diz ding nit tuon vergebene!
lât mich in vil ebene
den satel ûf den rücke legen,
daz sult ir auch gern mir bewegen
unde lât mich komen an iwer stwal
einen zoum in iweren munt,
daz ist min lîbin gemeliîn
tuot's, wen es ange nibt anders gesîn.

Mores humanum mendacium sine honore & conficiunt ... torum inter ... Leckerhaft. a. a. d.

556. Tanz der Salome. Kupferstich. Um 1600

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind.

Albert Langen, München

Saturne amoureux de Philire se transforme en Cheval
pour elle, il en eut le Centaure Chiron

[illegible]

567 Saturn und Philyra. Kupferstich von Desrocher nach einem Gemälde von Parmeggianino

ich mocht nit langer biten,
ie wurzel wisch ... riten
in dem baum garten,
da mocht wir gewarten
derweder volk, noch man.
Der alt sprach: ich enkan
dich nicht vil wol geriten.

Er sprach: ich wil dich bereiten
vil schöne und eben, als ein pferd
ich sit je mit dirre wert
und wil dem kraz in ... ist
din gewaldige minne,
der sinne ein tumberinne,
betwang den meister grösen

der höhen künste reine
ir frouwen schouwen, wolgetân
ich wil ir unser künig lân
und twanc swaz ich mit gedanken
daz ich mich minnen künne
Der alte gesach sich wieder ir
uf die hende und uf den lîp
den schoenen wunneclîchen
nam vil behendeclîche
und leite den sitel ir in
und nam ir sîden gürtelîn
und machte in ein zoum in den munt
dô lac si gewunnen in der stunt

von rôsen ein schapel gût
den schoenen, wîssenende vil
nam den zoum in die hant
unde saz ûf den wîgant
unde reit in vil sêre,
in einer snegen wîse
sang si ein saezig minnelîed.
Dô kam sich der alte aber
ir brouch ûf allen vieren dô,
des wart er gerüeret vrô
und kroch gegen dem boum garten
und truog ûf im den zarten
ir wunneclîchen lîp

Hagen bemerkt zu diesem Gedicht, daß das französische Lay d'Aristote nicht die nächste Quelle dazu sei. Die Fassung des Französischen ist etwas mehr geschichtlich: Alexander ist auf seinem Siegeszuge in eine namenlose indische Schöne verliebt und Aristoteles stellt ihm die Ungebühr vor. Auch fehlt das abenteuerliche Ende von des Weisen Insel-Flucht und seine Rache durch das Buch von den Listen der Weiber. Dies stimmt mehr zu der wahrscheinlich zu vermutenden arabischen Erzählung, worin der von den Arabern hochverehrte und zum Teil dem Abendland erst zugeführte griechische Weise keineswegs so erniedrigt ist, sondern ein Vezir, den eine schöne Odaliske seinem jungen Sultan so verführet. Zwar nur im Zimmer, worauf der Vezir seine Lehre ihm durch sein Beispiel bestätigt. Die Erzählung geht aber noch weiter ins Morgenland zurück, auf das altindische schon im sechsten Jahrhundert ins Persische, dann ins Arabische, Neugriechische, Türkische, Neupersische und Griechische übertragene Fabelbuch Bidpai's Kalila und Dimna, das 1262—78 von dem bekehrten Juden Johannes von Capua lateinisch aus dem Hebräischen übersetzt und hierdurch in alle Sprachen des Abendlandes übergegangen ist. Auch in der indischen Heimat ist es mannigfaltig wiedergefunden, als altindisches Fabelbuch Hitopadesa (heilsame Unterweisung) des Brahmanen Vischnusarma, in Versen, auch ins Persische und weiter übersetzt. Dessen Grundlage ist das noch vollständig in den indischen Mundarten unter dem alten Namen Pantschatantra (fünf Teile) lebende Werk. In dem vierten Teil dieses älteren Buches fanden sich nun auch zwei hierher gehörige Erzählungen, welche dessen jüngere Bearbeitungen weggelassen haben: der Minister Vararutscha läßt sich seiner Frau zu gefallen das Haupt kahl scheren. Sein König Nanda läßt sich von seiner Frau Zaum und Gebiß anlegen und reiten, und muß dabei wie ein Pferd wiehern. Zur abendländischen Übertragung auf Aristoteles bemerkt Legrand zwar, daß Aristoteles an der Nichte (oder Tochter oder Enkelin) seines Freundes Hermias, da er heiratete, so verliebt war, daß er ihr sogar Opfer darbrachte. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß der morgenländische Schwank um so eher auf Aristoteles überging, als dieser Weise damals der Abgott (Daemonium) der Universitäten und Schulen war und seine Verbindung mit dem weltherrschenden Helden und König zugleich die doppelte Gewalt der Frauenschönheit berührte. Jacob von Vitriaco, anfangs des 13. Jahrhunderts Bischof von Ptolemais, zuletzt in Rom, auf dessen drei Bücher morgen- und abendländischer Geschichte der gleichzeitige Vincenz von Beauvais sich beruft, wird als Gewährsmann dafür angeführt, daß auch die weisesten Lehrer durch Frauenlist betört werden, wie Aristoteles, der den Alexander ermahnt, sich seiner schönen Gemahlin zum allgemeinen Wohle mehr zu enthalten, aber von dieser sogar zum Tier verwandelt wird.

Man sieht aus diesen verständlichen Erwähnungen Hagen's, welche Mühe sich die Germanisten

Ratto di Europa

308 Europa schwingt sich auf den Stier. Italienischer Kupfer nach dem Veronese

mit solchem Herleiten und Ursprungsuchen machen. Im Grunde umsonst. Denn die wirklichen Ursprünge liegen in der grauesten Ferne der Menschheit, wo es weder Vernunft noch Schrift gab, wohl aber — Erotik. Erotik, symbolisiert und drastisch vorgeführt, war auch ein Betriebsfaktor der Fastnachtsbräuche des 15. Jahrhunderts. Da wurde der Aristoteles leibhaftig vorgeführt. Besonders in den rheinischen Städten ging es zur Fastnachtszeit hoch her. Einzelne Trupps von lustig gestimmten Männern, vielleicht auch Frauen, zogen von Haus zu Haus und luden sich ohne weiteres als private Stegreifkomödianten zu Gast. Gern wurden sie empfangen und angenommen, wenn auch mancher satirische Hieb abfiel und manches freche Wort. Eine Anzahl von diesen Komödien sind niedergeschrieben worden. So haben wir das „Spiel von Fürsten und Herren". Es erscheinen zunächst als Hauptpersonen auf der Szene Aristoteles und vier Könige mit ihren Frauen. Aristoteles, der Weise, soll einem jeden der Fürsten den „Complex" darstellen, d. h. ihm seine innern Anlagen und Fehler schildern. Er tut es. Im wesentlichen läuft seine Aussage darauf hinaus, daß die Herren ihren Weibern untreu sind, „in fremde Schwemmen reiten". Darob Beifall bei den Frauen und ausführliche Bestätigung, bei den Männern Bestürzung und Ärger über die öffentliche Blamage. Die Empörten beschließen, den Philosophen mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, ähnlich wie es später dem Physiognomik-Lavater erging. Sie zeigen ihm sein eigenes Porträt und verlangen den „Complex" der dargestellten Person. Aristoteles erklärt den Betreffenden für einen Wüstling, Dieb usw. Jetzt jubeln die Männer. Aristoteles jedoch zieht sich fein aus der Schlinge durch die Erklärung, daß er diese schlechten Eigenschaften zwar besitze, sie aber zu unterdrücken wisse. Das sollten die Herren ihm nachmachen. Diese sind beschämt und erkennen rückhaltlos die Überlegenheit des Weisen an. In diesem Höhepunkt setzt die spezielle Handlung ein, indem König Soldans Weib das Wort ergreift.

Mein herr und kunig, edler Soldan,
Mag ich es an euren hulden han
So sollt ir mir furwar gelauben,
Den meister wil ich hie berauben
Aller seiner sinn und weisheit gar,
Das soll ir sehen offenbar
Ir sollt sehen zu dieser zeit
Daß ich in als ein pferd überreit,
Das wil ich euch hie sehen lan
Ich wil yn heimlich zu im gan
Und wil in bringen dar zu schon,
Wie ich er woldeth in im hat
König Soldan spricht
Wolhin, ich wil dir das erlauben
Ich wil sein aber all gelauben,
Das dir will im die weg gelingen
Du magst dich selbs zu gespott wol bringen
Er ist so gar ein kluger man,
Das in niemant betrigen kan.
König Soldans Frau
Ich hoff, wir sol mit in bringen,
Das er muß als zu gespot soll bringen.
Darumb, herr, bleib hie ein weil,
Ich wil versuchen ir mein heil
Die gredt von der Kunigin:
Ich grüß euch, meister meister sein,
Was mag das deuten alhie sein,
Das ich zu euch solich liebe han,
Als ir sein werd auf erd gewan?
Ward mir erfullet der wille mein
Von euch so muß ich leiden pein,
Und kan ich mit euch bald erwerben,
Vor großer lieb so muß ich sterben
Und mich verlassen als man gicht,
Wo mir mit deim mir edeln fraucht
Meister Aristoteles spricht
Ach frau, es ist ein plöder sin
Betracht wer ir seit, wer ich pin
Nach kurzer freud kumt langes leit,
Dein adel gehört zu frumkeit
Mein herr der ist ein hoher man,
Der sich eins solchen wol gehen kan
Die kunigin redet
Ach meister mein, was sagt ir mir?
Nach euch quellt sich mir des herzens gir
Und laßt ir mich also verderben
So seit ihr schuldig an meinem sterben,
Ir allerliebster mein, ach,
Secht an mein mir euch herzen schmerz!
Meister Aristoteles
Ach frau, ir seit so minniklich
Und eure wort so freundenreich,
Damit habt ir mein herz erweicht
Und es mein verschwert klingt

569. Die riegende Polyhar. Gemälde von N. v. Moris

Das ich auch nun nach eur gir
Ich völlig mit euch der lieb spile
Dir furtzlir ziels
Meister des laß ich kaum zweifeln,
Ich muß eie mal auf euch reiten,
Damit ir mein sich ewer begir
Fallet nider gold auf alle vier,
So werd wir baide freuden vol,
So thu ich darnach was ich sol.
Han drein, mein liebes gemperlein!
Mir lingen von die sarme beschein.
Ich reit daher auf meinem ros
Herr König secht zu dort auf dem schloß

Kunig Sibdre sprach:
Ach meister Aristotiles,
War wenig ich euch getraut het des,
Das ir begert der frauen mein
Eur weisheit ist hie worden klein.
Wie habt ir die eur sinn verkeret
Ein weib mocht euch zu einem torn
Hat zu eim esel euch gemacht,
Das man eur billich spot und lacht
At wie habt ir euch so besunnen
Das euch der weisheit ist zerunnen!
Der meister zu dem konig sprach:
Genadt mir edler herre mein,

Kein man auf erd so weiß mag sein,
Ein weiß (?) ist in, ob sie will
Sie kunnen sunst wort gar vil
Und thun sich auch gar hübsch aufschaugen.
Sie machen ein manch der Listen taugen.
Ich will wol in der warheit jehen,
Es mocht euch selbs auch sein geschehen.
König Salomon
Des weiß ich euch genügen kan,
Soll frawen vor oft betort han
Die wissen in der alten ee
Und auch meister zu wertel me,
König David und herrn Salomon,
Den Sampson und herr Absolon
Und Aristoteles der König her
Den überwant die schön Hester,
Und Olofernus ward geschent
Von einem weib, Judith genannt
Dergleichen hab ich gar vil gehort,
Das manig man ward betort,
Das machet ir edle schöne lieb
Damit sliehend uns ob ein die dieb

Kein man auf erd so weiß als ein
Er ward von zarten frauen gan
Wann er an sein weißen ermen
Ir leib in solcher lieb erwarmen,
Wenn do sie ror vil auf dem sinn,
Ich sprich ir mer dem rechten man
Ein Ritter dient
Durch frawen willen tut man bestern,
Durch sie ist fechten und turnieren,
Durch frawen tut man schon sprechen,
Durch frawen tut man singen und sprechen,
Durch frawen tut man fechten, ringen
Durch frawen tut man tanzen, springen
Durch frawen gewinnt man und verleust
Durch frawen manger des nachts erfreut,
Durch frawen zerrissen manig man
Bertat man dann er geclaufen kan.
Das ist ein weib erfüllt sein ger
Dadurch mag mancher gut und er,
Darumb er oft leib und gut laß,
Das macht ein schön kam einer hand groß
Macht das wie das was weiber wellen

In dem Fastnachtsspiel „Wie ein Bäuerin mit einem Edelmann wettet“, sagt einer der Spieler:

Secht wunder ist die ist hie her
Das in kein man ist nie geliebt
Aristoteles der hoch doctor
Hat in sie gelernet vor

Einer frawen lest in übersten
Das all sein weisheit in dem want kam
Da er auf ferner leiter wolt steigen,
Do liesz er sich in einem gatter reiten.

Endlich ist noch erwähnenswert: „Ein spil von Maister Aristotiles.“ Vom Herold wird die Andre des Weisen angepriesen, der aber der Sinnlichkeit dieser Welt fröhnde. Der König bricht zu seiner Gemahlin in folgende Lobbeschreibung aus:

Mir achter werbent spricht ich drei farwen
Und lob Aristotilem allermeist
Er gert mit schönen werden
Kann künftigen nicht zu weiden
Der künigin frisch zu dem künig
Herr lieben got euch voll an,
Mich edlen fraw wol getan
Herr, wollt ir mich verstanden,
Ich will den maister versuchen
Secunt mich und frawen frewt
Ich will grüßen meiner wunt
Der künig antwort der künigin
Fraw verlandt sin und der ganz!
Und macht den rawe nicht zu lang.
Die künigin spricht
Nun weck euch, ir will ich gen
Und will nit lenger hie sten
Die künigin diener spricht
Hört ihr herren über all
Ich will euch machen ein schall
Von einer hübschen frawen,
Die mügt ir gern schawen

Solomonen ist ir genant
Ir wemel gûrg und weiße hand
Aristotiles spricht zu der künigin
Got grüß euch frawe ewige!
Wieß sitzt ir hie allein?
Der künigin antwort dem Aristotilem
Got dank euch, maister künstenreich,
Wie grüßt ir mich so tugentlich?
Dörst ich euch der warheit jehen,
Ich will euch gern ein wesel zu sehen.
Aristotiles spricht zu der künigin
Ir seit ein freiwelein tugentlich,
Sicherlich das duncket mich,
Und will euch der warheit jehen
Ich han nie so schöns weib gesehen
Frawe wellt ir an leren
So lernt ich euch so gerne
Grammatica lehren
Philosophiam und rethoricam
Und ander künste vil,
Die ich euch all nennen will
Das sprich ich an allen wan

L'ABBÉ EN CONQUESTE

370. Marquise Omphale und Abbé Herkules. Kupferstich nach de Troy

Ich will euch selber wesen underton.	Aristotiles spricht zu der kunigin
Die künigin spricht	Frow, ich thun allen, was ich sol,
Der kunst du ir jetzt werden,	Won dir gefelt mir alle wol.
Der ynnes weder mir noch sollen werden.	Ich thuen durch ewern wille
Doch legt euch nyder auff die hende	Offenwar oder stille
Und traget mich doch uerckus zu ende	Nach ewres hertzen gire
Eins hin das ander her,	Es sy anderswo oder hie her
Welt ir das, ich euch gewer	

Da setzet die kunigin auff dem maister Aristotiles und lat sy tragen, eins hin, das ander her tragen, und spricht die kunigin:

Ich han ain pfardt, das ist gut.	Es stecket der guten duncke in vol
Wye sänfft mir das reitten thuot!	Ich wayß alt was im das fueret sol.

Hierauf entsteht ein großes Gelächter über die Erniedrigung, die der Philosoph über sich ergehen läßt. Der König ruft dem Meister zu:

Wo yendt euch das maister schafft,	Und last sich machen zu ainem affen
Das sich ain man mit leichter krafft	In frawen uiben gefallen
Von wend lest uber winsten	Last sich als ein roß reitten

Über „Aristoteles und Phyllis" existieren sehr viele bildliche Darstellungen. Eine ganze Reihe davon ist in jüngster Zeit wieder publiziert worden, doch dürften die hier dargebotenen Reproduktionen z. T. noch unbekannt sein. A. v. Eye ist der Meinung gewesen, diese Darstellungen gehörten zu der Reaktion des beginnenden Humanismus gegen die Scholastik. Aristoteles, als der Abgott der letzteren, werde karikiert und verdächtigt. Auch A. Hafner, der über ein Schweizer Glasgemälde schrieb, schließt sich dieser Ansicht an, indem er sagt: „Wir können uns das Satyrlächeln eines Erasmus von Rotterdam vorstellen, wenn sein Auge auf das ergötzliche Bild fiel, dessen prächtiges Farbenspiel das tolle Reiterstückchen noch pikanter machte". Das fragliche Glasgemälde, vom Jahre 1527, im Format von 36 zu 32 cm, beschreibt Hafner folgendermaßen: „Wie ein Pferd angezäumt, bietet er der schönen Hetäre Phyllis, die soeben auf seinem Rücken aufgesessen ist, zum Spielzeug ihres tollen Übermuts.... Phyllis, dem Philosophen trotzig den linken Fuß auf den reichen Vorderschenkel setzend, schwingt in ihrer rechten Faust eine Peitsche mit derben Lederriemen, während die Linke den breiten Zaum anzieht, den der Fürst der Denker, am kolossalen Gebiß befestigt, im Munde leider muß. Beide Figuren sind von vorn gezeichnet und reich im Geschmack der Renaissance gekleidet. Eine prachtvolle Architektur, eine Art Triumphbogen umrahmt die Szene, die diesen Triumph des schwachen Geschlechtes über das sich das starke nennende verherrlicht. Der reiche Schmuck dieses Gebäudes spielt auf das nämliche Thema an und ist brillant erfunden. Einen urkomischen Eindruck machen zwei abgelebte Figürchen, die ohne aufzusehen, ihre Bücher lesen und gekräuselte Turbane tragen, wohl Salomo mit den Sprüchen der Weisheit und David mit dem Psalter."

571 Aktäon kommt vor die Hunde
Französische Spielkarte

Man fühlt, wie wenig die Erklärung der Kunstgelehrten in die Tiefe dringt. Warum soll ein Unwichtiges durch ein Wichtiges ausgedrückt und philologische Kritik mit Hilfe der Erotik verspottet worden sein? Im Jahre 1526 baute sich

Nessus und Dejanira. Französischer Kupfer nach einem Gemälde von Guido Reni. 1802

Albert Langen, München

572. Viktorin Galera. [illegible]

der Magister Thailigt in Goslar ein Haus, das heut noch steht und wegen seines Giebelsfens unter dem Namen „Brusttuch" bekannt ist. Unter den Holzskulpturen, die die Fassade schmücken, ist auch ein gerittener Aristoteles. Also doch Schulmeister-Symbolik? Aber warum ist dann die berühmte „Butterhanne" dicht dabei, die den Koitus pantomimt, und die andern offenkundigen Lasziviäten? Nun. Mit der Philologie ist's daneben getroffen, und Erasmus von Rotterdam wird in dem Phyllis-Pferdchen auch gewiß den Verfasser der Aristotelischen Ethik gesehen haben, sondern nur einen legendaren Weltweisen, dem die erzählungslustige Fama einen gut klingenden Namen angehängt hatte.

Grundthema ist das erotische Allmotiv, woran nach allen beigebrachten Belegen wohl kein Zweifel mehr sein kann. Der Name tut so wenig zur Sache wie bei der Salome, er hilft nur, das Typische herauszuarbeiten, und erleichtert die Umwandlung ins Ornamentale. Die meisten Abbildungen stammen aus der ungestümen Zeit jener Goslarer Schnitzkunst. Zwei sind kirchlichen (Nr 549 und 587), die andern „weltlichen" Ursprungs (Nr 552, 553, 556, 557). Überall sind die Figuren bekleidet; erst Hans Baldung Grien hat es vorgezogen, einen Akt zu zeichnen (vgl. die farbige Beilage „Der aufgezäumte Philosoph"). Der Kupfer von Conget, der etwa um 1680 entstanden ist, wird selbst Kennern neu sein (Abbildung Nr 560). Er zeichnet nach der älteren Methode nicht bloß den einen vorübergehenden Moment, sondern eine ganze Handlung. Im Hinter-

grunde studiert der Gelehrte ruhig inmitten seiner Bücher und Instrumente. Vor der Schwelle zum Vordergemach liegen dann der Phyllis ihr Korsett, Rock und hohe Straßenschuhe, während sie ganz vorn mit steigendem Übermut noch rechts aus dem Bilde herausreitet. — Das moderne humoristische Bild Nr. 31 wurde bereits auf Seite 34 beschrieben. Noch immer also ist das Motiv nicht tot! Ja, ich habe in einem älteren Jahrgang der Fliegenden Blätter (Band 13) sogar eine Moritat hierüber gefunden, deren Witz allerdings nachlich aufs Familienmäßige verwässert ist:

Als vor zwei und zwanzig hundert Jahren Philipp von Mazedonien seine Scharen — seine Kanonen und Reiter — Streiter und Begleiter — und so weiter — und so weiter — gegen Byzanz anführte — und man riugs die Trommeln rührte, — überließ er die Haushaltung — sowohl, als die Staatsverwaltung — der mazedonischen Krone — seinem Assisten und Sohne — Alexander dem Großen, — laut ABC Büchern und Dosen, — einem Jünglinge wie Milch und Rosen. — Kamen kritische Verhältnisse — sah man ihn durch die Hallen schreiten — zum Alten — Ein schöner Lehrer — den großen Weltensucherer — Seelenbeschauer und Donnerkeilbeschwörer — Aristoteles von Stagyra — der ihm einst Unterricht gab auf der Lyra — im Reiten und in der Dichtkunst — und was seine Regenten — Pflicht sonst — Drum ging der Erzgelehrte — immer mit ernstem Schritte und einem langen Barte, der seine Würde verrieth. — Bei Hofleuten und Statthalter — gar viel galt er — und hatten sie was zu fragen — oder zu klagen — dann ſie's dem Philosophen sagen, — der brachte es vor Alexandern — und machte ist g'rad was vorher krumm — oder krumm was vorher g'rad — wie's paßt für ihn passte oder für den Staat — Alexander halt erwiderte — doch ihren Geschlechtes Zierde, — eine Jungfrau ihn charmierte — drob litt er das Regieren — vernachlässigen und nur der Geliebten hofieren. — Was gab's da für ein Gebrumme — und Geschwärme! — Die Hofleut' sprachen mit Wortklang — So darf's nicht länger fortgeh'n! — Ja, wäre sein Schatz noch aus den Geschlechtern, — so allenfalls eine von unsern Töchtern — dann könnte man noch zuschau'n — und Hoffnungen in Gold bau'n — aber bei ihr, hier oder Familie und Stammbaum — ist zu nähen seine Flamme kaum. — Aristoteles eilte zum Regenten, — sprechend: „Man klagt an Ecken und Enden — doch du, verliebt bis über die Ohren, — den Sinn für's Gegiren verloren. — Freund, nimm Dich zusammen! — Bändige der Sinne Flammen — laß ernste Überlegung — bewältigen die Regung — und weil' mit Deinem Volke — Deines Trachtens Gegenstände!" — „Du weißt ja aus der Philosophie — und aus der Psychologie — ebenfalls aus der Anthropologie — und schließlich auch der Anatomie — durch mich, Deinen treuen Alten — was von der Liebe zu halten — d'rum treib nicht mit Land, Stadt und Städtchen Scherz — und vergiß über nicht nur ein Mädchenherz — nein, sprenge rasch diese Kette — und trenne Dich von der Grisette!" — Alexanders stolzem Herzen — machte die Ermahnung Schmerzen — „Trotz, ich seh' daß Du weißt daß — und daß Liebelei für mich schlecht paßt — Aber meine Deß'rung besorg' ich — schelt von der Welt unvergänglich!" — Alexander, in Mitte seines Rates, — lenkte wieder das Ruder des Staates — und über ließ die Schöne — verschmähter Liebe Gestöhne — dem Ärger und der Tränen — und der Wehgram — Ein Tag ging hin — ein anderen — ward's trüb in Alexandern — und deshalb ward's noch trüber — der vierte ging vorüber — in Sehnsucht und in Krankheit — er fiel in mag're Schlankheit — am fünften Tag verlangte — sein Leiden der Erkrankte — und wie das zu ihm schwankte — gerade dem Blick den reinen, — durch tagelanges Weinen, — umblaßt die Wangen, die rollen — durch Sorgen und Gewalt Gedanken — da wuchsen sie Herz an Herz — die Liebenden in ihrem Schmerze — da gab sich Kuß

373. Auch eine Europa! Moderne Photographie. Um 1900

374 Eine drollige Polyphar Kupfer nach Van der Werff

auf Kuß das Paar — die Medizin half wunderbar — und Beide wurden in einer Stund — wieder gesund. — Durch freundliche Gespräche — auf beide Schlafzimmer — merkt sie, daß ihr zum Alexanders Hof war — und als Hausfreund stellt sich der Philosoph dar — Zornig rief sie [illegible] Buben halt er — wie unbequem! Dafür seid Ihr dreisten Mohren!" — Und sie dachte nach ein ganz klein wenig, — sagt dann „Morgen komme ein Trum, mein König" — Beim ersten Frührot-Strahle — spaziert der Philosoph stets hier im Saale — will seiner Miene der lauern, — morgen will ich hier auf ihn lauern! — hörst du dann mich in die Hände klatschen — und laut patschen, — dann tritt leise, leise in den Saal ein — und gerade wird Deine und meine Qual sein!" — Aristoteles am andern Morgen, — kam geschritten tief in tiefen Sorgen. — Streit und ging und stand und ging dann wieder — stieg im Saal pathetisch auf und nieder — Starrt das Mädchen

78*

371. Die schöne Helena schaut von den Zinnen Trojas zu, wie ihr Gatte mit ihrem Liebhaber kämpft. Karikatur von J. H. Ramberg. 1810

da, das verschlagne, — von netten Fischchen getragne — vom seichten Anzüge umschlungen, — Und sie sprach mit zagender Zungen — „Ich kann wohl umgehen — ohne Stock hier überlegen, — doch wandl ich gern für mein Leben — auf den Dielen hier so glatt und eben. — Der Fußboden scheint wie im Zimmer — stets ein gar liebes Erinnern — denn an mein Väterchen denk' ich — so oft die Schritte hier lenk' ich." — Nun, sprach Aristoteles, Kleine — ich wär' ja just nicht so ganz alleine — wüßt du mir etwas erzählen — so soll mich das nicht quälen! — Sprich nur von deinem Vetter — war das wirklich ein Snallvielglätter?" — „Pfui!" rief sie, „das Kerlchen — war reich an Geld und Perlchen — an Gütern und Palästen — und in dem Schloß dem Besten — war ein Saal mit glänzenden Dielen — wie sie hier in der Sonne spielen — auf die meine Erinnerungen zielen — Und als ich war ein kleines Dingelchen — und mein Vetter ein kleines Schlingelchen — trieben wir possierliche Spiele — viele — auf des Saales glatter Diele. — Und, wobei wir stets viel lachten, war, wenn wir den Cavalierritt machten — Er kroch, gleich wohldressierten Tieren — durch den Saal auf allen Vieren — fröhlich saß ich auf seinem Rücken, — suchte ihm den Hals und wagt's zu drücken — meine Füßlein in seine Weichen — bei denen ihm er dämmes sich und steigen. — Ach, ach, der allerliebste Vetter — wie' er hier, "von Spielkameraden wie mit bellt" er! — Und hier diese glatte Diele — besser als die frühere ihm gefiel. — Ach, könnt ich noch einmal so reiten — als wie in jenen Zeiten — wie würd' mich das beglücken! — Ich weiß, ich reit' auf jedem Rücken! — Könnt' ich Dir's nur zeigen — wie dies war so lustig, so eigen — ach lieber Toni bitte, bitte — gäbst Du Dich her wohl zu dem Ritte?" — „Was ich, Kind?" sprach der Philosoph — „ich, der ernsteste Mann am ganzen Hof — soll zu solchen Narreteien — meinen Rücken leihen?" — „Ei, Bester," spricht sie, „warum denn nicht? — ein Aber von dem Spaß nicht frisch vom Baume bricht — Außer uns ist jetzt noch Niemand wach, — verschwiegen ist des Saales Dach — Mach ich Dir erst den Rücken zu warm — so steig ich gleich ab ohne Harm — nicht wahr? — Du bietest Dich mir als Rößlein dar?" — Sie blickt ihn an so zärtlich — da ward's ihm schon bald pferdlich — Sie sprach: „Ach

so vieles Studieren — kannst Du Dich auch mal amüsieren — und Bewegung ist Gelehrten gesund — nun komm', ich vertreib' Dir die schöne Stund, — ich die schöne Stund' verrauschet — wo wir sind und lauschet!" — Den Arm um seinen Nacken, — streichelt sie Totels Backen — und harrt mit Sehnsuchtsblicken, — auf sein gewogenes Nicken, — belegt ihn mit ihren Lippen Beben, — ihres schönen Busens Schweben, — ihrer Augen Senken und Heben — — — da muß er sich ergeben. — „Nun, lacht er, will' ohne Zaudern — oder Du darfst nichts verplaudern!" — Bei Scherzen und bei Necken — läßt sich den Alten sich strecken, — legt Kissen über und Decken, — nach gebückigem Bücken — auf seinen breiten Rücken — und lacht: „Auf Händen und Knien — mußt Du jetzt vorwärts gehen — und erlaube mir, mein Gäulchen, — dies Zügelein durch Dein Mäulchen" — Nun hall, wie ohne Bang ich — auf Deinen Rücken schwang mich — hott, hott — so recht, hott hott! — hurr!" — Tüchelband sie Hals und Wang' ihm trifft — und schnalzt mit Zünglein und Lippen, — spornt ihn mit dem Füßchen die Rippen — klatscht mit den Händchen patsch, patsch! — klatsch, klatsch' — und ruft „Galopp und Trott" — Holl mein Gäulchen, hott!" — „Hott, hott" ruft Alexander, — laut lachend plötzlich stand er — vor seinem Liebeswehrer — und Weltzeitenwehrer — „Ach" spottet er als entgegen — mit einem Auffliegen ihm's allerliebste Mädchen flog — und sich an seine Lippen log. — „Meister Totel was für ne Geschichte — kommt mir da zu Gesichte — Philosophie, Anthropologie, — Psychologie, Anatomie — kannst' Dich nicht bewahren — trotz Deiner grauen Haaren' — Du willst meine Lieb' bestreiten — und läßt Dich von ihr reiten!" — Will'st mir aus dem Herzen sie fägen — und läßt Dich von ihr zügeln! — Schwätzest mir von ihren Dornen — und läßt Dich von ihr spornen" — Und ich dem Fedgeden sauge — erst dessen Herzschlag — soll der gott' nen Lieb' entsagen — und nun dir Krone tragen!" — „Mein' Teure mir in die Arme — An meiner Brust erwarme" — Länge an meinem Munde — Stunde um Stunde! — Laß mit meinen Nocken — mich spielen in Deinen Flechten — Laß mit meiner Linken — mich fassen Dein Armchen, die starken" — Wir wollen ihr Fremden und bergen — die Liebe Trennung verschweigen, — wir wollen uns amüsieren — wollen charmieren — jubilieren — und nach dem Karessieren — bleibt mir noch Zeit genug zum Regieren — Nun, Herr Totel kannst Du abmarschieren!"

576 Omphale mit dem Ochsenziemer Nürnberger Flugblatt. Um 1685

Ich gehe nun zu einem andern Motiv über, das gleichfalls unter einem berühmten mythologischen Namen läuft, dem der „Europa". Auf Seite 35—37 ist bereits auseinandergesetzt, warum die Künstler aus der ganzen umständlichen Ge-

ropa-Legende gerade den einen einzigen Vorgang zum Gegenstand ihrer Darstellung erwählt haben. Das dort Gesagte ist auch ein nochmaliger Beweis für die rein erotische Qualität des Motivs „Aristoteles und Phyllis". Ich erwähnte dort schon Paulo Veronese's prachtvolles Gemälde (Abbildung Nr. 4), an das sich die Arbeiten von Louis Girodet (Abbildung Nr. 565) und von Heinrich Lossow (Abbildung Nr. 580) würdig anreihen. Der Kupfer von Jeaurat aus dem Jahre 1714 nach dem Gemälde von Le Clerc nimmt sich dagegen etwas ungelenkt aus (vgl. große Beilage in Schwarz „Europa und der Stier"). Witzig ist die Lithographie Nr. 573, es fällt einem dabei Heine's mythologisches Resümee ein:

In Europa ist erlogen —
Wer kann Ochsen widerstehen?
Wir verzeihen auch Danaen —
Sie erlag dem goldnen Regen!

Semele ließ sich verführen —
Denn sie dachte „Eine Wolke

Ideale Himmelswolke
Kann uns nicht kompromittieren."

Aber tief muß uns empören,
Was wir von der Leda lesen —
Welche Gans bist du gewesen,
Daß ein Schwan dich konnt betören!

Unter den literarischen Dokumenten ist des stürmischen Gottfried August Bürgers „Prinzessin Europa" am bemerkenswertesten. Auch ihm ist das Amourös die Hauptsache. Ich zitiere mit einiger Kürzung nach der Ausgabe von 1792:

Zeus wollt' im Bette sich
Nachdem er lang gelegen,
Wie Potentaten pflegen,

577. Eine Kalypso, die lange warten kann
Lithographie von H. Daumier

Und sprach: entschlossen
„Schon trommelt's zur Parade!
Wo bleibt die Schokolade?"

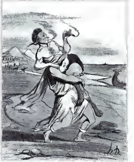
Gleich bringt sie sein Lakai,
Bringt Schlafrock, Toffeln, Hose,
Schleppt Pfeife, Knasterdose
Und die Fidibus herbey!
Denn Morgens ging kein Mädchen
Gern in sein Kabinettchen.

Er schlürft acht Tassen aus,
Ging dann zum Fenstertritte,
Sich mit dem halben Leibe
Zum Himmelsfenster naus,
Und schmauchte frisch und munter
Sein Pfeifchen Knaster 'runter.

Und durch sein Perspektiv
Äugelt er von dem Himmel
Nach unserem Weltgetümmel;
Sonst möchten wohl so tief
Die abgeschwächten Augen
Nicht mehr zu sehen taugen.

Da nahm er schmunzelnd wahr,
Auf schönbebeuteten Auen
Gar lieblich anzuschauen,
Vergnügter Mägdlein Schaar,
Die auf dem grünen Rasen
Sich Gänseblümchen lasen.

Die Schönste war geschmückt
Mit einem blassen Kleide
Von rosenfarbner Seide
Mit Fadengold durchstickt.
Die Andern aber schienen
In Demuth ihr zu dienen.



378. Helena entführt sich ihren jugendlichen Paris. Lithographie von H. Daumier

Die niedliche Gestalt,
Die schlanken zarten Glieder
Besah er auf und nieder;
Ihr Alter er gar bald
Recht kunstverständig schätzte
Und es auf sechzehn setzte
Zum Blumenlesen war
Ihr Röckchen aufgehoben
Das Perspektiv von oben
Sah alles auf ein Haar
Die Füßchen, Knie und Waden
Behagten seiner Gnaden.

Sein Herzenskammer schlug.
Bald wollt' er mehr gewinnen.
Da hub er an zu sinnen
Auf arge List und Trug
Ihr dunkt' sie zu erschnappen
Gey's Noth sich zu verkappen,
Er klügelt' und ersann,
Nach seltsamen Spekulieren,
Als Stier sich zu maskieren
Doch ist mir unbekannt
Wie dieses zugegangen,
Und wie er's angefangen

Ich sang am Schlag und Rath
Durch Gewühle mich nicht kämpfen;
Allein mit rechten Tänzen
Ging solches Spiel nicht zu
Es half ihm ferner Zweifel,
Gott sey bey uns! ??? der Teufel.

Kurzum, er kommt als Stier,
Und grast im Gefilde,
Und führt er nichts im Schilde
Erst ziemlich weit von ihr
Und scheint den Frauenzimmern
Sich schlecht um sie zu kümmern

Allmählich sucht er nun
Sich näher an zu drehen,
Doch noch blieb sie nicht stehen,
Der Kropp wuchs ihr vorgan;
Nach ward ihr in die Länge
Die Schnürbrust mächtig enge

Doch hört nur! Beim Menuet
Verstand die Hoheitelle
Vorherstudierte Rolle,
Wie sie wie Wie
War er Artour ich wette,
Daß man geklatschet hätte.

Er hatte Thürle
Mit Perlen wohl verbunden

579 Salome in der Oper   Pariser Aufnahme

Zu seinen Ridreustuben
Verabsäumt er fast sie
Als rechts Buch zu treiben,
Und Noten hinzuschreiben.

D'rum thät der arge Stier
Sehr zahm und sehr geduldig,
Schon seiner Tücke schuldig,
Und suchte mit Manier
Durch Kopfhang sich und Schweigen
Empfindsam gar zu zeigen.

Das Mägdlein, durch den Schein
Von Sittsamkeit betrogen
Ward endlich ihm gewogen
„Sollt' er wohl lustig seyn?"
Sprach sie zu ihrer Amme
„Er gleicht ja einem Lamme!"

Die alte Stumpfel rief
„Ey! welche schöne Frage!
Nach alter deutscher Sage
Sind stille Wasser tief
D'rum, Ihre Enfant d'rum bleibe
Dem bösen Stier vom Leibe!"

„Ich möchte" fiel sie ein
„Ihm recht ein Kränzel binden,
Und um die Hörner winden
Er wird schon artig seyn,
Wenn ich hübsch tanzend rathe
Und hinter'm Ohr ihm krabble" —

„Seht, Kind! da kommt er! Ah" "
Doch er ließ sacht die Glieder
Ins weiche Gräschen nieder
Lag wiederkäuend da
Sein Auge bieder und ehrlich,
Schien gänzlich nicht gefährlich

Da ward das Mägdlein kühn,
Und trieb mit ihm viel Possen
(Das litt er unverdrossen)
Und sitzt' und stieg auf ihn
„Hi! Hi! ich will's doch wagen,
Ob mich das Thier will tragen!"

Doch der verkappte Gott
Empfand auf seinem Rücken,
Mit unbeschreiblichem Entzücken
Kaum fühlt süße Last,
Er sprang in auf und rannte,
Als ob der Kopf ihm brennte.

Und lief in vollem Trab
Querfeldein schnurgerade
Zum nächsten Meergestade
Und dort thät er hinab
Kein Menschen zu verlieren
Den Sprung mit aller Vieren

LITHOGRAPHIE NACH EINEM GEMÄLDE VON [illegible]

Kandaules zeigt dem Gyges sein Weib

EDUARD FUCHS & ALFRED KIND, DIE WEIBERHERRSCHAFT

VERLAG ALBERT LANGEN MÜNCHEN

580. Die fesche Europa. Zeichnung von Heinrich Kley

„Ach!" schrien die Zofen. „ach!
(Die an das Ufer sprangen
Und ihre Hände rangen)
Ach! ach! Prinzessin, ach!
Was für ein Streich, Ihr Gnaden!
Nun ha'n wir's ausgebaden."

Allein das arme Kind
Hub, zappelnd mit den Beinen,
Erbärmlich an zu weinen:
„Ach! helft mir! helft geschwind!"
Doch jener Schalk, vor Freude,
War taub zu ihrem Leide.

Indes daß ihr Ach und Weh
Sie mußte fürbaß reiten.
Da gafft auf beiden Seiten
Jungvogel aus der See
Und bald ganz ausgelassen
Hernieder an zu spaßen.

Der Stier sprach nicht ein Wort,
Und trug sie sonder Gnade
Hinüber ans Gestade
Und kam in sichern Port.
Darob empfand der Holde
Herzinnigliche Freude.

Hier sank sie auf den Sand
Ganz matt durch langes Reiten
Und Herzensbanglichkeiten,
Von Sinnen und Verstand.
Vielleicht hat's auch daneben
Ein Wölkchen abgegeben.

Mein Stier nahm frisch und froh
Dies Tempo wahr und spielte,
Als sie nicht sah und fühlte,
Ein neues Qui pro quo
Denn er verstand den Jocus
Mit fixem Hocus pocus,

581 Die Intelligenz bezwingt die Kraft. Politische Karikatur von A. Willette

Und war als Kavalier,
In hochfrisierten Haaren,
Wie damals Mode waren,
Mit dem Stecken zu ihr,
Und hob an Brust und Hüften,
Die Schäferin an zu lüften.

Kaum war sie aufgeschnürt,
Kaum schnob ihre Nase
Der Duft aus seinem Glase,
So war sie auch gerührt
D'rauf er wie sich's gebührte
[illegible] mit ihr [illegible]

„Willkommen hier in's Grün!
Der dir das besitz' ich
Mein kleines Wunder sah ich'
Woher mein Kind, woher?
So weit durch's Meer zu reiten,
Und doch nicht abzugleiten! —

Indessen freut mich's, hier
In meinem schönen Garten,
Gehorsamst aufzuwarten.
Ma foi! das ahnte mir
Heut' hatt' ich so ein Träumchen
Auch lachte mir das Bäumchen

Man zog Ihr wackres Thier
Worauf Sie hergeritten,
Nachdem Sie abgeschritten,
Gleich in den Stall von hier:
Da hat es, nach Verlangen
Sein Futter schon empfangen.

Sie werden, Herzchen, gelt?
Wohl noch ein wenig frieren?
Geruhn Sie zu logieren
In diesem Lustgezelt,
Und schon in meiner Klause,
Als wären Sie zu Hause

Hier pflegen Sie den Arm
Und trocknen sich, mein Schwesterchen,
Ihr Hemde, sammt dem Röckchen,
Die Strümpfchen und die Schuh;
Ich, mit Permiß, will Ihnen
Statt Kammermädchen dienen." —

Sie sträubte jungferlich
Sich Anfangs zwar ein wenig
Doch er bat unterthänig,
Und da ergab sie sich
Nun, hochgeehrte Gäste,
Merkt auf! Nun kommt das Beste

Hmm! — Ha! Ich merke wohl
An euren werthen Nasen
Daß ich mit hübschen Phrasen
Euer Ohr nun kitzeln soll
Ihr möchtet mit den Nasen
Vor Lachen gern zerplatzen.

Doch theure Götter sagt
Was ich haben riskire
Wenn's der Pastor erführe,
Der keinen Spaß verträgt,
Dann werde meiner Ehre! —
Ich kenne die Pastöre! —

D'rum weg mit Schäferey'n!
Von hochstudierten Zoten
Wird rechtens nichts geboten.

Hilarius hält sein
Auf Ehrbarkeit und Moral.
Ihr Herren Auditores.

In Züchten, wie sich's ziemt,
Will mich am langen Bande
In solchen Schwesen schwere,
Weil ich nur kurz verblümt;
Hier that will seiner Schöne
Der Herr sich trefflich bene. —

Nun schwammen mit Glöschen,
In langen grünen Haaren
Der Wassernixen Schaaren
Hart an den Strand herbey
Zu sehen das Spektakel
In diesem Tabernakel.

Manch Nixchen wurde roth
Manch Nixchen wurde lästern,
Jen's neigte sich zum Flüstern
Dies lachte sich halb tot,
Neptun, gelehnt an's Ruder,
Rief „Prosit lieber Bruder!"

Nun dank', o frommer Christ
Im Rahmen aller Weiber
Daß dieser Held und Räuber
Bereits gestorben ist
Zwar — fehlt's noch zum Versichern
Nicht an gelassenen Sitten.

Eine frivole Abart der Europa-Legende zeigt uns die Abbildung Nr. 567, ein Kupfer nach einem Gemälde Parmeggianino's Saturn verliebt sich in Philyra und verwandelt sich in ein Rothpferd, das die Schöne besteigt. Aus dieser Verbindung entspringt der Kentaur Chiron. Die Idee der Kentauren mag aus dem Eindruck entstanden sein, den ein mit dem Pferde, wie man sagt, verwachsenes Reitervolk auf eine andere, nur ackerbauende Nation gemacht hat. Die Erklärung der Philologen als Sturzbäche (wegen der Silbe tau), Winddämonen oder Personifikation der Wildbäche ist recht unbefriedigend. Die künstlerische Verschmelzung des Menschen- und Pferdekörpers hat in der antiken Kunst viele originelle Werke hervorgebracht. Der Kentaur wird da meistens zum Sinnbild der unbändigen Mannskraft. Oft ist er gefesselt und vom Schalk Amor geritten, oder eine Nymphe zügelt ihn, wie auf dem pompejanischen Wandgemälde Nr. 494. Die Nereide der Abbildung Nr. 548 fühl

582. Ihr Flügeladjutant. Französische Illustration

79*

dagegen auf einem fabelhaften Meerestier, das halb Seepferdchen, halb Seeschlange ist. Ein Moderner, Heinrich Kley, hat eine „Reitstunde" auf Kentauren skizziert (Abbildung Nr. 160). An die Stelle des Kentauren tritt oft der ebenso unkeusche Pan oder Satyr (vgl. dazu den Kupfer „Liebe macht zahm" in der Beilage, und Poussins Gemälde „Fest des Bacchanals" Nr. 93). Böcklin's „Pan und Nymphe" (Beilage) ist auf Seite 572/3 erwähnt.

Der Kentaur spielt noch eine besondere Rolle als Verführer in dem Folklore von Nessus und Dejanira. Nessus fungiert als Fährmann, verliebt sich in die „süße Last" und wird von dem eifersüchtigen Ehemann Herakles durch Pfeilgift getötet. Dejanira, die nicht unbefangen geblieben war, genießt ihre Rache teil und bringt dem Herakles später, als sie ihrerseits Grund zur Eifersucht zu haben glaubt, dasselbe Blutgift bei. Der ganze Mythus enthält zugleich eine ausgezeichnete Beobachtung über die Wirksamkeit des Pfeilgiftes (Curare), das auch nach vielen Jahren im eingetrockneten Zustande nichts von seiner raschen Tödlichkeit einbüßt. Wie an der Beilage „Nessus und Dejanira", Kupfer nach Guido Reni, und an der Radierung nach Rubens (Abbildung Nr. 546) zu erkennen ist, war den Künstlern auch hier das Reitmotiv die Hauptsache. Herakles ist nebensächlich behandelt oder überhaupt nicht vorhanden. In Karikaturen kehrt das Motiv wieder in den Arbeiten neuerer Autoren (Abbildungen Nr. 77, 272, 289, 312, 581). Rops (Nr. 77) ist der erfindungsarme Zusammenrechner und zugleich Bildungsprotz, alles, was er aus Eigenem hergetan, ist die sprachwidrige Unterschrift, womit er sich einbildet, daß die dürftige Skizze auf ein höheres „symbolisches" Niveau gerückt wird. Dagegen hat Abel Faivre (Nr. 312) einen guten Einfall gehabt. Die Unterschrift, die er der Originalzeichnung gab, ist sogar witzig: „Werden Sie sich nicht erkälten? — Nein, ich bin ja durch eine Versicherung gedeckt (couverte par une assurance)!"

583 Salome feiert Rache. Zeichnung von Hans Lotz. Aus „Schwarz/Weiß"

Bleiben wir gleich beim Herakles. Er ist der männliche Held an und für sich, und das griechische Folklore von ihm ist daher begreiflicherweise das umfangreichste von allen, die im klassischen Altertum bestehen. Mit der Geschichte vom Nessusgewand nahmen wir schon voraus, daß er am Weibe zu Grunde geht. Freilich lebt er immer wieder auf, da alle Geister von ihm voll sind. Daher sitzt er im Olymp als Halbgott, und ihm zur Seite schmiegt sich Hebe, die ewige Jugend-

schlauheit des Weibes. Als Herakles noch Mensch war, trat das ewig Weibliche prüfend auf seinen Scheideweg. Der Scheideweg ist die Pubertät. Da wählt er Heroentum und mühsame Umwerbung, weil er als männliche Energie nicht anders kann. Kampf und Arbeit und Abenteuer locken ihn und dahinter das Weib als Krone der Schöpfung. Er vollendet den Zyklus der zwölf Sternbilder, und nicht nur mit Muskelkraft. Der Stall des Augias, dessen Ausmistung ihn verächtlich machen sollte, wird ihm zu einem Problem der Wasserbaukunst. Seine Reisen führen ihn bis ins Verderbland und nach Kaukasien, und vor den Höhlen der Titanen schreckt er nicht zurück. Weiber lernt er auf seinen Fahrten genugsam kennen, aber nie die rechte, die ihm adäquat ist. Kreon von Theben gibt ihm seine Tochter Megara, sie ist die Erziehung für eine Kriegsfrau. Die Amazonin Hippolyte behandelt er übel, sie glaubte, ihm mit dem Gürtel imponieren zu können.

384. Salome's Bauchtanz. Zeichnung von Aubrey Beardsley. 1894

Endlich erfüllt sich der Schicksalsspruch: seine Dienstehe (vgl. Seite 366) bei der Omphale, einer Dame in mittleren Jahren. Er verkauft sich ihr auf drei Jahre als Knecht und muß Wolle spinnen, während sie sich in die Löwenhaut, d. h. in den Ruhm ihres Verehrers hüllt. So kapituliert also auch der Nationalheros des gesamten Altertums vor der Genitalmacht des Weibes. In der Knechtschaft ihrer Sinnlichkeit erliegt er verwunscht, und er hat nur noch einen Willen, den ihrigen. Das gehört zu ihm ebenso gut, wie jenes andere Ungestüm, mit dem er den Felsen von Gibraltar schmiß.

Den Künstlern liegt dieser Stoff. Nicht derjenige Teil, der in den zwölf starken Schadowschen Fresken in der Vorhalle des Berliner Alten Museums dargestellt und jetzt schon bis zur Unkenntlichkeit verwittert ist. Sondern gerade die Katastrophe des Weibunterworfenen. Wir bringen in der Beilage „Herakles in Banden der Omphale“ einen anonymen Kupfer aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, der sich zu einer prächtigen Apotheose aufbaut. Die Rollen sind vertauscht:

585. Salome, die Jüdin. [illegible]

Der Starke trägt ihre Ohrringe und Armbänder und hat die eigenen Insignien abtreten müssen. Lächelnd weisen die Nymphen auf das exemplarische Schauspiel hin. Bei Sadeler (Abbildung Nr. 563) ergibt sich der Held in sein Schicksal. Auf niedriger Bank sitzt er vor ihrem Thron, während sie, zurückgewandt, zum Beschauen der Szene aufzumuntern scheint. Jouvenet und Annibale Carracci verlegen die Situation in eine romantische Landschaft (Abbildung Nr. 562 und 565). Carracci verzichtet auf den Spinnrocken und läßt dafür den Helden ein Liebeslied anstimmen auf die Siegerin, die stolz das Bein über ihn schlägt. Eine Rokoko-Travestie ist Le Clercs „Marquise Omphale und Abbé Herkules" (Abbildung Nr. 570), im Zeitkasten von 1867 präsentiert sich die „moderne Omphale" der großen Tiefdruckbeilage. Scherzhaft, satirisch, grotesk sind die Abbildungen Nr. 582, 576, 23.

Das Pendant zu Herakles ist Simson, der jüdische Heros. Auch er ist unbesieglich, bis ihn Gott in die Hände eines Weibes gibt. In ihrem Schoß verliert er die Kraft und Fülle seiner Locken. Die Geschichte vom Simson, wie sie im Buch Schofetim steht, ist eine der schönsten Novellen des Alten Testaments. Aber so ergreifende und dramatische Momente sie auch enthalten mag, die Künstler haben selten etwas anderes aus ihr dargestellt, als jene eine Szene, wo er schwach wird. Man vergleiche die Abbildungen Nr. 438, 439, 442, 444, von denen der Rembrandt eine schauerliche Realistik besitzt.

Wenn wir nun weiter Umschau halten, welches Motiv bei den Künstlern besonders beliebt ist, so stoßen wir auf die Potiphar. Der fragmentarische Tatsachenbericht von ihr, der sich im 1. Buch Moses findet, stammt aus dem unübertrefflichen Milieu Ägyptens und besagt, daß der

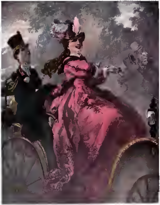
Sklave Joseph Gnade vor den Augen seiner Herrin fand, sodaß sie ihm anbefahl: Schlafe bei mir! Joseph aber hatte sich durch seine Gewandtheit das Vertrauen des Kämmerers Potiphar und damit eine Vorzugsstellung unter dem übrigen Gesinde erworben, die er durch diese Entwicklung der Dinge zu verlieren fürchtete. Es machte ängstliche Ausreden und entwischte schließlich, als sie ihn beim Hemd packte. Was den Joseph hemmt, sind also sehr reale Erwägungen, und keineswegs „Keuschheit“. Indessen geht in der Tradition die historische Nuance verloren und es bleibt bloß die psychologische des leidenschaftlichen älteren Weibes und des noch unerfahrenen jungen Mannes. Es ist das Motiv, dessen Verlust-Stimmung sich bereits stark summiert hat, sodaß die Schwelle der relativen Passivität, die ihrem Wesen angelagert ist (vgl. Seite 100), mit eigener Bewegungskraft genommen werden kann und volle Aktivität eintritt. Die Kunst nimmt sich der Potiphar an, und es war schwer, sich auf wenige Beispiele zu beschränken. Das schönste Blatt erschien mit der italienische Kupfer nach Brizzini „Joseph in Nöten“ (große Beilage in Schwarz). Hier deutet nur das orientalische Turban auf die biblischen Namen. Der Farbstich von Gaultier (große farbige Beilage „Die rasende Potiphar“) ist eine Seltenheit ersten Ranges. Die Abbildungen Nr. 574, 17, 551, 569 lassen sich als „antike, bezügliche, klagreiche und elegante“ Potiphar unterscheiden. Hans Baldung Grien (Nr. 561) zeigt die gute, alte Art des Kleinmeisters. Der „keusche Joseph“ von 1855 (farbige Beilage), so kitschig er auch sein mag, und die moderne Humoreske Nr. 535 beweisen die Unvergänglichkeit des Themas, das letzthin sogar als Kinodrama aufgetreten ist.

Es bleibt auch eine kleine Nachlese von mythologischen Motiven. Zu den schon erwähnten Circe Nr. 32 und Beilage von M. Fröhlich kommen noch die Nr. 192 und 586. Th. Zell hat in seinem Buch „Polyphem ein Gorilla“ die Idee ausgesprochen, die Abenteuer des Odysseus bei der Circe lägen die Erlebnisse phönizischer Seefahrer am Hofe einer afrikanischen Königin zu Grunde. Ich habe hinreichend nachgewiesen, daß ein solcher Frauentypus nicht allein in Westafrika vorkommt. Seine Gestaltung ergibt sich ohnedies völlig selbständig aus den männlichen Ideen-Assoziationen. — Diana, die jagdliebende Göttin, ist ein weiterer Typus des machthaberischen Weibes. Sie verwandelt den Aktäon, der sie versehentlich beim Baden überrascht, in

586. Circe bei der Dressur
Skulptur von Gregg Porter. 1906. (Neue Post Welt)

einen Hirsch und läßt ihn mit Hunden hetzen (Abbildungen Nr 554 und 571) Eine Nymphe aus ihrem Gefolge, die sich ohne Erlaubnis mit einem Manne eingelassen hatte, macht sie zur Bärin und bereitet ihr das gleiche Schicksal (Abbildung Nr 176). Ähnlich verfährt auch Venus mit der Psyche, weil sie den Amor verführt hat Auf dem Kupfer von Avril (große Beilage in Schwarz) fallen vier Dienerinnen mit Rutenbündeln über die Ärmste her, es mag zur Zeit des Kupfers, anno 1779, in manchem vornehmen Hause solchen Trubel gegeben haben. — Susanna ist diejenige Schönheit, die im Bade ihre verführenden Emanationen ausstrahlt (Abbildung Nr 41), die Künstler lassen bei diesem Motiv, je nach dem es ihnen liegt, entweder die beiden Alten lautlos bewundern, wie hier bei Veronese, oder zudringlich werden Letzteres entspricht mehr der Fassung der apokryphen „Historie von Susanna und Daniel". — Fast identisch mit diesem Motiv ist das von der Bathseba (vgl. große farbige Beilage „Bathseba im Bade") Ihr Ehemann Urias wird beseitigt und sie selbst Davids Gattin, dem sie den Salomo gebärt Die hereditären Antezedentien liegen in diesem Falle einfach Salomo, der glorreiche König Israels, wird dann auch in der Tradition zum bedingungslosen Anbeter des Weibes Es gibt keinen Götzen außer ihr Auf ihr Geheiß errichtet er ihr Bildsäulen, um betend und weihrauchschwingend davor niederzuknien Wir sehen diese Szene auf Burgkmair's Holzschnitt (Nr 89), auf dem Kupfer des Meisters M Z vom Jahre 1501, und noch pompöser in der Radierung Bartolozzi's „Salomo opfert seiner Göttin" (Beilage in Schwarz).

587 Aristoteles und Kampaspe am Chorgestühl
Kathedrale zu Rouen 15. Jahrhundert



Kutschierende Dame

Anonyme Berliner farbige Lithographie. Um [illegible]

588. Masochistische Garnitur
Photographische Aufnahme aus der Sammlung des Berliner Polizei-Präsidiums

XVI

Die juristische Auffassung

Der Jurist beherrscht heutzutage das öffentliche Dasein. Der juristische Akademiker ist der vornehmste; ihm tun sich die Tore zu allen Verwaltungszweigen der Regierung sperrangelweit auf. Der Jurist beherrscht auch die öffentliche Sittlichkeit, insofern er entscheidet, was in dieser zu dulden sei oder nicht. Nun habe ich schon mehrfach Gelegenheit gehabt darauf hinzuweisen, daß auch der Jurist, wie alle Menschen, aus seiner subjektiven Persönlichkeit beim Urteil, und da er letzten Endes nicht heraus kann, so sehr er auch bestrebt ist, objektiv zu sein. Dieses Bestreben hat ja dazu geführt, daß der Jurist in erotischen Dingen zwischen „subjektiv" und „objektiv" unzüchtig oder unzüchtig, wie er es nennt, unterscheidet. Eine Unterscheidung, die vom rein psychologischen Standpunkt nicht ohne Komik ist. Das Gefühl, wie leicht sich in eine Beurteilung geschlechtlicher Angelegenheiten eine Subjektivität einschleicht, hat den Juristen ferner veranlaßt, sich selber gewissermaßen ganz auszuschalten und von dem „Normalmenschen" zu reden, der allem Anschein nach ein sicheres, objektives und jedenfalls überaus empfindliches Barometer für die atmosphärischen Schwankungen der öffentlichen Sittlichkeit sein muß. Nun ist es mit dem hypothetischen Normalmenschen eine recht

eigenartige Sache. Zu den Juristen zählt er offenbar nicht, denn wie brauchten ihn diese sonst zu konstruieren? Er wird überhaupt nicht den oberen Schichten angehören. Denn die Akademiker überblicken so viel weitere Wissens- und Gesichtskreise, als der Durchschnitt der Bevölkerung. Sie haben die antiken Autoren bereits auf der Schule gelesen, ohne sich zu empören, sie erfahren auf weiten Reisen oder innerhalb ihres Berufes z. B. bei Ehescheidungsprozessen oder bei kriminellen Verfehlungen gegen die Sittlichkeitsparagraphen so merkwürdige Details aus dem Geschlechtlichen, daß sie schließlich nicht umhin können, vieles zu begreifen, wovor sich der simple Bürger bekreuzigt. Was der Jurist auf diesem Gebiete erfährt und wodurch er seine Kenntnisse erweitert, sind nun alles Dinge, die er nicht als Eigenschaften des erotischen Normalmenschen ansieht. Aus Negationen allein läßt sich aber keine fremde Psyche konstruieren. Ich vermute und glaube, daß die notwendigerweise sehr hohen Bestandteile der Konstruktion aus den gelegentlichen Äußerungen derjenigen Sachverständigen resultieren, die ich in diesem Werk zur Genüge beleuchtet habe: einmal nämlich der meist kirchlichen Abstinenzfanatiker, das andere Mal der psychiatrischen und gerichtsärztlichen Pathologie-Lehrer. Nicht, als ob die Juristen diese Leute expreß konsultieren. Aber bei der manchmal bedeutenden Rolle, die derselbe, was der Normalmensch empfinden möge, haschen sie unwillkürlich nach jenen beständig in der Luft hängenden ethischen Urteilen, die in der Tat wieder weiter nichts sind, als größte und daher bescheidene Subjektivität oder — wissenschaftliche Unklarheit. Das letztere ist ja in diesem Werke so oft der Gegenstand meiner Erörterung gewesen, daß ich glaube, damit einen besonderen Beitrag zur Frage des erotischen Normalmenschen geliefert zu haben. Ich habe eine Variationsbreite der menschlichen Sexualhandlungen und Ideen aufgezeigt, die vieles in ganz neuem Lichte erscheinen macht. Ich wünschte, daß gerade die Juristen meine Abhandlung einer Nachprüfung unterziehen möchten. Ich will weiter unten eine juristische Auffassung durchsprechen, die psychologisch mit dem Thema dieses Buches verschiedene Berührungspunkte hat, zuvor aber einige aktuelle Beispiele von der allgemeinen Idee des Anstößigen geben.

Ein Buchhändler hatte deutsche Ausgaben des Dekameron und Heptameron feilgehalten. Das Gericht stellte fest, daß diesen Büchern objektiv der Charakter einer unzüchtigen Schrift innewohne. Daß sie kulturhistorisch interessant sein mögen, wird zugegeben, aber die geschlechtlichen Dinge nehmen darin einen so großen Raum ein, daß mindestens für die „Jetztzeit" und die ungebildete Allgemeinheit der jetzt lebenden Menschen das Gefühl der literarisch-ästhetischen Erhebung trotz der vorhandenen dichterischen Vorzüge völlig zurücktritt gegenüber dem Ekel über die Liebessachen rein geschlechtlicher Art, die die Sinnlichkeit angeblich und widerlich erregen. Jedenfalls verletze die Schrift das Scham- und Sittlichkeitsgefühl der „Jetztzeit" gröblich und behandele geschlechtliche Verhältnisse so, wie es jetzt nicht mehr erlaubt ist. Das wirklich noch Wertvolle verschwinde in dem Wust von Unzüchtigkeit derart, daß eine Aussonderung unmöglich. Das Gericht hat die Behauptung des Angeklagten, daß er die Schriften nicht gelesen habe, nicht für widerlegt angesehen, es hat ihn aber für verpflichtet erklärt, sich

583. Der demütige Ehemann
Französischer Holzschnitt aus 1675

zu erkundigen, da er sicher schon von dem Rufe gehört habe, in dem diese Bücher stehen, und der Titel „Liebesschwänke“ ihn schon darauf hätte hinweisen müssen, welchen Charakter das Buch hat. Bei der Revision führte der Reichsanwalt aus, daß im Urteil der unzüchtige Charakter der Schriften „einwandfrei festgestellt“ sei. Das Urteil spreche von Schundliteratur und nehme dabei Bezug auf das schlechte Papier und den jämmerlichen Druck der hier fraglichen Ausgabe. Der subjektive Tatbestand gebe allerdings zu Bedenken Anlaß, da das, was festgestellt ist, nur Fahrlässigkeit zu sein scheine. Aber der Eventualdolus sei einwandfrei festgestellt, indem das Urteil sage, der Angeklagte habe zwar die Bücher nicht gelesen, aber doch angenommen, daß sie möglicherweise unzüchtig seien.

590 Ein ergebener Diener

Englische Karikatur auf die Königin Karoline von

Ich füge hieran ein anderes Beispiel, das durch die absolute Unehrerbietigkeit auffällig ist, mit der berühmte Kunstwerke „beschrieben“ werden. In einem Verfahren gegen sogen. Künstlerpostkarten werden die Objekte folgendermaßen bezeichnet: „Helene Fourment von P. P. Rubens, eine mit einem Mantel dürftig bekleidete Frauensperson, die mit dem gekrümmt gehaltenen rechten Arm die Brüste nach oben zusammenpreßt. Venus von Tizian, eine auf Tüchern nackt liegende Frau. Schlummernde Venus von Giorgione, gleichfalls eine auf Tüchern unbekleidet liegende Frauengestalt. Danae e Amore von Tizian, eine mit leicht angezogenen Beinen nackt neben einem rechts von ihr stehenden Liebesgotte auf einem Ruhebette liegende Frau, den goldenen Regen erwartend. Ruhende Venus von Palma Vecchio, eine am Waldessaume auf Tüchern liegende Frauengestalt. Diana sortant du bain von Boucher, zwei unbekleidete Frauengestalten am Rande eines Waldes. Liebesrausch. Dargestellt ist auf diesen (modernen) Karten ein Liebespaar. Eine Dame im Ballettkostüm, die in die Ecke eines Sofas hineingelehnt liegt, wird von einem hinter demselben stehenden, sich zu ihr herniederbeugenden Herrn geküßt. Die Karte bedeutet eine Verherrlichung des Ehebruchs.“

591 Her Majesty the Queen

Englische Karikatur auf die Königin Karoline. 1820

An diesen fügt sich mit seinem Verkannten der P. P. Rubens für diese Sprachleistung. Aber hören wir weiter die Pfefferkuchenpoesie: Sechsunddreißig kleine Händler und Händlerinnen,

591. Nach Tisch. Wiener Zeichnung von 1860

Bäcker und Konditoren, also „Zuckerbäcker“ und die unvermeidlichen Abgüsse des „Normalmenschen“, sind wegen der zusammen Sprüche auf den Küchlein angeklagt. Anzeige hatte eine Mutter erstattet, die mit Empörung wahrnahm, daß ihre Kinder nicht nur den Kuchen, sondern auch die dazu gehörigen Inschriften in den Mund nahmen. Bei der Verhandlung wurde auf Antrag des Staatsanwaltes die Öffentlichkeit ausgeschlossen. Einer der als unsittlich angesehenen Verse lautete: Lieber Mann, puste aus das Licht und vergiß dein Frauchen nicht! Der erste Angeklagte und alle übrigen behaupteten, daß sie diese Pfefferkuchen und die sittlichen Marzipanempfindungen für absolut harmlos gehalten haben. — Vors.: Was haben Sie sich denn bei dem Vers gedacht? — Angekl.: Ich kann doch nicht sagen, warum der Mann das Licht auspusten soll, ob nun denn oder nur nicht ihr. Ich habe kein Zeit, mich mit dieser Frage zu beschäftigen. — Vors.: Sie müssen doch etwas zur Erklärung sagen können. Angekl.: Ich denke mir, der Mann kommt vielleicht animiert aus der Kneipe nach Hause und wird mit der Mahnung von seinem Weibchen empfangen. Überhaupt ist dies ein Vers, der schon seit Friedrich dem Großen besteht und nicht beanstandet worden ist. — Vors.: Denken Sie einmal daran, daß Kinder so etwas in die Hände bekommen. — Angekl.: An Kindern, die sich dabei etwas Schlechtes denken, ist nichts mehr zu verderben. — Eine andere Angeklagte meinte, der Mann solle das Licht auspusten und sich von seinem Frauchen träumen. Dieser Vers sei ebenso harmlos wie die beliebten Pfefferkuchensprüche „Oller brumme nicht! Kostgeld gibt es nicht!“ und andere. Eine dritte Angeklagte erklärte den Vers so: „Wenn der Mann das Licht auspustet, gibt man seiner Frau noch einen Kuß. Das tut jeder anständige Mann.“ — Wieder ein anderer Angeklagter meinte, die Mahnung auf dem Pfefferkuchen soll den Mann zur Vorsicht mahnen, damit die Lampe nicht explodiere. — In noch in ähnlicher Weise suchten die sämtlichen Angeklagten darzulegen, daß sie sich bei dem Feilhalten dieser Pfefferkuchen absolut nichts Böses gedacht haben, um so weniger als solche dreiligen Verse mit Berliner Schlagworten schon seit vielen Jahren unbeanstandet geblieben seien. Sie betonten ferner, daß sie zur Weihnachtszeit keine Zeit hätten, um sämtliche Pfefferkuchen einer literarischen Zensur zu unterwerfen und meinten, daß ein vernünftiger Mensch an diesem Verse unmöglich Anstoß nehmen könne.

Im folgenden noch ein paar bunte Beispiele von Anstößigkeit, von denen man das erste nennen könnte „Zensur und Oberdüngemittel“, das zweite „Das Ansichtskarte“, das dritte „Ansichtskarten und Flugschriften“, das vierte „Höfische Stilblüte“:

Am 18. Dezember fand im Schauspielhaus die erste Aufführung eines Dramas „Wenn sie lieben“ aus der Feder des dort lebenden Malers und Schriftstellers Karl Emil Rydorf statt. Bevor das von dem Verfasser selbst inszenierte Werk unter dem üblichen Premierentumult über die Bretter ging, machte die

Zensurbehörde den Versuch, die Aufführung zu verhindern, und sie ging dabei in etwas eigentümlicher Weise vor. Bisher überließ die Polizeibehörde vertrauensvoll der Direktion des Städtischen Schauspielhauses die Zensur, was zur Folge hatte, daß die Werke der modernen Autoren, wie „Hidalla“, „Tanz des Lebens“, „Handwerker“, „Moral“ usw. ungehindert aufgeführt wurden. Bei Thoma's „Wenn sie lieben“ kam es aber anders. Infolge einer Denunziation sah sich die Polizei am Nachmittag des Premierentages veranlaßt, das Stück zur Prüfung einzufordern. Der Polizeiinspektor mußte das Werk kritisch auf Anstand und Moral hin untersuchen, und Direktor und Autor erhielten zwei Stunden vor der angesetzten Aufführung die persönliche Mitteilung des Oberbürgermeisters, daß er das Werk für eine Schweinerei halte, und daß er sich noch nicht zur Freigabe entschließen könne, sondern das Stück vorher seiner Frau zum Durchlesen geben werde. Die Stunde der Aufführung rückte näher und näher. Direktor und Autor warteten in fieberhafter Spannung der frau-oberbürgermeisterlichen Entscheidung; es schlug acht Uhr — es schlug halb neun Uhr. Das Theater war gefüllt von einem premierendurstigen, erwartungsvollen Publikum, und die Frage: „Wird aufgeführt oder nicht?“ wurde erregt diskutiert. Endlich kurz vor neun Uhr erschien der Herr Oberbürgermeister im Theaterbureau. Er wiederholte, daß er die „Schweinerei“ den Bürgern gegenüber nicht verantworten könnte, Direktor und Autor baten und bestürmten ihn mit allen Mitteln der Beredsamkeit. Der Oberbürgermeister wurde endlich weicher. Er zog den Rotstift aus der Westentasche und strich zwei besonders anstößige Sätze und dann noch zwei Worte. Dann begab er sich zur Frau Oberbürgermeisterin in die Loge. —

Ein bemerkenswertes Urteil hat das Landgericht gegen den Zigarrenhändler M. und den Ansichtskartenhändler J. gefällt. J. hat an M. Ansichtskarten geliefert und dieser hat sie feilgehalten und verkauft. Die Karten enthalten nackte Körper, sind aber mit einem roten Streifen umklebt, auf welchem folgender Text zu lesen ist: „Der rote Streifen so manches verhüllt — Entfernst ihn, so siehst Du das ganze Bild.“ und „Mach die Augen zu, mach die Augen zu, Du bist noch viel zu jung dazu!“ Entfernt man dann den roten Streifen, so sieht man ein durchaus harmloses Bild, und es zeigt sich, daß der Käufer oder Empfänger in gemeinster Weise getäuscht ist. Das Landgericht hat aber die Karte mit Streifen als ein Ganzes angesehen und für unzüchtig erklärt. Nicht die bildliche Darstellung allein ist maßgebend, so heißt es in der Begründung, sondern es kommt auf den Eindruck an, den die Karten auf das Publikum machen und sie als Sinn der Abbildung erkennen lassen. Erwecken schon die roten Streifen den Eindruck, daß unter ihnen der unverhüllte Geschlechtsteil zu sehen ist, so wird dieser Eindruck noch erhöht durch den Hinweis „Nur für Damen!“ „Nur für Herren!“ und die schon erwähnten Aufschriften. Mit Rücksicht darauf ist das Gesamtbild als unzüchtig anzusehen. Hieran wird dadurch nichts geändert, daß es sich nur um Scherzkarten handelt; es genügt, daß sie unbeabsichtigt die Eigenschaft haben, einen Geschlechtsreiz auszuüben. —

593 Moderner Buchtitel

In London gehen die Behörden mit aller Strenge gegen die Verbreiter pornographischer Schriften und Bilder vor. Wie uns ein Telegramm meldet, wurden vorgestern von dem Londoner Gerichtshof zwei Personen abgeurteilt, die angeklagt waren, auf der Straße unsittliche Ansichtskarten verkauft zu haben. Beide wurden zu der ungewöhnlichen Strafe von 25 Peitschenhieben und neun Monaten Zwangsarbeit verurteilt. Der Richter Lawrie bedauerte bei der Verkündung des Urteils, daß er die Angeklagten nicht noch härter bestrafen könnte. —

Die gestrige Aufführung des „Rosenkavaliers“ begann mit einer szenischen Überraschung. Als sich der Vorhang hob, sah man die Marschallin nicht wie sonst im Bette liegend, sondern mit dem kleinen Quinquin, sondern die beiden saßen still und auf einem Sofa in der Mitte des Raumes. Das goldene Bett, das fast so wie das andere im dritten Akt „vorschriftmäßig

594 Moderner Buchtitel

gen!" ist kaum der rein unberührt! Der Grund dieser Veränderung ist wohl in einer — höfischen Rücksicht zu suchen. Man wußte seit zwei Tagen: die junge Braut des Prinzen Georg wird diese Aufführung besuchen. Man hatte sich also rasch zu einer Reinigung des „Rosenkavalier" entschlossen, „teils dieserhalb, teils anderweit". Der Oktavian ist nicht nur ein schöner Knabe, sondern die Marschallin ist auch — und zwar habsburgischem Blut. Man kam es aber heraus, daß die Frage von dieses delikaten Dilemma gar nicht ernstlich gestellt worden war, denn die Herrschaften erschienen erst mit erheblicher Verspätung, als die Situation längst ganz unverfänglich geworden war sowohl bei der Gegenwart des Ochs a Lerchenau vom „unterfänglich" ununterbrochen gesprochen werden kann, denn dieser derbe Stallbaron ist durch das ganze Stück ein sehr fideler Herr. Wie dem so scheint ist der Hof wieder umgekehrt auf das — Publikum Rücksicht genommen, das seinen „Rosenkavalier" haben sollte, wie er ihm gewohnt war. Und die ganze Verschleierung ist am Ende gar nicht notwendig gewesen.

Damit aber auch die Sittlichkeit der ganz braven kleinen Kentiers nicht fehlt, noch folgendes Dokument aus Godesberg am Rhein, allwo sich ein edler Mäzenas die Ufanlagen durch Aufstellung einer nur wenig bekleideten Figur geschmückt hatte:

Wir deutschen Männer und Frauen der Gemeinde Godesberg, Plittersdorf, Königswinter, Friesdorf legen mit aller Entschiedenheit Protest ein gegen die Aufstellung einer nackten, die Sittlichkeit unseres Volkes und unserer Jugend gefährdenden weiblichen Figur auf ... herrlichen, aussichtsreichen Platz an den Ufern des Rheins. Unserem geliebten Kaiser und König Wilhelm II. danken wir für sein mannhaftes Eintreten für Sitte und Gottesfurcht — wir glauben jedoch nicht, daß die Verbreitung einer solchen „Kunst" gemäß den Absichten unseres allverehrten Landesvaters ist. Unsere Regierung wird die sittliche Hebung unserer deutschen Jugend gefördert sehen — dieselbe Jugend muß aber in ihrem Schamgefühl verletzt und zu Schlimmerem gereizt werden beim Anblick solcher Darstellungen. Deutschlands großer Strom, unser Vater Rhein, hat in den Jahrtausenden ganzer deutscher Geschichte Sitte und Ordnung an seinen Ufern blühen sehen — wüßte er uns davon erzählen können, wie an seinen Ufern ein starkes Volk durch Sittlichkeit schwach und wieder wurde. In dem großen Ringen von 1870/71 hat deutsche Sitte und Gottesfurcht den Erbfeind niedergerungen — wie würde derselbe Erbfeind sich freuen können, wenn er den Niedergang deutscher Sitte und Kraft an solchen öffentlichen Darstellungen feststellen könnte. Denn wir sind überzeugt, daß nur Sitte und Gottesfurcht die Kraft des deutschen Volkes ausmachen. Darum verlangen wir deutschen Männer und Frauen, daß diese Figur entfernt werde.

Was ist daraus zu entnehmen? Boccaccio war für seine lebendige Landsleute nicht nur der Gründer der neueren Prosasprache, sondern auch der erste Heros der Literatur. Der „Zoghet", so weit sie „ungebildet" ist, erregt ihr Ekel, der „Zoghet", soweit sie „ungebildet" ist, verletzt er das Schamgefühl gröblich. Helene Fourment ist einem Zeitschen „dieselben Zoghet" eine Frauensperson, die dürftig bekleidet ist und sich die „Brüste nach oben zusammenpreßt". Als sie sehen, wenn sie eine Dame der ersten Gesellschaft, vor der „derselbe" Jurist den Hut bis an die Erde gezogen hätte

Hoffentlich hätte sie ihm nicht gedankt. Als Dame kann man nie wissen, was die Kavaliere der „Jetztzeit" für Sprachfehler am Leibe haben. Seit Friedrich dem Großen hat jeder „anständige und normale" Mann abends die Lampe ausgepustet und sein Fräulein nicht vergessen. Nur die Unanständigen und Abnormen ließen dabei die Lampe brennen. Wenn ein Theaterstück eine Schweinerei ist, so gibt man's seiner Frau zu lesen. Wenn du ein Streifband siehst, unter dem nichts zu sehen ist, so bist du verpflichtet, dir den übrigen Rest hinzuzudenken. Dies nennt man „Geschlechtsverkehr ausüben". Wenn du eine Neigung zur Flagellation hast, so werde englischer Richter; jeder Ansichtskarte darfst du 25 Peitschenhiebe überziehen. Wenn du aber ein Prinz bist, so bekommst du statt eines goldenen Bettes ein ledernes Sofa vorgesetzt. Das Leder dieses Sofas hat vorher jahrelang zur Wäsche durchgeschwitzt, von der Heine singt: Sittlichkeit ist meine Wäsche und sie trägt dem dicksten Leder Stillstehen. Wenn du aber das alles noch nicht paßt, so geh nach Godesberg am Rhein und besuche die bewußte „Frauensperson" in den Überzeugungen mit Tinte und Tabakrauch, wie es einer der heutigen deutschen „Erbfeinde" gemacht hat.

595. Moderne Buchillustration

Was ich als Psychologe in diesen Dingen sehe, ist bloß Komik. Ich glaube sogar, man kann die Komik auch sehen, ohne Psychologe zu sein. Es ist ein Chaos und kein Geist über den Wassern. Der eine sagt dies, der andere das, und keinerlei Geist ist in der Rede. Sogar Männer, die nicht nur Mediziner, sondern auch Literaten sind, wie Arthur Schnitzler, und bei Gelegenheit Briefe an die Österreichische Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten richten, lassen sich nicht aus:

Sicher ist es, daß prozentual die sexuell irritierenden Bildwerke und Druckschriften sowohl künstlerischer als unkünstlerischer Natur den vielfachen Verlockungen des täglichen Lebens und dem freien physiologischen Wirken der Geschlechtlichkeit gegenüber gar nicht in Anschlag zu bringen sind. Die Frage inwieweit die sexuelle Wirkung von Kunstwerken berechtigt sei, scheint mir müßig. Ich finde, wenn einmal ein großes Kunstwerk geschaffen würde von so ungeheurer sexueller Wirksamkeit, daß eine Hochwelle von Sinnlichkeit sich über die ganze Menschheit ergösse, so wäre das ebensowenig Anlaß, die Weiterverbreitung und Vervielfältigung dieses Kunstwerks zu verbieten, als die Behörden bisher den Versuch gewagt haben, die körperliche Schönheit zu untersagen. Meine Bedenken gegen die Pornographie sind ausschließlich ästhetischer Natur. Ich glaube nicht, daß die Grenzen zwischen Kunst und Pornographie schwer festzustellen sind. Der Kenner wird diese Grenzen gerade so gut feststellen können wie jede andere zwischen Kunst und Nichtkunst. Das Mißliche ist nur, daß dieser Grenzfrage gegenüber nicht nur diejenigen Leute versagen, denen von Geburt aus die Fähigkeit mangelt, Kunstwerke zu beurteilen, also die große Mehr-

596. Moderner Buchtitel

zahl der gesamten Menschheit sondern auch manche, denen wohl die Fähigkeit gegeben wäre, die aber durch falsche Erziehung, krankhaft gesteigerte Erregbarkeit oder aus Gründen beruflicher oder gewerbsmäßiger Hoarbeit geneigt sind, jedes Kunstwerk vor allem auf seinen sexuellen Irritationsmöglichkeiten hin anzusehen.

Die Bedenken gegen die Pornographie sind ausschließlich ästhetischer Natur, sagt er. Ja, die „Ungebildeten", die dem Juristen so am Herzen liegen, sind eben gerade in der Kunstästhetik ungebildet und werden es immer bleiben. Sie werden immer nur das sexuelle Objekt sehen. Ist das wirksame Objekt aber immer das gleiche? Läßt sich die Wirkung eines Objekts überhaupt vorausbestimmen? Und was ist denn eigentlich das Obszöne oder auf zynisch das Unzüchtige an und für sich?

Ich habe diese Frage der Subjektivität schon früher im objektiven, wissenschaftlichen Sinne zu beantworten gesucht (A. Kind, Zur Psychologie des Obszönen, 1908). Ich will das damals Gesagte hier zusammenfassen. Obszön ist ein gelehrtes Fremdwort und besagt ethymologisch herzlich wenig. Im Sprachgebrauch nennt man das Ding schlüpfrig, anzüglich, und zu allermeist zotig. Da auch Stoll in seinem Werk über das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie beständig von Zote spricht, seien mir einige Bemerkungen über dies Wort erlaubt. J. C. Poestion hat sich schon vor Stoll in einem Artikel beim vergeblichen Aufknacken dieser welschen Nuß ein paar Zähne ausgebrochen. Er unterläßt es nämlich zu unterscheiden, daß der volkstümliche Begriff der Zote in engstem Zusammenhang mit dem Begriffe von „Freiheit und Zwang in der Liebe" steht. Zote bedeutet immer etwas ethisch Minderwertiges, weil es sich dabei um eine geschlechtliche Anspielung handelt, die ohne oder gegen den Willen oder die Zustimmung eines Dritten diesem zu Gehör gebracht wird. Die Erregung sexueller Ideenassoziationen aber in einer fremden Psyche, die Störung ihres labilen erotischen Gleichgewichts, ist ein Übergriff in die Freiheit des Individuums, ist eine geistige Notzucht. Wenn auf den Berliner Straßen der großstädtische Rowdy, wie es leider immer mehr üblich wird, einer anständigen Dame im Vorbeigehen ein Wort aus der Genitalsphäre zuflüstert, so hat diese die Empfindung einer Zote. Wenn daheim in der Kemenate beim Liebesspiel der Ehemann derselben Dame dasselbe Wort gebraucht, weil sie es in dieser Situation aus freiem Willen zu hören begehrt, so hat sie nicht mehr die Empfindung einer Zote, sondern möglicherweise die einer Liebkosung, d. h. eines integrierenden Reizbestandteils im Gesamtbilde aller als angenehm empfundenen Lustwirkungen.

563. Moderner [illegible]

Insofern aus Poestion weiterhin sagt, die Zote sei etwas Wandelbares, das von Ort, Zeit, Gelegenheit, Laune, Volkscharakter, Bildung

Flatternde Volants. Französische Farbenlithographie von Godefroy. Um 1855

Albert Langen, München

nyo abhänge, hat er unzweifelhaft recht. Nur erkennt er nicht, warum dies so ist. Er fühlt wohl das „Entwertende" des Begriffs Zote, allein die logische Unklarheit bringt ihn in der Folge zu dem krausen Schluß, die Lektüre des Kerrial hinterlasse „in jedem ungereiften Geist den Brandfleck schändender Lüste". Das heißt doch wahrlich daneben gehauen! Weil also die sprachliche Nuance „Zote" einen moralisierend herabsetzenden Inhalt hat, scheint mir ihre Verwendung für eine objektive Untersuchung überhaupt gefährlich. Kein Gelehrter vermag einem Begriff, der einen bestimmten volkstümlichen Kurs hat, durch einseitige, für die Allgemeinheit ganz unverbindliche Andeutung, einen anderen Charakter aufzuprägen. Es entstehen auf diesem Wege höchstens geistreiche Paradoxen. So, wenn Stoll das Gebiet des Obszönen in die Kategorien der verbalen, mimischen, graphischen und plastischen „Zote" einteilt, denn die Zote bezieht sich, wie Stoll selber zugibt, „in der gewöhnlichen Anwendung des Ausdrucks nur auf die mittels der artikulierten Sprache geäußerten Formen des erotischen Witzes," sie kann daher höchstens noch als geschriebenes oder gedrucktes Wort auftreten.

308. Moderner Buchtitel

Wollte man wirklich eine „Leda mit dem Schwan" als „graphische Zote" bezeichnen, so wäre das nichts, als ein ziemlich müßiger Kalauer. Unter diesen Umständen halte ich es für richtiger, dem Deutschen Sprachverein diesmal ein Schnippchen zu schlagen und nur das glücklicherweise farblose Fremdwort Obszön zu gebrauchen. Was ist obszön? Obszön ist alles, was geeignet ist, die eingedämmte und schlummernde erotische Reaktionsfähigkeit des Menschen physiologisch zu reizen. Man beachte „physiologisch" zu reizen. Das Erröten des Unwissens oder der Scham, die verstärkte Herzaktion, das Aufsteigen der erotischen Ideenassoziationen, das Anspannen des „Turgor" usw. bis zum Erguß aus den Schleimdrüsen, zur Erektion und zu fibrillären oder komplexen Muskelzuckungen sind physiologische Erscheinungen.

Zur Erläuterung muß zunächst gesagt werden, daß die Einteilung in verbal, mimisch, graphisch, plastisch bei weitem nicht ausreicht. Sobald die eben definierte physiologische Reizwirkung eintritt, sind noch viel andere Dinge obszön. Obszön ist das plastisch wahrnehmbare, nicht von außen angeregte Phantasiebild des einsamen Schiffers auf hoher See. Obszön ist der Geruch des eigenen Hemdes, das das Kind lange vor der Pubertät, mit unterbewußtem Willen zur Reizwirkung, an die Nase führt. Obszön ist der lockende Laut des Kinnschnapses, wenn er im Urwalde des Bismarck-Archipels begehrlich und lockend durch die Stille der lauen Tropennacht klingt, denn der Insulaner lädt damit ein fernes Weib zum Koitus ein. Obszön ist der verwehte Walzertakt, der aus dem Wirtshaus herüberkommt und dem einschlummernden Mädel kitz-

599. Briefkopf Sacher-Masochs

schnell zurückrufe, wie sie neulich beim gleichen Fall ihren Burschen hingegossen umschlungen hielt. Obszön erscheinen tausenderlei Dinge, von denen mancher sein Leben lang keine blasse Ahnung hat. Obszön sind natürlich auch (aber durchaus nicht mehr oder minder obszön, als das oben Angeführte) Darstellungen oder Schilderungen des Beischlafs oder anderer beliebter figurae Veneris.

Weshalb solche „pornographischen" Darstellungen unterdessen nicht stärker obszön sind, will ich näher begründen. Das Obszöne entsteht aus zwei Komponenten, wie alles zum Bewußtsein kommende. Wir sehen nur, wenn Netzhaut und Lichtstrahl vereint wirken; im Finstern nützt uns das Auge nichts, und ohne Auge nichts das prächtigste Panorama. Da nun die erotischen Anlagen der Menschen nur einer ganz plumpen Betrachtung einheitlich und gleichartig erscheinen können, da sie in Wirklichkeit aber so fein differenziert sind und sich so wenig gleichen, wie die Menschen an Aussehen und Gestalt untereinander, so wird die bestimmte und differenzierte Reaktionsfähigkeit jedes Einzelnen auch nur auf bestimmte und differenzierte Reize ansprechen. Ich habe schon nachzuweisen versucht, daß der Koitus als solcher, d. h. die bewußte und unmittelbare Vorstellung von ihm verwunderlicherweise nicht zu den primären Reizen gehört, auf welche die Sexualpsyche unfehlbar instinktmäßig reagiere. Ein leichtgeschürzter Rock, der Anblick eines vollen Busens, ein lockeres Wiegen der Hüften, also Reize, die scheinbar recht in der Entfernung liegen, wirken dennoch viel unmittelbarer und führen unbewußt und bedeutend unfehlbarer das physiologisch sehr komplizierte Ziel der copula carnalis herbei. Hieraus erklärt es sich, daß bei der Darstellung von Kohabitationsakten die angenommene Reizwirkung manchmal völlig ausbleibt, besonders bei Menschen, die nicht mehr die schätzenswerte Eigenschaft der Virginität besitzen und die deshalb von kindlicher Neugier nach dem unbekannten Geheimnis frei sind. Hinzu kommt der elementare Lehrsatz der Physiologie, daß der gleiche und wiederholte Reiz stumpf wird, und daß seine Wirkung abflaut. Allerdings ist dieser Satz nur mit großer Einschränkung zu verwerten, zumal viel Unfug mit ihm getrieben wird. Ein wenn auch mangelhaftes Analogon bietet der Sättigungstrieb: gewisse Nahrungs- und Genußmittel, wie Butter, Kaffee, Tabak, bekommt man gewöhnlich nie „über". So haben die meisten Menschen entsprechend ihrer Anlage eine erotische Lieblingsidee, um die sich ihre Tagträume kristallisieren und die sie manchmal zeitlebens nicht über bekommen. Aber gerade zu diesen „unfehlbaren Vorstellungen", wie ich sie nenne, gehört selten die bewußte und unmittelbare Vorstellung vom Koitus, wenigstens soweit ich die Dinge bisher ermitteln konnte.

Während also der Jurist weiß, was auf den „Normalmenschen" obszön wirkt und was nicht, muß sich der Psychologe bescheiden und sagen: die Sache ist um so verwickelter, je näher man dazusieht. Zwei Komponenten müssen sich, noch dazu nach besonderen Bedingungen, erfüllen, bevor das Obszöne überhaupt entsteht. Fehlt eine von beiden, so ist kein Obszönes vorhanden. Andererseits kann, bei entsprechender Einstellung der erotischen Psyche, die scheinbar harmloseste und gleichgültigste Sache obszön wirken. Ich will Beispiele nehmen, für die ich aus dem Leben bürgen

600. Briefkopf Sacher-Masochs

kann. So die Öffnung eines schmalen Trinkglases, die den Betreffenden unwiderstehlich zur Masturbation reizte. So das Streicheln von seidenen Läppchen, das eine lebhafte Sensation bis in die Fußspitzen hervorrief. So das Fahren in der Eisenbahn, wo die rhythmischen Vibrationen vielen Frauen Orgasmus bereiten. Der Jurist wird erklären, das seien Ausnahmen. Mit nichten! Vielmehr löst sich die gesamte Sexualität, wenn man sie kennen lernt, in lauter solche subtile „Ausnahmen“ auf. Da hat z. B. ein sogen. Fußfreter übereinstimmend kann man es ihn berichten hören, es gebe nichts Obszöneres, als das Schaufenster eines Schuhwarengeschäfts. An der Litfaßsäule hängt ein grelles Zirkusplakat: auf einem stachligen Brette liegt ein Mensch lang ausgestreckt, und ein Elefant tritt auf seinen Bauch. Nun? Ein sogenannter Sadist gestand mir, der überraschende Anblick dieses schönen Kitsches habe ihm zu seinem Entsetzen mitten auf der Straße Orgasmus verursacht. Was folgt aus alledem? Aus der Formel, die ich gab, stieg, wie der eingeschlossene Geist jener Flasche, ein Wirrsal individueller Beziehungen empor. Das Leben der Erotik ist weder, wie Mephisto meint, eine „Leche oder Türfrage“, noch ein Kinder-Einmaleins, sondern ein ganz und gar und tausendfach verschlungener Gordischer Knoten. Schneide ihn durch mit dem Tranchiermesser der Altvernunft, und du bekommst einen wertlosen Haufen juristischer Akten-Bindfäden. Ohne Blümchen gesprochen! Bei dem einmal gegebenen Faktor der unendlich variierten Reaktionsfähigkeit der menschlichen Sexualpsyche können wir für keinen einzelnen Fall voraussagen: dies oder jenes wird auf jemand, der es zu hören, obszön wirken. Die Möglichkeit ist vorhanden, daß alles, was existiert, so wirkt, aber nicht die Sicherheit.

Kehren wir nun wieder zu der sogenannten Zote zurück, der wir, hoffe ich, jetzt mit andern Augen betrachten werden. Wir hatten konstatiert, daß die freiwillige Zote keine Zote mehr sei. Was ist sie dann? Entweder ist sie dann ein grober Keil, insofern nämlich in „besseren“ Herrengesellschaften z. B., als Pointe einer saft- und kraftlosen Erzählung einfach ein Ausdruck aus der Vulgärsprache unerwartet herausgeplatzt wird. So etwas ist geistlose Albernheit, es wird vielfach abstoßend wirken, wenn sich die Erzählung schon vorher in dieser Weise bewegte. Zu berücksichtigen ist, daß viele Menschen speziell auf ordinäre Worte erotisch reagieren. Anders steht es nun mit dem freiwillig gespendeten und freiwillig angehörten erotischen Witz. Der Witz ist ein künstlerisch Begrüßliches und als solcher hebt er sich unverkennbar über die Sphäre des noch obszön Wirkenden weit hinaus. Wer das nicht kennt, wer nicht imstande ist, über erotische Witze genau so seelenfroh und ohne Mitschwingung des Genitalnervenapparates zu lachen, wie etwa über eine Zeichnung von Busch und Oberländer oder die Stümper im Reich der freien Künste. Es gibt ja Leute, die nach einem halben Gläschen Bier alle Anzeichen sinnlicher Berauschtheit aufweisen. So etwas ist „abnorm“. Ähnliche Abnormitäten, die bei einem harmlosen erotischen Witz in Brunst geraten, pflegen sich vorwiegend zu Keuschheits- und Sittlichkeitsvereinen zusammenzufinden.

604. Moderne Witzblatt-Illustration

Alles, was sich über die künstle-

rische Feinheit und die physiologische Notwendigkeit des erotischen Witzes sagen ließe, hat Friedrich von Schlegel in der Lucinde ausgedrückt. Man höre den Dialog dieses klassischen Ästheten der Liebe: „Können denn Menschen nicht miteinander reden, ohne danach zu fragen, ob sie Männer oder Frauen sind? Das dürfte sehr ernsthaft ausfallen. Aufs höchste möchte es einen interessanten Klub geben. Du verstehst, was ich meine. Es wäre schon viel, wenn man da frei und witzig reden dürfte und weder zu wild noch zu steif wäre. Das Feinste und Beste würde immer fehlen, weil überall, wo sich ein bißchen gute Gesellschaft zeigt, Geist und Seele davon ist. Und das ist der Scherz mit der Liebe und die Liebe zum Scherz, die ohne den Sinn für jenen zum Spaß herabsinkt. Aus diesem Grunde nehme ich auch die Zweideutigkeiten in Schutz. — Tust du das im Scherz, oder zum Spaß? — Nein, nein! ich tue es mit vollem Ernst. — Aber doch nicht so ernsthaft und so feierlich wie Pauline und ihr Liebhaber? — Gott behüte! ich glaube, die ließen die Betglocken anziehn, wenn sie sich umarmen, falls es nur schicklich wäre. O! es ist wahr, meine Freundin, der Mensch ist von Natur eine ernsthafte Bestie. Man muß diesem schändlichen und leidigen Hange aus allen Kräften und von allen Seiten entgegenarbeiten. Dazu sind die Zweideutigkeiten auch gut, nur sind sie so selten zweideutig, und wenn sie es nicht sind und nur einen Sinn zulassen, das ist eben nicht unsittlich, aber zudringlich und platt. Leichtfertige Gespräche müssen geistig und zierlich und bescheiden sein, soviel als möglich, übrigens aber ruchlos genug. — Das ist gut, aber was sollen sie gerade in der Gesellschaft? — Sie sollen das Gespräch frisch erhalten, wie das Salz die Speisen. Es frägt sich gar nicht, warum man sie sagen soll, sondern nur wie man sie sagen soll. Denn lassen kann und darf man's doch nicht. Es wäre so grob mit einem reizenden Mädchen so zu reden, als ob sie ein geschlechtsloses Amphibium wäre. Es ist Pflicht und Schuldigkeit, immer auf das anzuspielen, was sie ist und sein wird, und so unzart, steif und schuldig, wie die Gesellschaft einmal besteht, ist es wirklich eine komische Situation, ein unschuldiges Mädchen zu sein. — Das erinnert mich an den berühmten Buffo, der selbst oft sehr traurig war, während er alle zu lachen machte. — Die Gesellschaft ist ein Chaos, das nur durch Witz zu bilden und in Harmonie zu bringen ist, und wenn man nicht scherzt und tändelt mit den Elementen der Leidenschaft, so ballt sie sich in dicke Massen und verfinstert alles."

* * *

Nach diesen allgemeinen Darlegungen gehe ich zum speziellen Fall über und gebe zunächst einen kleinen Auszug aus einem Gerichtsurteil, betreffend einen ganzen Haufen, allerdings spottschlechter Schriftwerke, die die Fragen des sogenannten Sadismus, Masochismus, Fetischismus und verwandte Erscheinungen behandeln.

„... Jedes Buch ist etwa 80 Seiten lang und kostet 2 M. Der Charakter der Bücher ist kein wissenschaftlicher, es ist nicht der Versuch gemacht, wissenschaftliche Probleme anzuregen und zu ihrer Lösung beizutragen. Künstlerische Ideen sind in ihnen ebenfalls nicht verwirklicht. Sie können daher nur als Unterhaltungslektüre auf den Markt gebracht werden. Die Geschichten enthalten aber keine spannende Handlung, sie schildern keine Heroen und keine großen Taten, wie es in romantisch abenteuerlichen Erzählungen üblich ist. Für den Massenabsatz bestehe auch beim Publikum [illegible] noch ein gesteigertes Interesse, daß unmöglich die Verleger und Verfasser darauf spekuliert haben können. Die Bücher wollen Prügel- und Marterszenen beschreiben, ihr [illegible] Inhalt soll lediglich dazu dienen, ein Milieu zu schaffen, in dem das tatsächliche Vorkommen derartiger Grausamkeiten einigermaßen wahrscheinlich ist. Die Darstellung von Züchtigungen und Fesselungen als Selbstzweck kann aber nur auf sexuellen Motiven beruhen. Die Tendenz muß dahin gehen, pervers veranlagten Menschen, Sadisten und Masochisten geschlechtlichen Genuß zu bereiten. Wer an dieser Tendenz des Verfassers und Verlegers zweifeln sollte, wird eines Besseren belehrt durch den den Büchern angehängten Auszug aus dem Ver-

October 21, 1899 SOCIETY 1145

MADAME DOWDING,

8 & 10, CHARING CROSS ROAD (Opposite the National Gallery, Trafalgar Square),

Ladies' Tailor, Corsetière and Court Dressmaker

602. Korsetts für Herren. Inserat aus der englischen Familienzeitschrift „Society" vom 1899

603. Pariser Photo. 1910

tagsliteratur. Die Titel der drei angeführten Bücher ergeben größtenteils, daß darin sadistische oder masochistische Vorgänge behandelt werden. Daraus ist ein sicherer Rückschluß zu ziehen auf die Tendenz der vorliegenden Bücher. Die Absicht, die Vorgänge von Peinigungen und Demütigungen als Entfaltung widernatürlicher Geschlechtstriebe darzustellen, hat in den Büchern einen erkennbaren Ausdruck gefunden. Ihr Inhalt ergibt, daß sie geschlechtliche Vorgänge, vorwiegend die Betätigung sadistischen Geschlechtsempfindens zum Gegenstand haben. Der erotische Grundton der Bücher klingt darin durch, daß immer wieder recht eingehend der schöne Körper der Beteiligten und ihre Kleidung beschrieben wird. Es wird die „kokette" Tracht der Hauptfiguren geschildert, das erregte Wogen des jungfräulichen Busens ihrer Sklavin, die weiche, sanfte Haut der zur Versteigerung gebrachten Terzerone hervorgehoben. Ein anderes Buch enthält die wiederholt ausführliche Beschreibung der Schönheit der Herrin Donna Isabella, das Wogen ihres schönen Busens, ihren herrlich geformten, üppigen Brust usw. Derartige Verherrlichung der Körperschönheit und Betonung der Kleidung kann keinen andern Zweck haben, als den Leser sinnlich zu erregen. Geschildert sind in dieser Weise durchweg die Züchtiger und die Gepeinigten und Gedemütigten. Der Verfasser umgibt auf diese Weise die Martern mit einem sinnlichen Zauber, die das Empfinden des Lesers dahin beeinflußt, daß er die Grausamkeitsformen als geschlechtliche Vorgänge ansieht. Die Bücher kommen dem Leser dadurch zu Hilfe, daß die hauptsächlich beteiligten Sklaven meist nicht die der geschlechtlichen Phantasie unseres Publikums fernstehenden Farbigen, die doch in Wahrheit das Heer der Sklaven bilden, sondern Menschen mit weißer Hautfarbe sind, die noch dazu regelmäßig in feiner eleganter Kleidung auftreten und vielfach vornehm wie Weiße erzogen worden sind. Von der Marterung werden die Sklavinnen und Sklaven meist entblößt; dies wird immer wieder hervorgehoben. Die Züchtigungen, Fesselungen und Demütigungen werden ebenso wie Züchtigungsinstrumente in einer den geschlechtlich normal empfindenden Menschen unverständlichen Breite geschildert. Das sinnliche Behagen, das die Züchtigungen und Marterungen bereiten, spiegelt sich vielfach im Ausdruck wieder, es wird erzählt, wie die Hiebe klatschen und prasseln, und die Schilderungen werden noch wohl von dem Wonnen „Heil!" dem Ausdruck des Entzückens begleitet. Es wird mitgeteilt, welche Stellen des Körpers von den Martern betroffen werden (z. B. der bloße Rücken der wohlgenährten Weiber), das zarte Fleisch, die Brust, das weiche Fleisch, der schöne runde Rücken. Die Lage des Körpers bei der Züchtigung wird möglichst genau angegeben, die Leiden der Gepeinigten werden eingehend geschildert. Der Leser erfährt, wie die Lust sich aufbäumt, wie die Glieder zucken, wie der Körper nach der Züchtigung aussieht. Mit poetischen Ausdrücken werden die Grausamkeiten belegt, z. B. der Rücken eines Sklaven wird in ein rohes Beefsteak verwandelt, oder es heißt, kleine Grausamkeiten an hübschen Terzeroninnen probieren. Die möglichst anschauliche Beschreibung der Grausamkeitsszenen hat geschlechtlichen Charakter. Dieser wird dadurch unterstrichen, daß normale Liebesempfindungen und die Entwicklung normaler geschlechtlichen Triebe im Verhältnis zwischen Herren und Sklaven, und zwar teilweise gerade zwischen dem Züchtiger und dem Gezüchtigten, vorkommen. Die hervorstechendste Schilderung in dieser Richtung findet sich in einem Buch, wo sich das ganz sadistisch-masochistische Liebesverhältnis zwischen Isabella und William, bei dem Liebkosungen und Züchtigungen abwechseln, entwickelt. Es wird auch die geschlechtliche Erregung der Züchtiger und anderer den Peinigungen beiwohnenden Personen beschrieben, z. B. Abraham empfindet unsagbare Befriedigung beim Durchpeitschen, wenn die Haut in Fetzen herunterhängt und Blut in Strömen fließt. Am liebsten züchtigt er Weiber, je hilfloser und je schöner, um so besser. Mit Freuden hört er ihr gellendes Geschrei, und sein Glück steigt auf den Gipfel, wenn eine solche stolze Quarterone, die noch nie einem Mann die geringste Freiheit gestattet hat, von ihm betäubt wird, daß sie ihm in allem gehorsam sein werde, was er auch von ihr verlange. Ein anderes Bild tritt seine perverse Sexualität darin hervor, daß er sich im voraus die Züchtigung Sarahs, in die er halb verliebt ist, ausmalt. Auch die Sprache der Bücher ist bisweilen eine unverkennbare Ausgeburt der algolagnistischen Phantasie. Dahin gehört es, wenn

das Jammergeschrei der Gepeinigten als Singen und der Hieb als Kuß bezeichnet wird, wenn „die silbernen Tränen, dieses weiße Blut der Menschenseele" angeführt werden. Das ganze Verhältnis zwischen Herrn und Sklaven eignet sich ja überhaupt vorzüglich zur Darstellung sadistisch-masochistischer Beziehungen, der Verfasser nützt die Gelegenheit reichlich aus, von der frechen Herrin, der erbarmungslosen Gebieterin, der grausamen Herrin, der schönen stolzen Dame zu sprechen. Eine aus der einschlägigen Literatur bekannte spezifische Formulierung ist die: Küsse erst die Hand und dann den Stock, der mich schlug! Jedes der beschriebenen Bücher behandelt somit dem Gesamtinhalt nach geschlechtliche Vorgänge und Empfindungen, die der Hauptsache nach widernatürlich sind, nämlich sadistisch-masochistischen Charakter haben. Die Schriften sind sämtlich darauf berechnet und geeignet, Menschen von der entsprechenden sexuellen Veranlagung geschlechtlich zu erregen und in Wollust zu versetzen. Normale Menschen empfinden geschlechtlichen Ekel und Widerwillen bei der Lektüre. Danach verletzen die Bücher das Scham- und Sittlichkeitsgefühl des normalen Menschen in geschlechtlicher Beziehung. —

In einem weiteren Buch wird fortgesetzt die Schönheit, Üppigkeit, Zartheit und Eleganz der Gezüchtigten hervorgehoben, und zwar auch bei den Züchtigungen selbst. In ganz sinnlicher Weise wird insbesondere von der Üppigkeit, der seidenen zarischen Röcken, der Spitzen, der mit dünner Unterkleidung versehenen Gliedern der vornehmen Prinzessin die aufsteigende, erregende Rede gesprochen, und erzählt, wie die kostbaren Gewänder der Gräfin zerfetzt werden und ihr reizender schöner Leib bis auf die dünne seidene Unterkleidung enthüllt wird. Das Klatschen der Schläge, das Pfeifen und Zischen der Hiebe, das Jammern und Schreien der Gezüchtigten, die entsetzlichen Schmerzen und das rieselnde Blut werden immer wieder hervorgehoben. Das angenehme sinnliche Empfinden der Züchtigerin wird erwähnt. Die Komtesse ist eine ausgesprochene Sadistin. Ihre Prügelsucht und ihr Vergnügen am Prügeln wird zur Kenntnis des Lesers gebracht. Ihre geschlechtliche Erregung infolge der Grausamkeiten tritt deutlich in die Erscheinung, daß sie mit wogendem Busen und vor Wollust funkelnden Augen neben der Prügelbank steht und mit teuflischer Erregung und Grausamkeit jeden Hieb verfolgt. Mit ordentlicher Deutlichkeit ist eine Szene aus ihrem Liebesleben geschildert, in der sie als sadistische Herrin die Arme eines Mannes erscheint. Sie züchtigt diesen und er spricht zwischen seinen Klagelauten leidenschaftliche Liebesworte zu seiner „süßen, strengen, grausamen Herrin." —

504. Pariser Photo. 1910

Von einem Buch, das einen kulturhistorischen Titel und Anstrich hat, heißt es im Urteil weiter: Das perverse Sexualleben ist vom Verfasser nicht zu irgend welchen ernsten Zwecke geschildert, sondern er spekuliert auf sadistische und masochistische Leser und hat deshalb die Darstellung in eine solche Form gebracht, daß deren Lüsternheit erregt wird. Es wird in einer Weise, die die Tendenz klar hervortreten läßt, immer wieder der körperliche Reiz, die Eleganz und die Vornehmheit von Züchtigern und Gezüchtigten betont. Es wird mit peinlichster Genauigkeit die Art der Züchtigung, das Züchtigungsinstrument, die Lage der Gezüchtigten, ihre Entblößung, die Wirkung der Züchtigung auf den Körper beschrieben. Dem lüsternen und lüsternen Zweck der Darstellung ist endlich in unverkennbarer Weise die Sprache angepaßt. Ausdrücke wie: der nackte Hintern, das Hinterteil, die Kehrseite, der göttliche Popo! die herrlichen rundlichen Schenkel, das herabgerutschte Beinkleid, das wonnevolle Schlagen, die Lenden der jungen Mädchen, über denen die Rute tanzt, der zum Schlagen bestimmte, von jeglicher Hülle befreite Körperteil, die Verzückung eines jungen Mannes sind ebenso bezeichnend wie die Formulierungen, daß die Rute einer Dame appliziert wird und daß der Rutenstock brenne und glühe wie höllisches Feuer. —

Von einer Sammlung von Briefschreibereien heißt es im Urteil: Daß in den geschilderten Szenen geschlechtliche Triebe zum Ausdruck kommen, wird wenigstens teilweise offen erklärt. Diese Empfindungen werden aber nicht etwa in ernster wissenschaftlicher Weise und zur Abschreckung, zur Förderung der Moral und Sittlichkeit behandelt, sondern in pervers-lüsterner Art zur Anschauung gebracht. Die Betätigung sadistisch-masochistischer Empfindung tritt hier und da auch in besonders eigenartiger Erscheinungsform auf. Dahin

gehört zunächst die Demütigung eines Menschen dadurch, daß er nicht seinem Alter und Geschlecht entsprechend behandelt und insbesondere gekleidet wird. Es wird z. B. mit möglichster Ausführlichkeit beschrieben, wie ein junges, fast erwachsenes Mädchen zu ihrer Beschämung wie ein Kind gekleidet wird; ebenso werden junge Männer in Mädchenkleidung vorgeführt; ein Mann wird von seiner Frau als Magd behandelt und muß im Hause stets eine Schürze tragen. Ferner wird die sogenannte Korsettdisziplin und die Handschuhdisziplin behandelt. Dies sind wissenschaftlich bekannte Phänomene auf dem Gebiet des Algolagnismus. Die starke Einschnürung und Einengung von Teilen des Körpers, und zwar möglichst vieler Teile, bereitet einer gewissen Kategorie von pervers empfindenden Menschen geschlechtlichen Genuß. Die Vorstellung, daß der eigene oder ein fremder Körper zusammengepreßt und durch naturwidrig straffe und feste Bekleidungsgegenstände der Freiheit und Bewegung beraubt und in eine körperliche Zwangslage gebracht wird, und die Verwirklichung dieser Vorstellung rufen bei einer Klasse von Algolagnisten geschlechtliches Lustgefühl hervor. In den Erscheinungsformen der Korsett- und Handschuhdisziplin verbindet sich das sadistische oder masochistische Empfinden mit einer in das Gebiet des Fetischismus gehörenden sexuellen Neigung zum Korsett und zum Handschuh. Wenn an derartigen Stellen mit breiter Ausführlichkeit und mit offensichtlicher Liebe zur Sache beschrieben wird, was für lange enganliegende elegante Handschuhe die Züchtiger, Züchtigten oder sonstigen Beteiligten (die männlichen Personen vielfach Damenhandschuhe) tragen, wie fest Frauen, Mädchen und Knaben in Korsetts eingeschnürt werden und wie wohl sie sich dabei fühlen, so ist darin eine zu perversaufreizenden Zwecken gegebene Darstellung zu finden. Für das, was dem normal empfindenden Menschen als eine Ausgeburt einer tollen und ganz in die Irre geratenen Phantasie erscheint, besitzt der entsprechend pervers veranlagte Mensch volles Verständnis, er empfindet geschlechtlichen Genuß bei der Lektüre. Die Bücher bringen danach geschlechtliche Vorgänge zur Darstellung. Sowenig sie das auch selbst aussprechen, wollen sie doch, wie der Inhalt ergibt, in diesem Sinne aufgefaßt werden. Sie verfolgen keinen ernsten Zweck. Insbesondere geht ihnen ein pädagogischer Charakter völlig ab. Sie wirken anstößig, da sie geeignet sind, perverse geschlechtliche Empfindungen anzuregen und aufzustacheln. Normal veranlagte Menschen werden bei der Lektüre von heftigem geschlechtlichem Ekel erfaßt. —

Von einer illustrierten Postkarte heißt es im Urteil: Eine mit Strümpfen, Hemd, Beinkleid und Korsett bekleidete weibliche Person liegt auf einem über eine Chaiselongue gebreiteten Bärenfell und sieht Wäsche in die Ferne. Ein Teil der nackten Oberschenkel ist deutlich zu sehen. Auch hier ist die Absicht zu erkennen, auf die geschlechtlichen Sinne zu wirken. Dieser Zweck wird auch erreicht. Die Karte ist anstößig. —

Von einem Buch „Aus meiner Jugendzeit. Beichte eines Sonderlings“ heißt es im Urteil: Der Verfasser schildert, wie er im Alter von 12 Jahren Waise geworden und von einer Tante, die ein Mädchenpensionat leitet, aufgenommen worden ist. Er wird zusammen mit den Mädchen erzogen und aufs mannigfachste von der Tante und den Schwestern, darunter besonders der Tanzlehrerin, gedemütigt. Er erhält Ledermanschetten und einen Lederkragen, der steif den Hals umspannt und ihn hart einengt. Es werden elegante Mädchenstiefel für ihn angeschafft, und bald wird er vollständig wie ein Mädchen gekleidet, auch nicht mehr mit seinem Taufnamen Robert, sondern Berthchen gerufen. Das Buch schließt damit, daß der Sonderling Schauspieler wird mit Hilfe eines Theaterdirektors, dessen Bekanntschaft er im Laufe der Erzählung gemacht hat. Die Schrift bringt Lederfetischismus in Verbindung mit Sadismus und Masochismus zur Darstellung. Der Sonderling entwickelt sich allmählich zum Masochisten und Fetischisten. Die Tante ist sadistisch veranlagt und huldigt dem Stiefelfetischismus. Der Theaterdirektor tritt als ausgeprägter Schuhfetischist auf. Die Tante liebt es, ihren Neffen und ihre Schülerinnen zu demütigen. Sie züchtigt erwachsene Schülerinnen mit dem Stock wie kleine Kinder und züchtigt auch Robert in grausamster Weise. Sie verlangt unterwürfige Demut, und nach den Demütigungen muß Robert die Hand, die ihn geschlagen, den Fuß und Schuh der Tante küssen. Der Blick der Tante hat etwas Dämonisches, Faszinierendes, Niederzwingendes, der Neffe fühlt sich so die Wirkung des Blicks einer Tierbändigerin, vor der selbst die Löwen zittern, auch dann, wenn die Herrin die

605. Die Bändigerin. Zeichnung von Strathmann

Eine moderne Circe.

Aquarell von M. Frölich 1920

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft" Albert Langen, München

Die Ehe ist die Grundlage alles rechten, segensreichen Verhältnisses zwischen beiden Geschlechtern. Es ist unbeschreiblicher Unsinn, wenn man heute behauptet, der starke Individualismus des modernen Menschen müsse den Gedanken der Ehepflicht (!) als Bedrückung als eine unmögliche Fessel ablegen, und für den Mann sowie die Frage: Prostitution oder freie Ehe. Eine Liebe, die nicht die Treue als Voraussetzung hat, ist keine Liebe, sondern sinnliche Begierde (will sagen: Schmutz). Dagegen ist die Ehe eine Schule treuer, reiner, aufopfernder Liebe. Staat und Gesellschaft würden zu Grunde gehen, wenn die freie Liebe die Grundlagen der sittlichen Ordnung des Menschenlebens untergrübe. ... Um eine glückliche Ehe eingehen zu können, muß man vor der Ehe anständig (!) gelebt haben. ... Der voreheliche Geschlechtsverkehr ist keine physiologische Notwendigkeit (für Onanisten nicht). Und die echte Männlichkeit (!) zeigt sich darin, daß wir imstande sind, unsre Triebe zu beherrschen (vgl. Seite 103). Neben Müßiggang, schlechter Lektüre, gemeinen Bildern und Theaterstücken, verführerischer Kameraden und Vergnügungslokalen ist es namentlich der Alkohol, der ... während genügende Bewegung in frischer Luft und Betätigung in vernünftig betriebenem Sport den Geschlechtstrieb zurückzudrängen (!) geeignet sind usw. usw.

Sollen wir andern, die wir nicht Mitglied des Sittlichkeitsbundes und daher unsittlich sind, uns noch lange mit solchen Pharisäerschleim besudeln lassen? ein dauerndes Objekt für die sadistische Verunglimpfung jener abgeben? die wir anbefangen, wie Unnenfroh sein können, Sexualriecher und Denunzianten, enorme Gewährsmänner der Polizei über Ärgernisse des entgleisten Schamgefühls, private Staatsanwälte, die hetzen und einrühren und alles mit der Nase erst draufstoßen, was schon eine Witterung gibt. Ich wünschte, mir sagte einer von ihnen persönlich die Beleidigung ins Gesicht, daß „vorehelicher" Geschlechtsverkehr unanständig und keine Liebe sei. Ich würde eine Antwort geben, nach der kein Gras mehr wächst.

Wir haben in diesem Kapitel eine Anzahl von Abbildungen vereinigt, die teils auf das Hauptthema Bezug nehmen, teils die Kritik des Anstößigen demonstrieren helfen. Abbildung Nr. 589 ist ein alter französischer Holzschnitt aus dem Büchlein Advis donnä aux hommes martyrisez par leurs femmes vom Jahre 1651. Nr. 590 und 591 sind zeichnerische Pamphlete auf die Königin Karoline von England (vgl. darüber das folgende Kapitel). Die Briefköpfe Sacher-Masochs (Nr. 599 und 600) beanspruchen erhebliches Interesse. Unzweifelhaft erweckten diese Vignetten dem berühmten Romanzier bestimmte und für ihn ausgesprochen erotische Ideen-Assoziationen. Sie waren also für ihn „obszön" in dem oben besprochenen Sinne. Dennoch trug er kein Bedenken, sie in indifferenten Korrespondenzen mit Außenstehenden zu benutzen. Er war sich als feinfühliger und unaufdringlicher Mann, demnach bewußt, daß diese Vignetten andern nichts sagen und als bloße Liebhaberei erscheinen mußten. Dasselbe kann man von der Inseratenseite der Zeitschrift Society (Abbildung Nr. 602) sagen. Es ist eine ganz gewöhnliche und für die heutige Technik des Reklame-Satzes dürftige Geschäftsreklame. Unzweifelhaft kann sie aber einem sogen. Korsettfetischisten spezielle Ideen-Assoziationen erzeugen. Ja, wie soll man denn derartiges vermelden können? das möchte ich von den Zeloten gern erfahren. Müßte man nicht ebenso gut die Treppensteinhöhlen

616. Pariser Ansichtskarte. 1912

in Rückwärts polizeilich schließen lassen, weil sich Leute finden, denen die hängenden Stalaktiten phallische Vorstellungen erzeugen? Ich kann versichern, und nicht bloß behauptenderweise, sondern auf Grund langjähriger Forschungen, daß derartig differenzierte Einzeldinge für den Durchschnitt der Menschen, die doch wohl die „Norm" ausmachen könnten, ganz und gar gleichgültig sind. Weder Anziehung noch Abstoßung wird dadurch erregt. Unter 100 Menschen sind sicher für 99 die Geräte der Abbildung Nr. 588 gleichgültig, die Ideen-Assoziationen, die man da experimentell erfragen kann, beziehn sich nur auf den Reit- oder Jagdsport. Ähnlich verhält es sich mit den Titelblättern Nr. 593—598. Endlich die Ansichtskarten sind (soweit es möglich war, sich in die juristischen Konstruktionen hineinzudenken) aus jenem allerneuesten Grenzgebiet ausgewählt, für das das Reichsgericht den wahllosen Einzelverkauf auf der Straße als unzulässig erklärt hat. Nach allem aber erscheint es uns noch als der wissenschaftlichen Diskussion bedürftig, inwieweit die private Ideen-Assoziation ein öffentliches Rechtsgut darstellt, und ob eine äußere Macht sie überhaupt zu regulieren imstande ist.

617. Auf der Bärenhaut
Französische Illustration aus Mac. Aus La vie parisienne

...bilde von Boucher

Beilage zu Eduard Fuchs ... | Albert Langen, München

418 Das Spielzeug englischer Prinzessinnen. Englischer Kupfer von Williams

XVII

Geschichtliche Spiegelungen

Was heißt geschichtliche Wahrheit? fragte ich bei Gelegenheit einer Karikatur auf Leopold von Belgien (Seite 379). Wenn nach tausend Jahren ein Suetonius redivivus die bildlichen Dokumente unserer Zeit durchforscht, wird er die Entdeckung machen, daß dieser König Cléopold hieß und von einer Tänzerin regiert wurde, die ihn zur Begründung einer sadistischen Gewaltherrschaft im innersten Herzen Afrikas veranlaßte. Je nach Begabung wird dann dieser Kulturhistoriker mitzuteilen wissen, wieviel Neger des Morgens zum Frühstück am Spieß gebraten wurden, und wieviel Köpfe abends zur Belustigung in den Sand rollten. Die Verleumdung von heute gleicht dem jungen Most. Sie bedarf nur der zeitlichen Ausgärung, und der klare Wein der ge-

schichtlichen „Wahrheit“ wandel vortrefflich. Je klüger die Sache wird, um so ehrfurchtsvoller kostet man von ihr.

Dieser Vorgang wiederholt sich generell, wo die Fama von der Sexualpsyche solcher Personen berichtet, die in der Öffentlichkeit eine hervorragende Rolle gespielt haben. In der Tradition wird das Individuum sogleich zum Typus. Ich wage es deshalb nicht, hier von historischen Personen zu reden, sondern nur von geschichtlichen Spiegelungen. Der Spiegel ist die Psyche der andern, der Gleichständigen. Die psychischen Siebe der Mit- und Nachwelt sind für die schwerer erkennbare Individualität undurchlässig, das Filtrat verdichtet sich zur Gruppenerscheinung. Von diesem Standpunkt aus gewinnen wir einen brauchbaren Maßstab der Beurteilung.

Betrachten wir zuerst den gynäkokratischen Typus, der sich uns in zwei Frauen des 6. Jahrhunderts darstellt, nämlich in Theodora, der Gattin Justinians, und Antonina, der Gattin Belisars. Prokopius von Caesarea, der 562 in Konstantinopel starb, hat, dem innern Geist nach, widersprechende Aufzeichnungen hinterlassen. Er war Geheimsekretär und Syndikus des großen Gotenbesiegers und hat viel von der Welt gesehn. Seine Darstellung der Kriegszüge ist bedeutend und für uns von unersetzlichem Wert. Aber der Ton, den er in den ersten acht Büchern seiner Memoiren anschlägt, wechselt merkwürdig im neunten. Dies neunte Buch geht unter dem Titel der Anekdota, d. h. der nicht herausgegebenen, unveröffentlichten Memoiren. Es muß erst im Jahre 558 geschrieben worden sein, als Theodora bereits 10 Jahre tot und Justinian ein hinfälliger alter Mann von 70 Jahren war. Prokop ist darin bitter und gereizt, er nimmt alles zurück, was er früher Lobendes gesagt hatte, und erklärt, der Wahrheit endlich die Ehre geben zu müssen, was ihm früher die zwingenden Machtverhältnisse nicht erlaubt hätten. Nun, eine derartige Begründung ist in geheimen Memoiren Tradition. Ich kann auf den Streit der Kritiker, inwieweit sie dem Prokop echt ist, nicht eingehn. Ich übersetze aus der unillustrierten griechischen Ausgabe Isambert's vom Jahre 1856.

659. Artheritte von Mühlich zeigt Karl dem Plunder den persönlichen Triumph des [illegible] [illegible]

Antonina soll nach Prokops Behauptung aus einer Wagenlenker-Familie stammen, die im Zirkus beschäftigt war, ihre Mutter sei eine der gefälligen Vorstadtdirnen gewesen. Derartige Angaben sind ja ungemein typisch. Man sucht in der Heredität nach den Ursachen von Kraft und Sinnlichkeit und benutzt außerdem als Relief das Aufsteigen des Weibes aus den Niederungen der Gesellschaft zur höchsten Macht. Natürlich verstand sie sich auch auf Liebestränke, und nur durch solche gelang es ihr, den Generalfeldmarschall Belisar zu kapern, trotzdem sie bereits mehrere Kinder zur Welt gebracht hatte. Prokop erkannte wohl, daß in diesem Fall wieder einmal die Emanationen der genitalen Macht gesiegt hatten, genau wie bei der Theodora, der Dubarry und unzähligen andern. Weiter wird erzählt, daß sich die Antonina sofort Liebhaber

zeigte. Sie tat das zunächst im Geheimen, nicht aus Furcht vor dem Gatten, vor dem sie sich nie genierte, sondern weil sie sich anfangs mit der Kaiserin noch nicht gut stand und nicht wußte, ob diese nicht einen Anlaß zu Ungnade daraus nehmen könnte. Nun hatte Belisar einen jungen Thraker Namens Theodosius adoptiert und war auch dessen Taufpate gewesen. Diesem wurde Antonina erst eine zärtliche, dann herrische Stiefmama und schließlich eine Frau Potiphar. Wegen der sogenannten geistlichen Verwandtschaft findet Prokop gerade dies Verhältnis ungeheuerlich. Antoninas Leidenschaft wurde immer größer, sie verkehrte mit ihm mitten unter ihren Sklaven und Mägden und benahm sich auch in der Öffentlichkeit aufsehend. Belisar überrascht einmal beide in Karthago in einem Gemach des Sommerpalais. Die Unordnung ihrer Kleider ließ keinen Zweifel übrig. Indessen bedeutete ihm Antonina, sie hätte nur einige kostbare Beutestücke für sich beiseite bringen wollen. In Syrakus endlich entschließt sich eine Sklavin Makedonia, die es nicht länger mit ansehn konnte, dem gutmütigen Herrn reinen Wein einzuschenken. Sie ließ sich feierlich Verschwiegenheit zusagen und produzierte als Zeugen zwei junge Schlafzimmer-Sklaven der Antonina (pardana hois ta amphi ton koitōna hyperetein epimeles ēn), die genau Bescheid wußten. Belisar will die Geschichte sofort. Es mußte etwas geschehn. Doch seine Freunde, mit denen er sich besprach, waren der Frau mehr ergeben, als dem Mann, und benachrichtigten schleunigst das Liebespaar. Theodosius entwischte nach Ephesus. Bald darauf trat ein Umschwung ein, den Prokop wiederum nur durch das Beibringen eines Liebestrankes erklären kann. Belisar läßt Theodosius in alter Freundschaft zurückkommen und führt ihn seiner Gemahlin zu. Ebenso bricht er sein Wort und überliefert seiner Frau die verräterischen Sklaven. Sie läßt allen dreien die Zunge ausreißen, sie danach in Stücke hacken und ins Meer werfen. Ich übergehe andere Intrigen, auch den angeblichen Widerstand des jungen Mannes, dem es vor seiner Stiefmutter innerlich graut. Er muß, was sie will. Alle Welt kennt die Affäre. Schließlich entflieht er wieder und geht diesmal unter die sogenannten Mönche (monachous kaloumenous). Antonina reißt sich vor Wut die Kleider vom Leibe und setzt es durch, daß ihr Mann zum Kaiser und zur Kaiserin läuft und dort unter der Behauptung, daß er den Theodosius in seinem Haushalte nicht entbehren könne, einen Ukas erlangt, der die Rückkehr des jungen Mannes anbefiehlt.

600. Katharina von Medicis. Französischer Kupfer

Nun kommen wieder verworrene Intrigen, in denen man nicht klar sieht. Belisar steht im Felde gegen die Perser, Antonina reist hin und her, ist übrigens jetzt sehr intim mit der ihr kongenialen Theodora, es gibt Spaltungen und Zerwürfnisse, und die Kaiserin greift schließlich ein. Die gegen Antonina arbeitenden Familienmitglieder werden gelündet. Einem, der den jungen Theodosius hatte entführen und verstecken helfen, läßt Theodora sein Vermögen konfiszieren und ihn

83*

621 Margarethe von Navarra
Kupfer von P. Woeiriot

selbst in einen finstern Keller mit einem kurzen Strick um den Hals an die Wand stellen, sodaß er sich kaum zu rühren vermag. Der Unglückliche kriegt kaum zu essen, muß stehend schlafen und alles unter sich gehn lassen und kommt nach vier Monaten völlig blödsinnig wieder heraus. Ein anderer wird auf die Folter gespannt, um zu erfahren, wo Theodosius stecke. Endlich bringt man von wo anders her davon Nachricht. Theodora läßt Antonina zu sich bitten und empfängt sie mit den Worten: „Meine liebe Patrizierin (ὦ φιλτάτη πατρικία), gestern ist mir da ein Kleinod in die Hände gefallen, das nicht seines gleichen hat. Willst du's sehn, so kann ich's dir gern zeigen!" Ein Eunuch führt darauf den Theodosius herein. Antonina erstickt fast vor Freude und nennt, als sie zu sich kommt, die Kaiserin Heiland, Wohltäterin, Herrin. Doch Theodora gibt das viel begehrte Kleinod nicht sogleich heraus, sondern behält es erst eine Zeit lang zur eigenen Verfügung. Bald danach stirbt Theodosius am Typhus. Belisar hatte sich auf Befehl der Kaiserin mit seiner Gattin aussöhnen müssen.

Nichts desto weniger blieben ihre Beziehungen kühl, da Antonina nichts von ihm wissen wollte. Sie war jetzt ein Herz und eine Seele mit der Kaiserin. Belisar dagegen, der strategische Mißerfolge gehabt hatte und dem man auch bei Hofe sein großes Beutevermögen neidete, fiel allmählich immer mehr in Ungnade. Ja, seine glänzende Generalsstelle ward ihm genommen. Es war, wie Prokop sagt, ein schmerzliches Schauspiel, das man nicht glauben würde, wenn man's nicht selber gesehn hätte, wie Belisar fast ohne Begleitung gleich einem Privatmanne in den Straßen von Byzanz spazieren ging, immer finster und tiefsinnig, als fürchte er, einem unvorhergesehenen Attentat zum Opfer zu fallen. Wie Prokop meint, hatten es sich Antonina und Theodora in den Kopf gesetzt, Belisar noch tiefer zu demütigen und ihn auf Gnade und Ungnade unter den Willen seines Weibes zu zwingen. Das wurde auf folgende Art bewerkstelligt. Eines Tages war Belisar frühzeitig zur Audienz bei Hofe erschienen mit einem Gefolge von wenigen und dürftig gekleideten Personen. Aber weder der Kaiser noch die Kaiserin hatten ihn wohlwollend empfangen, ja die Hofschranzen hatten sich erlaubt, ihn förmlich zu insultieren. Belisar kehrte erst abends heim, unterwegs voller Unruhe und beständig nach allen Seiten spähend, ob nicht hinter irgendeiner Straßenecke die bestellten Meuchelmörder lauerten. In solcher Gemütsverfassung betrat er sein Zimmer, setzte sich auf den Bettrand und hing trostlosen Gedanken nach. In Schweiß gebadet und mit schwindelnden Hirn, vergaß er ganz, wo er war, und die Angst um das bißchen Leben krampfte ihm das Herz. Antonina wußte von den Vorfällen des Tages noch nichts. Sie behauptete, unpäßlich zu sein, und ließ nervös die Zimmerflucht auf und nieder. Unterdes, nach Sonnenuntergang, trat ein Palastbeamter, Namens Quadratus vor dem Haus ein und erschien plötzlich auf der Schwelle des Gemaches mit einem Auftrag, wie er sagte, von der Kaiserin. Belisar, tödlich erschrocken, fiel ins Bett hintenüber, als erwarte er jetzt den endgültigen Schwert-

422. Die Voisin Kupfer von Coelemans

streich Quadrans oder überreichte nur ein Handschreiben Theodoras mit folgendem Wortlaut: „Du weißt, Exzellenz (ô béltiste), daß du gegen Mich intrigierst. Aber Ich bin deiner Frau sehr verpflichtet, und ihretwegen hab Ich Mich entschlossen, dir dein Unterfangen zu verzeihen. Also nur ihr verdankst du dein Leben. Denk daran, daß in Zukunft dein Leben und deine Karriere allein von ihr abhängen. So wie du dich zu ihr stellst, so werde Ich dich behandeln!" Diese Zeilen jagten Belisar aus seiner Depression empor. Voll Eifers, sogleich den Beweis seiner Gesinnung zu erbringen, sprang er auf und stürzte sich seiner Frau zu Füßen. Er umschlang mit den Händen ihre Beine, leckte ihr unaufhörlich die Füße (glôssan metadidous) und versicherte, daß er ihr Leben und Seele schulde, künftig würde er ihr nur noch ein folgsamer Sklave (andrápodon pistón), aber nicht mehr ein Mann (anér) sein.

Ich brachte hier des Rahmens halber die Mitteilungen über Antonina ab. Ich habe einigen Stellen des Wortlaut des Urtextes beigefügt, damit nicht irgend ein von Sachkenntnis wenig getrübter Jurist in das Geschrei ausbreche: Ausgeburten der masochistischen Phantasie! Die Juristen pflegen ja aus der Epoche Prokops nur die genau gleichzeitig abgefaßten Pandekten zu kennen, und diese auch nur par ordre de Mufti von wegen des Staatsexamens. Wenn novellistische „Ausgeburten" so haarscharf identisch sind mit urkundlichen Szenen der Geschichte, so ist das wissenschaftlich ein höchst bemerkenswerter Zusammenhang und für die menschliche Erkenntnis fruchtbringender, als die Institutionen des Gajus oder sonst ein lederner Digesten-Zitat, womit sich die Juristen auf der Universität gegenseitig anöden. Was nun Belisar anlangt, so war er einer der größten Strategen und dem ersten Napoleon durchaus ebenbürtig. Prokop schmäht vielleicht die Antonina zu stark, aber gewiß nicht den Belisar, vor dem er die denkbar größte Achtung hatte. Ein Feldherr von solcher Bedeutung ist unwidersprechlich ein spezifisch männliches Genie. Da läßt sich nicht einfach die Achsel zucken und sagen: Schwächmatikus. Er war sexuell in Nichts abhängig von dieser Frau, die garnicht aus seiner Sphäre stammte. Man bedenke ferner, daß einem siegreichen General des Altertums die schönsten Weiber in Massen zur absoluten Verfügung standen, wenn er Lust dazu hatte. Also: wir sehen hier an einem klassischen Beispiel, daß es sich um sexuellen Zusammenhänge komplementärer, sich ergänzender Anlagen bei Mann und Weib handelt, die unter dem fälschlichen Titel Masochist und Sadistin bekannt sind und die sich als den Sieg der weiblichen Geschlechtsmacht dargestellt habe. Im Keim liegen diese Anlagen in allen Menschen und es kommt nur auf die Intensität der psychischen Reaktionen an, wie stark sich die Dinge äußern. Ein Staatsanwalt des 6. Jahrhunderts hätte es nicht gewagt, das Privatleben Sr. Exzellenz v. Belisar nach Kraft-

813. Frau von Brinvilliers bei der Giftprobe
Kupferstich

Erotischer Schimpfmethode als Ausgeburt masochistischer Phantasie zu bezeichnen. So hoch hinauf reicht der Mut dieser Herren denn doch nicht.

Aber ich muß noch an Hand des Prokop von der Theodora berichten. Wie heftig dieser Weibs-Typus noch nach eintausendundreihundert Jahren zu ziehen vermag, ist aus der „Theodora" zu ersehn, die uns die blendende Bühnenkunst Sardou's hingestellt hat. Ich übergehe Prokops Schilderung der blauen und grünen Zirkusparteien, den Wirrwarr und die Unsicherheit des öffentlichen Daseins und auch die zweideutige Herkunft der Theodora. Sie soll Varietékünstlerin gewesen sein und besonders, gleich der Lady Hamilton, in lebenden Bildern exzelliert haben. Prokop erzählt da Geschichten, die ich hier nicht wiedergeben kann und die auch in den meisten Ausgaben mit Fleiß unterdrückt worden sind. Genug, es geht daraus hervor, daß diese Theodora ein außerordentlich sinnliches Temperament besaß. Liebhaber hatte sie wie Sand am Meer usw. Beginnen wir damit, daß Justinian sich in sie, das Weib wie sie war, verliebt und ihr sogleich den patrizischen Adel verleiht. Theodora aber macht sich hart und unnachgiebig, und besteht darauf, rechtmäßige Kaiserin zu werden. Man kann sich die Schwierigkeiten dieses Unterfangens nicht groß genug vorstellen. Alles murrt. Staatsgesetze müssen erlassen werden, und auch ein byzantinischer Kaiser ist vor den Widerständen abhängig, die ihm aus seinen Untertanen erwachsen. Aber dieser Aufstieg eines Weibes zur höchsten Macht in einem Weltreiche ist charakteristisch für die Allgewalt des andern Geschlechtes. Niemals würde in einem rein antiöstreichischen Staatswesen ein ergebener männlicher Günstling zeitlebend über die Regenten hinauswachsen. Theodoras Macht dringt also durch. Die hohe Geistlichkeit begrüßt sie mit dem Titel Herrin (despoina). Die Militärs sind eifrig, in ihrem Dienst das Leben einzusetzen. Das Volk in demselben Zirkus hebt jetzt flehend zu ihr die Hände. Sie mischt sich natürlich in alle Geschäfte. Sie ist unbeugsam und läßt ihre Absichten niemals durchkreuzen. Wehe dem, der zu Gunsten eines auserkorenen Opfers intervenieren wollte. Wo sie einmal haßt, kann ihr keine Genüge geschehen. Der Sohn muß weiter für den Vater büßen, und noch der Enkel ist nicht sicher. Auf ihren Körper verwendete sie viel Sorgfalt. Frühzeitig stieg sie ins Bad, aber es dauerte ungewöhnlich lange, bis sie wieder zum Vorschein kam und sich zu Tisch setzte. Danach ruhte sie wieder. Doch versäumte sie die Hauptmahlzeit nie und ließ sich die gewähltesten Gerichte und edelsten Weine servieren. Sie schlief außerordentlich viel. So träge sie aber auch geworden war, immer fand sie noch Zeit, in die Staatsgeschäfte einzugreifen. Der Kaiser war für jedermann zu sprechen, die Kaiserin nur für die obersten Würdenträger, und diese mußten endlos und qualvoll warten. In einem engen Loch von Vorzimmer, wo ihnen die Luft knapp wurde, mußten sie wie eine Herde von Sklaven sich die Beine in den Leib stehen, dicht gedrängt, auf den

644. Lucrezia Borgia
Kupfer von Crispin de Passe. 1610

623. Die Montespan. Französischer Kupfer

Fußspitzen sich reckend, damit die hin und her gehenden Hof-Eunuchen ihr Gesicht nicht vergäßen und sie endlich vorließen. Nur wenige wurden vorgelassen, manchmal erst nach mehrtägigem Warten. Sie traten zagend ein und hatten sehr schnell die Tür von außen wieder zuzumachen, nachdem sie sich eben lang zur Erde niedergeworfen und jeden ihrer Füße mit den Lippen berühren konnten. Es war streng verboten, jemals ungefragt das Wort an sie zu richten.

Was Prokop sonst noch erzählt von Spioniersystem, geheimen Kerkern und Folterkammern, von allen möglichen Grausamkeiten, auch gegen einen angeblich unehelichen Sohn, der unvermutet zum Vorschein kam, kann hier wohl fortbleiben. Solche Einzelheiten mögen wahr sein, aber sie sind auch leicht erfindbar. Eins ist aber noch wichtig und sehr bezeichnend, nämlich daß das berüchtigte byzantinische Hofzeremoniell — von dieser ausgesprochen erotischen Persönlichkeit Theodora eingeführt wurde. Gibt es einen besseren Beweis dafür, wie sehr der „politische Masochismus" mit dem erotischen identisch ist? Man vergleiche dazu meine Ausführungen über das Unterwerfungsritual in Kapitel V. Prokop gibt an, und über diese öffentlich bekannte Sache dürfte ein Zweifel nicht obwalten: Wenn der hohe Senat beim Kaiser allein in Audienz war, so machten die Patrizier eine tiefe Verneigung von rechts her und bei der Verabschiedung küßte sie der Kaiser auf die Wange. Alle andern beugten das rechte Knie vor dem Kaiser und zogen sich dann zurück. Fand aber der Empfang in Gegenwart der Kaiserin statt, so mußten sich auch die Patrizier zur Erde werfen, den Mund auf den Boden pressen und Hände und Füße gleichsam wehrlos lang ausstrecken. Erheben durften sie sich erst, nachdem sie dem Herrscherpaar jeden Fuß mit den Lippen berührt hatten. Von dieser Art der Ehrenbezeugung wollte Theodora nicht abgehen. Sie forderte sie auch von den persischen und andern ausländischen Gesandten, wenn diese die üblichen Kaisergeschenke überreichten, als wenn das römische Reich einzig auf ihren Schultern geruht hätte. Derartiges hat man niemals erlebt, fügt Prokop kopfschüttelnd hinzu. Niemand durfte gesprächsweise von der „Kaiserin" reden, sondern nur von der Herrin (despoina). Von sich selber durfte man nur als von ihrem Sklaven (doulos) reden. Wer dagegen verstieß, beging schwere Majestätsbeleidigung.

Von Antonina und Theodora haben wir kein Bildnis beizubringen, dagegen von einer andern gleichfalls vielgelästerten Dame, der Lucrezia Borgia (Abbildung Nr. 624). Ich bin mir allerdings nicht ganz sicher, ob es die Borgia oder eine andere Lucrezia ist. Doch tut die Porträtähnlichkeit nicht viel zur Sache. Der Ruf, den die Lucrezia Borgia einmal hat, wird nie aus der Welt zu schaffen sein, aus den eingangs erwähnten Gründen. Daran hat auch die Ehrenrettung nichts geändert, die der ausgezeichnete Gregorovius vor vierzig Jahren zu ihren Gunsten nach

Durchforschung der Originalurkunden unternahm. Für die Psychologie der erotischen Verleumdung aber ist seine Arbeit von großem Wert. Er sagt da unter anderm: „Lukrezia Borgia ist die unseligste Frauengestalt der modernen Geschichte. Ist sie das, weil sie auch die schuldigste der Frauen war? Oder ist sie es nur, weil sie einen Fluch tragen muß, mit dem sie die Welt aus Irrtum belegt hat? Denn diese liebt es, die menschlichen Tugenden wie die menschlichen Laster in typischen Persönlichkeiten anzuschauen, mögen solche der Mythe oder der Geschichte angehören. Jene Fragen sind noch zu entscheiden. Die Borgia werden lange die Untersuchung des Geschichtsschreibers und des Psychologen reizen. Ein geistreicher Freund fragte mich eines Tages, wodurch es sich erkläre, daß alles was Alexander VI. und Cesare Borgia und Lucrezia Borgia betrifft, daß jede Tatsache aus ihrem Leben, daß jeder neu entdeckte Brief des einen oder des andern, unsre Neugierde lebhafter aufregt, als Ähnliches, was von manchen andern, viel bedeutendern Charakteren der Geschichte überliefert wird. Ich weiß keine bessere Erklärung dafür, als diese: für die Borgia ist der beständige Hintergrund die christliche Kirche, sie kommen aus ihr hervor, sie bleiben auf ihr stehen, und der grelle Widerspruch ihres Wesens zum Heiligen macht sie dämonisch. Die Borgia sind die Satire auf eine ganze große Form oder Vorstellung der kirchlichen Welt, welche sie zerstören oder verneinen. Auf hohen Postamenten stehen ihre Gestalten, und ihre Angesichter streift stets das Licht des christlichen Ideals. In diesem sehen wir erkennen wir sie. Die sittliche Empfindung ihrer Taten gelangt an uns immer durch ein Medium, welches mit religiösen Vorstellungen durchdrungen ist. Ohne alles dies würden die Borgia, auf einem nur profanen Boden, unter die Linie vieler andrer Menschen ihrer Natur herabsinken, und bald aufhören mehr zu sein, als Exemplare einer großen Gattung. Es gibt eine Geschichte Alexanders VI. und Cesars, von Lucrezia Borgia gibt es kaum mehr, als eine Legende. Noch ist sie eine Mänade, welche in der einen Hand die Giftphiole, in der andern den Dolch trägt. Und zugleich hat dies furienhafte Wesen die sanften und schönen Züge einer Grazie. Als ein moralisches Monstrum hat sie Victor Hugo dargestellt, so geht sie noch heute über die Opernbühnen Europa's, und so fesselt sie das Vorstellen der Menschen im allgemeinen uns. Das ungeheuerliche Drama „Lucrezia Borgia“ jenes romantischen Dichters wird der Freund echter Poesie als eine groteske Verirrung der Dichtkunst verdammen, und der Kenner der Geschichte wird es belächeln, aber dieser kann den geistvollen Poeten mit seiner Unkenntnis und seinem guten Glauben an eine seit Guicciardini hergebrachte Tradition entschuldigen. Diese Tradition hat schon Roscoe bezweifelt und zu widerlegen versucht, und seine Apologie Lucrezia's

666. Ninon de Lenclos. Bildnis des 17. Jahrhunderts

wurde von der Vaterlandsliebe der Italiener dankbar aufgenommen. Es setzte sich auch unter ihnen in neueren Zeiten die Reaktion gegen die Auffassung Lucrezia's fort. Die Kritik der Lucrezia-Legende konnte am besten in denjenigen Orten gegeben werden, welche die meisten Erinnerungen und Urkunden aus dem Leben dieser Frau aufbewahren: diese Orte sind Rom und Ferrara, ferner Modena, wo sich das Archiv der Este, und Mantua, wo sich das Archiv der Gonzaga befindet. Gelegentliche Abhandlungen zeigten, daß die angeregte Frage fortlebte und eine Lösung verlangte. ... Ich ging an meine Aufgabe ohne jede vorgefaßte Absicht. Ich wollte keine Apologie, sondern in kurzen Zügen eine Geschichte Lucrezia's schreiben, und zumal kannte ich das große für ihre, in Bezug auf die schwebende Frage wichtigste Epoche, für ihr Leben in Rom. Ich wollte sehen, welche Gestalt mir unter den Händen entstände, wenn ich Lucrezia Borgia zum Gegenstand historischer Behandlung machte, in der strengsten und sichersten, weil urkundlichen Weise."

Gregorovius erkennt also auch, daß die Tradition den Typus herausarbeitet, aber mit seiner Mutmaßung vom dämonischen Reiz des kirchlichen Hintergrundes ist er auf dem Holzweg. Die Machtbewußte zeigt auf jedem Hintergrunde, und es kommt nur darauf an, wie sie selber im Vordergrunde agiert — oder wie die erotische Ideen-Assoziation sie agieren läßt. Das Exemplar des Gregorovius, das vor mir liegt, stammt aus einer großen Staatsbibliothek und ist in einem derart benutzten Zustand, daß man es lediglich nur mit Handschuhen berührt. Ich glaube, die Leser, die durch den Ruf Lucrezias verführt wurden, sind in diesem Fall nicht, wie gehofft, auf ihre Kosten gekommen. Denn alles, was die aufschweifende Fama von den Borgia's zu erzählen weiß, findet man eben in diesem Buche nicht. Hat der kirchliche Hintergrund die Leser gereizt? Man kann in jeder Staatsbibliothek die Beobachtung machen, daß zweierlei Arten von Büchern oder enzyklopädischen Artikeln überreifige Benutzungs-

427. Frau von Maintenon. Gemälde von Pierre Mignard

spuren aufweisen — einmal solche Geschichtswerke, die einen grundsätzlich ... Frauen-Typus schildern, und das andere Mal solche, die sich — auf Masturbation beziehen. Ich will da keinen direkten Zusammenhang konstruieren, sondern nur wiederholen, daß das Interesse akademischer Leser offenbar nicht von kirchlichen Hintergründen geleitet wird. Ich zitiere nachstehend noch einige Stellen aus Gregorovius, aus denen man ungefähr entnehmen kann, was die Rechte von der Fata Morgana übrig lassen.

Was in unserer Frauenerziehung die fremden Sprachen bedeuten, das war damals die Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache. Das Vorurteil, daß die Bekanntschaft mit diesen das gelehrtes Wissen den Zauber der Weiblichkeit zerstöre, daß Frauen überhaupt auf einer untern Stufe der Bildung zu halten seien, war den Italienern der Renaissance unbekannt. Dies Vorurteil ist, wie so manches andere innerhalb der Gesellschaft, germanischen Ursprungs.

448. Die Gräfin Dubarry. Kupfer von Bonnet

Als Ideal der Weiblichkeit erschien den Deutschen stets das liebevolle Walten der Mutter im Familienkreise. Die deutschen Frauen scheuten lange die Öffentlichkeit, aus Schamgefühl und Stillsamkeit. Ihre Talente blieben im Verborgenen, wenn nicht besondere Verhältnisse, zumal höfischer und dynastischer Natur, sie zwangen hervorzutreten. Bis auf die neueren Zeiten zeigt auch die Kulturgeschichte der germanischen Völker keine so große Zahl öffentlich berühmter Frauencharaktere als Italien, das bevorzugte Land der Persönlichkeit, sie in der Renaissance besessen hat. Der Einfluß, welchen hochbegabte Frauen in den italienischen Salons des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, oder in den französischen späterer Zeit auf die geistige Entwicklung der Gesellschaft ausgeübt haben, war in England und Deutschland unbekannt. Eine gelehrte Frau, vor welcher heute Männer mehr Grauen als Respekt zu haben pflegen, nennen wir, zumal wenn sie Bücher schreibt, einen Blaustrumpf. In der Renaissance nannte man sie eine Virago. Dies Prädikat war durchaus ehrenvoll. Als Auszeichnung gebraucht es stets Jacob von Bergamo in seiner Schrift „Von den berühmten Frauen“, die er um 1497 verfaßte. Nur selten finden sich bei Italienern Stellen, wo dies Wort wirklich das bedeutet, was wir gewöhnlich darunter verstehen, nämlich ein „Mannweib“. Virago hieß damals diejenige Frau, welche sich durch Mut, Verstand und Bildung über die Mehrzahl ihres Geschlechts erhob. Man feierte sie nur so mehr, wenn sie mit diesen Vorzügen auch Schönheit und Anmut vereinigte. Denn die gelehrte oder klassische Bildung war bei den Italienern nicht die Feindin der weiblichen Grazie, vielmehr ist er-

84*

Abb. Unbekannter Künstler

höhte dieselbe. Jacob von Bergamo hebt es von dieser oder jener Frau ganz besonders hervor, daß sie, oft sie als Dichterin oder Rednerin sich öffentlich vernehmen ließ, es gerade „die unglaubliche Ehrenhaftigkeit und Züchtigkeit“ ihres Wesens wie was die Zuhörer bezauberte. So rühmt er das von Cassandra Fedeli und weist er an Ginevra Sforza die Eleganz der Form, die außerordentliche Grazie in jeder körperlichen Bewegung, die gelassene königliche Art und die sittliche Schönheit überhaupt. Dasselbe rühmt er von Hippolyta Sforza, der Gemahlin Alfonsos von Aragon, welche die feinste Bildung, die ausgezeichnetste Beredsamkeit, eine seltene Schönheit und die höchste Schamhaftigkeit des Weibes in sich vereinigte. Was man damals Schamhaftigkeit (pudore) nannte, war wol die Kultur der natürlichen Anmut eines hochbegabten Weibes durch die Erziehung, die durchgebildete Grazie. In hohem Maße besaß sie Lucrezia Borgia. Sie entsprach im Weibe demjenigen, was im Manne der vollständige Anstand des Cavaliers war. Vielleicht wird man nur mit Erstaunen lesen, daß Zeitgenossen an dem verrufenen Leser gerade als eine seiner hervortretenden Eigenschaften die „Bescheidenheit“ rühmten. Unter ihr aber ist eben die Kultur der Persönlichkeit zu verstehen, worin die Bescheidenheit beim Manne, und die Schamhaftigkeit beim Weibe eine wesentliche Erziehungs- und Erscheinungsform war.

In einem Kreise bedeutender und vornehm gebildeter Menschen ein Gespräch stets und geistreich durchzuführen und diesem den Reiz des Klassischen zu geben, indem man Aussprüche antiker Autoren herbeizog, oder über ein gegebenes Thema ein Gespräch in Wechselrede wohl zu verbinden, das galt als der höchste Genuß der Geselligkeit. Es war die Konversation der Renaissance, welche sich später in Frankreich zu hoher Kunst ausbildete. Das schönste und größte Glück des Menschen nannte sie Talleyrand. Der klassische Dialog lebte wieder auf, nur mit dem Fortschritt, daß sich an diesen Unterhaltungen auch edel gebildete Frauen beteiligten. Als Muster solcher feineren Geselligkeit besitzen wir aus jener Zeit den Cortegiano Castiglione's und die Asolani, welche Bembo Lucrezia Borgia widmete. Die Tochter Alexanders gehörte nicht in die Reihe jener klassisch gebildeten Frauen Italiens, denn ihre eigne Bildung scheint sich über das gewöhnliche Maß nicht zu sehr erhoben zu haben. Aber ihre Erziehung war eine für ihre Zeit vollständige. Sie war in den Sprachen, in der Musik, in den zeichnenden Künsten unterrichtet, und noch später bewunderte man in Ferrara die Kunstfertigkeit, mit welcher sie Stickereien in Seide und Gold schön anzufertigen wußte. „Sie spricht spanisch, griechisch, italienisch und französisch, auch ein wenig und ganz gut lateinisch, und in allen diesen Sprachen schreibt und dichtet sie“, so sagte von ihr im Jahre 1510 der Biograph Bayards.

Julia Farnese, welche Infessura als „Konkubine des Papstes“ unter den Hochzeitsgästen im Vatikan bemerkt hatte, machte damals alle Welt von sich und ihrer reden. Dieses junge Weib gab sich einem Greise von sechzig Jahren hin, in welchem sie zugleich den hohen Priester der Kirche zu verehren hatte. Ihr schmählicher Ehebruch ist zweifellos, aber die Motive ihrer Leidenschaft sind rätselhaft. Denn wie mächtig auch die dämonische Natur Alexanders gewesen sein mag, sie mußte dieselbe doch schon viel von ihrer magnetischen Kraft verloren haben. Vielleicht reizte dies junge, eitle Geschöpf, nachdem es der Verführung erlegen war, und das Gefühl der Schande geschwunden hatte, die Vorstellung, das heilige Oberhaupt der Welt, vor dem sich alles in den Staub niederwarf, zu ihren eignen, eines schwachen Kindes Füßen schmachten zu sehen. Der Augenschein freilich liegt nahe, daß die geizigen Farnese die Kuppler der Verbrechens machten. Denn der Lohn der Sünde Julia's bestand zunächst in nichts Geringerem, als dem Kardinalspurpur für ihren Bruder Alessandro. Der innige Verkehr mit Julia, von deren ehebrecherischem Verhältnis zu ihrem Vater sie die tägliche Zeugin war, mußte für Lucrezia, wenn nicht gerade eine Schule des Lasters, so doch eine beständige Berührung mit solchem sein. Konnte sich ein junges Geschöpf von erst vierzehn Jahren in dieser Luft rein erhalten? Mußte nicht das Element von Unsittlichkeit, in welchem sie zu leben gezwungen war, ihre Grundsätze verwirren, ihre Vorstellungen von Moral und Tugend abstumpfen oder verfälschen, und dann auch ihre eigne Natur durchdringen?

Hier wird also auch Gregorovius etwas unsicher. So ganz Engel möchte er Lucrezia doch nicht werden lassen. Nur läuft ihm dabei ein bedenklicher Schnitzer unter. Die Moral ist doch überhaupt eine Milieu-Wirkung. Er nimmt aber offenbar für einen Moment das berühmte immanente Sittengesetz an, das mit dem Menschen geboren wird. Dieses soll unter dem Milieu gelitten haben. Indessen hören wir ihn noch weiter:

Auch wenn nicht die Stimme des großen Predigers zu ihr drang, von dessen Ruf damals Italien widerhallte (gemeint ist Savonarola), konnte Lucrezia aus eigener Erfahrung wissen, daß die Welt, in der sie lebte, ruchlos war. Sie sah um sich her Laster, die sich schamlos enthüllten oder mit Würde umhüllten, Ehrgeiz und Habsucht, die vor keinem Verbrechen zurückbebten, eine Religion heidnischer als das Heidentum, einen kirchlichen Kultus, in welchem jene heiligen Schauspieler, deren Lebenswandel hinter der Szene sie ganz genau kannte, die Priester, die Kardinäle, ihr Bruder Cesar, ihr eigner Vater die Mysterien der Gottheit mit Pomp und Anstand zu vollziehen wußten. Das alles sah Lucrezia, aber diejenigen irren, welche glauben, daß sie, oder andre ihresgleichen, es so sah und beurteilte wie wir heute Lebenden, oder wie wenige damals Lebende von reiner Gesinnung. Denn den Blick der gewöhnlichen Menschen stumpft Erziehung und Gewohnheit für die Erkenntnis des Wahren zu allen Zeiten ab. Zu jener Zeit aber waren selbst die Begriffe von der Religion, vom Schicklichen und Moralischen nicht die heute geltenden. Selbst in den minder lasziven Novellen, deren Welle

630. Die Gattenmörderin Mary Aubery. Englischer Kupfer

Pontifikat mit dem Concubinat begann, und in den wilder obszönen Komödien sind doch immer Ehebruch und die Verspottung der Ehe das herrschende Motiv. Die Heilige wurde die Muse der schönen Literatur der Renaissance. Sie stellte sich direkt neben die Heilige der Kirche, mit ihr um die Palme des Ruhmes zu streiten. Eine handschriftliche Gedichtsammlung aus der Zeit Alexander VI. enthält eine fortlaufende Reihe von Epigrammen, welche erst die Jungfrau Maria und viele heilige Frauen feiern, und dann in demselben Atemzuge ohne Absatz noch Bemerkung Hetären der Zeit verherrlichen. Denn gleich auf die heilige Paula folgt hier das Epigramm Mere trice Ridhina, einer berühmten Kurtisane. Elena dann eine Reihe ähnlicher Art. Die Heiligen des Himmels und die Jungfrauen der Venus werden ohne weiteres neben einander gestellt als berühmte Frauen.

831 Elisabeth von Rußland
Kupferstich von Maurer

Die fragliche Gedichtsammlung ist wohl größtenteils identisch mit den bereits ein halbes Jahrhundert zuvor entstandenen Epigrammen des Antonio Beccadelli aus Palermo. Wenigstens kenne ich daraus das Gedicht auf die schöne Kurtisane Richina aus Flandern, das eine wertvolle Satire auf den Betrieb der damaligen Frauenhäuser ist. Ich glaube, nach allem vorausgehenden Material werden wir uns nicht, wie Gregorovius, darüber wundern, daß Maria und Venus „in demselben Atemzuge" genannt wurden. Die Verehrung beider entspringt der gleichen Wurzel. Bemerkenswert findet sich die Identifizierung von den „wenigen damals Lebenden von reiner Gesinnung" und den „heute Lebenden". Sintemal wie die „gute, alte" Zeit eine bloße Redensart der Erinnerungsfälschung ist, dürfte man wohl auch die Heiligen gegen die Behauptung allzu großer Tugendhaftigkeit — in Schutz nehmen können. — Von dem berühmten Festmahl des Papstes, bei dem fünfzig nackte Hetären in Gegenwart der Lucrezia aufgetreten sein sollen, sagt Gregorovius, daß der betreffende erste Berichterstatter sich auf das „ganze italienische Volk" als Gewährsmann beziehe.

Diese Bemerkung läßt die Quelle jener skandalösen Erzählung selbst erkennen: es ist die Sage im Volk. Sie mochte auf Grund eines wirklichen Festes entstanden sein, welches Cesar in seiner Wohnung im Vatikan gegeben hatte. Er mag dort eine Orgie solcher oder ähnlicher Art veranstaltet haben, doch wer darf glauben, daß Lucrezia selbst, die schon rechtlich erklärte Gemahlin Alfonso's von Este, und schon im Begriff nach Ferrara abzureisen, die lachende Zuschauerin davon gewesen ist?

Endlich meint er zusammenfassend:

Niemand wird glauben dürfen, daß Lucrezia Borgia mitten in der Verderbnis Roms und in der persönlichen Umgebung, welcher sie angehörte, sich fleckenlos erhalten konnte. Aber ebensowenig wird jeder unbefangen urteilende Mensch behaupten wollen, daß sie sich jener ungeheuren Frevel wirklich schuldig gemacht hat. Wenn man der Natur eines jungen Weibes die riesengeschichtliche Stärke zutrauen könnte, deren selbst der durch Verbrechen und in Sünden hart gewordene Mann kaum fähig wäre, nämlich die innere moralische Zerstörung, welche das geschlechtliche der Verbrechen im ganzen geistigen Wesen ausüben muß, hinter der Maske lachender Anmut zu verbergen, so würde man sagen müssen, daß Lucrezia Borgia in dieser Meisterschaft der Heuchelei eine alle Grenzen des Menschlichen übersteigende Kunst besessen hat. Nichts entspricht die Ferrareser so sehr, als die immer heitere Grazie der Gemahlin Alfonso's. Jedes fühlende Weib mag urteilen, ob nicht die Voraussetzung solcher Frevel diese Erscheinung Lucrezia's unmöglich mache, und ob jenes Antlitz, wie es die Denkmünze Alfonso's von Este im Jahre 1502 im Bilde darstellt, das Antlitz der entmenschten Furie im Epigramm des Sannazaro sein konnte.

Der schließliche Appell an das Gefühl der Frauen ist wenig angebracht. Ein Weib wird

632. Katharina II. Gemälde von Levitzky

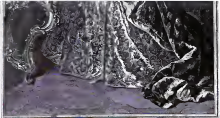
solche Frage immer im gewünschten Sinne des Autors beantworten, sobald die allgemeine Fähigkeit der Frauen zur Tugend in Zweifel gezogen wird. Darin herrscht bei den Frauen vollkommenste Solidarität. Psychologisch liegt die Sache einfach so: das Wunschbegehren der Männer hat den Lucrezia-Typus der Tradition geschaffen. Daß die wirkliche Lucrezia nicht so war, kann absolut als wahr unterstellt werden.

Ich will nun an einem Beispiel, das uns zeitlich näher liegt, die Funktion der erotischen Verleumdung vordemonstrieren. Ich habe da ein seltenes Pamphlet vor mir, betitelt „Petroläsischen

133. Madame Roland
Kupfer nach Bonneville

der Königin von Frankreich Maria Antoinette von Östreich". Man weiß positiv, daß die Tochter der Maria Theresia keine von den Schlimmsten gewesen ist. Ihre Haltung beim fatalen Ende war geradezu heroisch. Im Gegensatz zur Dubarry, die halbtot vor Grauen und kreischend zur Guillotine geschleppt wurde. Das Pamphlet umfaßt ganze 118 Seiten. Ich gebe daraus einige Proben:

„Nichts ist interessanter in der Geschichte als die Thaten der Helden und Heldinnen von jeder Klasse; von jeher wurden sie gesammelt und für eine wahrhafte Nahrung der nützlichen Erkenntnisse angesehen; jeder hat seine Tugenden und seine Laster und jeder ist Held auf eigne Art; der große Verbrecher geht dem größten Manne zur Seite; eben so wird die geistliche und tugendhafteste Frau oft mit wegezunderasten und schamlosesten vermengt. Die Maske, die jeder vornimmt, erregt oft Illusion und bestimmt seinen Ruf. Das Publikum nennt die Helden einen Schurken und den Schurken einen tugendhaften Helden, nennt gleiche Weise tugendhaft und die Tugendhafte eine Tribade .... Und so ist's der Fall mit der Comtesse Dubarry und Maria Antoinette. Die erstere sette alles Wesen und Kennzeichen durch ihre unerhörte und geschmacklose Debauche in Verwunderung; die Publicität, die sie dabei suchte, hatte keinen andern Zweck, als zu zeigen, wie weit die Möglichkeit getrieben werden könnte; gleiche Debauche, gleiches Glühen der Leidenschaft bei Maria Antoinette. Männer, Frauen, alles ist recht, alles behaglich, und ihr übriges Benehmen dabei und ihr Favoriten geben ihrer Aufführung die unbedingte Publicität, als jener ihr Handwerk. Die beiden berühmten Damen schicken sich auch in der Kunst vorzüglich zu betragen und herabzusehen, den sie in Abhang bringen sollten. Ludwig XV war bis zu seinem Tode der ausgemachteste Dupe der Dubarry, die ihr Bette ohne Unterschied mit ihm, dem Bedienten und dem ersten Höfling theilte. Ludwig XVI wird auf die ähnliche Art von seiner Gemahlin hintergangen und herabgewürdigt, aber daß ihr nur ein Schein einer Einbildung einfällt, daß es so seyn könnte .... Maria Theresia, die Mutter unserer Heldin, diese so seltne und über allen Lobsprüchen erhabne Dame, so wie sie ebenfalls auch über alles Vorurtheil erhaben war, besaß die große Kunst, ihre Fehler und Süßigkeiten unter der Maske des Ernstes, der Tugend mit der größten Energie zu verbergen. Ihr Benehmen bei allen Vorfällen ihres Lebens war von der Art, daß sie immer, wenn sie ihr Temperament so weit führte, daß es ihrem guten Namen nachtheilig hätte sein können, eine große That ihrer Schwachheit an die Seite legte. Diese große Kaiserin theilte ihre Fehler ihren drei Töchtern mit, aber sie überließ ihnen keine von ihren Tugenden. Die zu Neapel lebt in einer Publicität ohne Beispiel. Die dritte, die an den Herzog von Sachsen-Teschen vermählt wurde, brachte in das hochzeitliche Bette und an die Seite des redlichsten Deutschen nicht ungezweifelte Beweise ihrer Unenthaltsamkeit, und bloß diesen traurigen Umständen hat sie diese Vermählung zu danken .... Die Dubarry, diese wegen ihres Trunks und ihrer Debauche so berüchtigte Courtisane saß auf dem Throne der Bourbonen. Aus den Armen der Lakaien, der Laufer und der Savoyarden stieg sie, als erste Stufe, in die Arme des Grafen Dubarry, eines der verächtlichsten und verachtetsten Menschen und von ihm in die Arme des Königs. Eine Creatur, die nicht des Lebens werth ist, die den guten Ludwig zu Zeiten, Intrigen, Ungerechtigkeiten und Niederträchtigkeiten verleitete, und ihn zum völligen Sardanapal machte. Dieses Ebenbild des menschlichen Geschlechts mit Hilfe einiger eben so verabscheuungswürdigen Höflinge als sie selbst, eines Richelieu, Fronsac, Aiguillon, Villeroi, Maupeou und anderer, deren Namen meine Feder verschweigen wurde, hatte das Ruder der französischen Monarchie in den Händen .... Die Dauphine machte den Herrn Dobst Mine, den Graf Artois an sich zu ziehen, worauf am gehörigen Ort geredet werden soll. Sie machte also damit den Anfang, alle ihren Eltern vom Hofe zu verbannen und anstatt des steifen und respektablen Ceremoniells, das die verstorbene Königin eingeführt, die einzige gute That, welche die Prinzessin verrichtet hat, eine vollkommene Freyheit einzuführen. Sie umringte sich bald an den lebhaften Künsten ihres Gemahls, und teils aus natürlichem Geschmack als aus Neigung zur Abwechslung, überließ sie sich den unnatürlichen Begierden und Zärtlichkeiten ihrer Hofdamen. Antoinette verzweifelte schon den Herrn, schwanger zu werden; dieses war



Marie Princesse de Pologne
Reine de France & de Navarre

Eine Herrscherin im Staatskleide

Kupferstich von J. Daullé nach dem Gemälde von L. Tocqué

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind „Die Weiberherrschaft"

Albert Langen, München

der wesentlichste Punkt in der Instruktion, die ihr ihre erfahrene Mutter die Kaiserin erteilte, als sie von Wien abreiste. Zu diesem Absicht ließ sie ihren Gemahl alle Kräfte zusammennehmen, allein sie waren so unzureichend als schwach. Man mußte also seine Zuflucht zu einem Geliebten nehmen. Sie wollte sich nicht zur dieser Zeugungsmaschinen herablassen, es sollte ein hübscher liebenswürdiger Mann sein, kurz ein Mann von Kräften, auf den man sich ebensowohl verlassen konnte und sie, wenn etwa diese Aventüre bekannt würde, daß sie nicht ihren Untergang beförderte. Sie wagte es nicht über diesen wichtigen Gegenstand allein Beschluß zu fassen und schickte also einen geheimen und sichern Courier nach Wien ab, da sie sich dem General Mercy nicht anvertrauen wollte, der ihr wenig Vertrauen eingeflößt hatte und mit welchem sie auch so lange Conferenzen nicht halten konnte. Der Courier kam zurück und brachte die Antwort des kaiserlichen Orakels und hier ist sie wörtlich: „Da ihr Geschmack an dem weiblichen Geschlecht findet, meine theure Tochter, so könnt Ihr ihm schon folgen; allein es muß mit Standhaftigkeit, Müßigang und Zurückhaltung geschehen; die erste dieser Tugenden bewahrt Eure Ehre und die letztere Eure Gesundheit, weil ersteres sich selbst schwächt und abnutzt als dieses Verderbe. Euer Gemahl kann und vermag Euch nicht Mutter zu geben. Ohne Zweifel seid schicken, denn eine unfruchtbare Königin ist ohne Ansehen und Stütze; aber das Uebel ist nicht ohne Heilmittel. Ihr werdet es also machen müssen, wie ich und Euch einen Werkmeister suchen, wie ich es an dem Prinz Carl gewählt habe; er war groß, schön, jung und besonders kraftvoll; wählt unter den Hofleuten, die Euch am nächsten sind, diesen Vorfall, wie er sich auch zutrage, kann sie nicht verunreinigen, er wird eine Stütze mehr für Euch sein; in diesem Fall werdet Ihr glücklicher sein als ich; jedermann wußte meine Galanterien und ihre Wirkungen, die Tochter Maria unbekannt bleiben, wenn Ihr sie sorgfältig mit dem Mantel Eurer Leidenschaft für das weibliche Geschlecht bedeckt; aber ich wiederhole es, meine Tochter, verschwiegen!" Der Rath wurde befolgt und auch, ausgenommen Diskretion und Standhaftigkeit, ereignete sich, wie es die theure Mutter angeordnet hatte. Die Zärtlichkeiten der Königin gegen die verdächtige Guemene waren von der Beschaffenheit, daß die feinsten Hofleute eine lange Dauer ihrer Herrschaft prophezeihen konnten. Ein Zusammenkommen jagte das andere und Zusammensein von zwei Stunden im geheimen Kabinet war immer noch nicht hinreichend, die brennende Hitze abzukühlen; auch öffentlich in Gegenwart der Kammerfrauen sahen sich schlüpfrigsten Caressen an. So groß die Liebe indessen war, so erlosch sie dennoch und war nichts mehr als eine Liebschaft in einer Garnison. Der Graf kam von seinem Regiment zurück und die Prinzeß von Guemene machte ihm Platz. Der Winter dieses Jahres war außerordentlich stürmisch. Bälle bei Hofe, in der Oper, Spiel und üble Soupers und Schauspiel beschäftigten den ganzen Hof. Da bald man überzeugt war, daß die Königin dem männlichen Geschlechte etwas geneigt war, so suchten sich die Herren am Hofe den Rang abzulaufen. Der fade und wunderbare Marquis von Laval glaubte sich einige Augenblicke in Gunst; allein er ward ein Opfer der Abwechselung. Dillon war auf den Hefen und konnte nicht mehr als das Moral wichtig machen; es mußte abgewechselt und die Liebschaften in alten Betracht besser gewählt werden. Einfalt und Aufführung waren diesen Winter über bis zur Ausschweifung übertrieben und die Königin betrug sich mit einer so ungezwungenen Freiheit, daß die Pagen am Hofe sich berechtigt glaubten, ihr Vorstellungen zu machen. Endlich krönte der Erfolg die Wünsche der Antoinette. Sie hatte lange Zeit mit Liebschaften nach Geschmack und Leidenschaft gewechselt, weil sie glaubte, durch dieses Mittel die Herrschende zu verbergen. Endlich war sie schwanger. In der That ein Gegenstand aller Aufmerksamkeit werth. Der ganze Hof war bei diesem Erfolg interessirt. Monsieur und Madame (Graf von der Provence) der Graf von Artois und Gemahlin sahen die Sache nicht als Scherz an. Jedes hatte seinen Antheil und die arme Antoinette mußte gewaltig herhalten. Ein jeder veranlaßte über diese Schwangerschaft, die Damen, die sie gehabt hatte, und die der Meinung gewesen waren, daß sie einzig ihrem Geschlecht ergeben wäre, konnten es ihr nicht verzeihen, daß sie einen Geliebten gehabt hatte. Das ist so nach dem Glaubensbekenntniße der Damen solches Geschlecht. Man suchte nun noch den Helden. Er war leicht zu finden; man nannte den Duc von Coigny und alle Muthmaßungen

834. Théroigne de Méricourt. Anonymer Kupfer

635. Gräfin Lichtenau. [illegible]

enthüllten ihm diese Ehre. Dieser sehr wohlgebildete liebenswürdige Mann von sehr feinen Sitten und einem ungemein behaglichen Benehmen, dessen viel sprechende Augen und blühendes Gesicht ihm vor dem ausgemergelten Dilon unendlich mehr Werth ertheilten, hatte vor einiger Zeit die Blicke der Königin fixirt, er hatte sich mit der größten Bescheidenheit betragen und seine Zurückhaltung hätte ihn gewiß nicht zur Ehre gestellt, wenn es nicht ihr erlangtes Benehmen gethan hätte. Man bestimmte den Ort, erkorte die Stunde, den Augenblick aus in welcher die Schwangerschaft bewirkt werden sollte; man erinnerte sich an einen Opernball, bey welchem sie in einer grünen Kappe maskirt erschienen und verschiedene Damen mit ihrem Gefolge in gleichen Masken habe auftreten lassen. Der Duc befand sich allein in einer Loge im zweyten Rang. Durch Hülfe der gleichen Verkappung versichert sich Antoinette unter ihrer Begleitung, sie mischt sich unters Gedränge und eilt nach der bestimmten Loge. Ihr Gefolge vermißt sie einige Minuten darauf, man ist unruhig, sucht sie, begegnet ihr, da sie eben aus der Loge tritt und findet sie von dem vorgegangenen Auftritt so erhitzt, daß sie fast ohnmächtig auf die Treppe hinsinkt. Eine Dame bemerkt diesen Verfall in ihrer Schreibtafel, die Schreibtafel circulirt und alle Hofdamen sind ihrer Sache so gewiß, als ob sie mit goldnen Buchstaben eingezeichnet wäre. Die Schwangerschaft der Königin avancirte, ungeachtet der Gewißheit, mit der man den Urheber angab, so gab man dem längst gewünschten Kinde noch mehrere andere Väter. Der König allein aber freute sich von ganzem Herzen und schien als sey er der sanfteste Ehemann; der Herr des Schlosses zu Versailles gefiel sich selbst in seiner nahen Nachkommenschaft, und alle Höflinge erzählten von der Thorheit des sich dafür haltenden Papa's. Madame (Gräfin von der Provence) bekannt als Intrigantin und die auch ihre Schwägerin über den Grund durchschaute, ließ sich nichts weiß machen. Sie unterrichtete ihren Gemahl von der Sache und dieser zeichnete den sonderbaren Vorgang in die Sammlung der geheimen Annalen der Regierung seines älteren Bruders, und den Verfassenden seines Kabinetts, selbst seiner Schmiede. Die aber kein Schlüssel des Volkes ist, wo aber diese Reihe sichtbar werden, um darunter die Liebhaber seiner Frau zu sorgen und sie über das Thal zu befördern. Dieses geheime Werk des gelehrtesten Polygraphen seines Jahrhunderts wird dereinst die Zierde seiner Bibliothek seyn, so wie es bereits der Lobspruch seines Verstandes und seiner Kenntnisse ist. Die Geburtsarbeit der Königin war lang und schmerzhaft; sie war sogar einige Augenblicke in Gefahr. Vermont der Accoucheur, der für einen Ignoranten gehalten wird, rettete sie durch eine Aderlaß, die er gegen das Gutachten der Facultät verordnete. Liebhaber und Liebhaberinnen waren niedergeschlagen. Dilon war untröstlich, Coigny ließ sich nicht sehen, Vaudreuil war abwesend gewesen, bloß drey Höflinge waren selbst so eingenommen vor einem Glück welches für sie die traurigsten Folgen hätte haben können. Besonders war der Duc von Coigny dem das Publikum die Ehre der Vaterschaft zutheilte, mehr als einmahl bleich worden, da er die Herrlichkeit der lächerlichen Freude sahe, welche der König zeigte, als er das Kind, das eben geboren worden, aus Vermond's Händen nahm und ihm hiernach weiter dem Heinrich dem vierten, dem er immer ähnlichen Helden nachahmen, den er für seinen Vater hielt und dem er ähnlich zu seyn vorgibt, weil das französische Publikum, das ihn in einem Augenblick von Wuth und Schmeichelei, diese so sonderbare Vergleichung gemacht hat, er zeigte das Kind der Versammlung mit der größten Gemächlichkeit, und indem er sich zum ersten Parlamentspräsidenten wendete, sagte er: „seht mich an, mein Herr, und sagt ob das Mädchen nicht wie mir ist."

Dies Pamphlet, entstanden am Vorabend der Revolution, aber nur zeitlich und nicht kausal mit ihr zusammenhängend, verrät sich auch dem Ungeübten leicht als das, was es ist: ein bartlüftischer Akt mit schäbigen Mitteln. Wäre es gegen eine Privatperson gerichtet, so würde man's „anonymen Schmähbrief" nennen. Ich habe auf Seite 230 den Fall eines Gymnasialprofessors angeführt, bei dem sich diese brutale, mit Feigheit komplizierte Gefühlsnote gegen die eigene Braut richtete, was den ausschließlich erotischen Charakter der Handlung klar hervorgehen läßt. Da die Idee in der Erotik immer wesenhafter ist als die Tat, so sind die Vorwürfe mit

tatigen Phantasien auch bedeutend häufiger, als die Linien- und Skizzenstift im Gewühl der Straße. Die unsaubere Qualität ist die gleiche. Es ist ein Unterschied, ob einer Person Eigenschaften angedichtet werden, die sie ins Typische und vermehrt Reizausstrahlende erhöhen, oder ob die bloße Absicht der Herabsetzung oder Beschmutzung vorliegt, die einzig dem Urheber zu einem ebenso heimlichen wie gemeingefährlichen Genuß verhilft. Der Dramatiker Sardou hat seine Theodora mit Zügen ausgestattet, die eigene Erfindung sind, aber diese Erfindungen quellen aus der Lebenskenntnis des Typischen am Weibe. Die Figur wird menschlich erhöht. Unser Pamphletist dagegen kann die Marie-Antoinette nicht im Staatskleid sehn (Abbildung 637), ohne daß es ihn juckt, aus dem Hinterhalt mit Unflat zu schmeißen. Er ist offenbar immer dabei gewesen. Hat das Licht gehalten. Und hinterher die Flecken auf dem Laken untersucht. Der Mann hat hundert Jahre zu früh gelebt, er hätte heut ein Spekulanten sein können, der seinen Zeitungsherren jeden Dreck hoch appretiert, auch wenn er warm ist. Von Frankreichs letzter Königin des 18. Jahrhunderts berichtet gegensätzlich ein Zeitgenosse: „Marie Antoinette behauptete auch während ihrer siebzehnwöchentlichen Gefangenschaft in der Conciergerie auf dem harten Strohlager eben die Würde, welche sie in den goldenen Gemächern von Trianon bewiesen hatte, und sie gewährte ihren Peinigern nie die boshafte Freude, sie unter der Last ihrer unsäglichen Leiden kleinmütig erliegen zu sehen. Am herrlichsten triumphierte sie über ihre Feinde während des Verhörs, wodurch man sie am tiefsten zu demütigen gedacht hatte. Sie antwortete auf alle Fragen mit einer solchen Ruhe und Ordnung, mit einem solchen Gefühl ihrer Größe, daß ihre schändlichen Ankläger und Richter verstummen mußten, und den übrigen Anwesenden Tränen der höchsten Bewunderung und der innigsten Rührung ablockten. An ihrem Todestage gab es nur zwei Augenblicke, wo sie bewegt wurde, ohne sich im geringsten zu erniedrigen. Sie hatte erwartet, daß man sie, wie den König, in einer Kutsche nach dem Richtplatz bringen würde. Als sie daher den ekelhaften Karren erblickte, errötete sie und wischte sich die Augen. Auf dem Karren selbst blickte sie so ruhig umher, als wenn sie eine Lustfahrt machte. Nur dann, wenn die nach ihr geworfenen Steine zu dicht umherflogen, hielt sie das Schnupftuch vor das Gesicht. Auf der Guillotine brachte sie den Scharfrichter durch ihren Blick so aus der Fassung, daß er unwillkürlich den Hut abnahm, und eine tiefe Verbeugung machte. Durch denselben Blick bewirkte sie es, daß das Schimpfen und Fluchen, was bis dahin beständig fortgedauert hatte, eine kurze Zeit aufhörte. Aus dem Fehler der an-

638. Lebende Bilder. Karikatur von Rowlandson auf die Hamilton

85*

weiblichen Höflichkeit wieder gut zu machen, riß der Scharfrichter der Königin das Halstuch mit großer Langsamkeit ab. Der nichtswürdige Pöbel erhob hierbei ein lautes Freudengeheul. Weder die Grobheit des Henkers noch die Wildheit der hinrichtungswürdigen Zuschauer brachten die geringsten Veränderungen in ihren Mienen hervor. Als aber der Scharfrichter ihr auch die Haare abriß, die vor Gram grau gewordenen Haare abschnitt, da siegte der Schmerz über die Natur, und die Königin fing an zu weinen. Die Tränen der großen Dulderin erzeugten eine heilige Stille, die so lange anhielt, bis der Nachrichter ausgewütet hatte."

Geschichtliche Spiegelbilder zu entwerfen, erfordert einen breiten Raum. Aus dem Mosaik des Drum und Dran schmelzen erst die Figuren recht ineinander. Ich bin mir dessen bewußt, daß ich auf den paar Seiten, die mir noch bleiben, nur zerschlagene Scherben darbieten kann, an denen sich zwar die Qualität des bildenden Gestirns erkennen läßt, aber nicht mehr die einzelne Gestaltung. Im Anschluß an die Abbildungen, die dies Kapitel enthält, möchte ich zunächst noch auf den eigenartig robusten Typus hinweisen, den die Zarinnen des 18. Jahrhunderts repräsentierten. Eine umfangreiche Geschichte ihrer Zeit, die auch dem erotischen Charakter gerecht würde, ist noch nicht geschrieben worden. Bernhard Stern hat eine sehr schätzenswerte Materialsammlung über russische Kultur veröffentlicht, aber sein Buch ist erfüllt von einer gewissen Voreingenommenheit gegen das lebensfreudige Weib überhaupt, und seine Kritiklosigkeit geht so weit, daß er die Mémoires d'une danseuse russe, ein rein pornographisches Phantasieprodukt, als authentische Originalquelle nimmt. Diese geringe Gewissenhaftigkeit, die sein Buch mit jedem Wust vollstopfte, wofern er nur sexuellen Geruch hatte, bringt es natürlich mit sich, daß auch er sich mit entrüsteten Fragezeichen über das entstehende Zerrbild der Sittlichkeit lustig macht. So ist es schwer, über russische Verhältnisse einen Durchschnitt der Wahrscheinlichkeit zu gewinnen. Auch die französischen Romane des 18. Jahrhunderts sind oft von Männern geschrieben, die im östlichen Nachbarreich nicht die erhoffte Karriere machten und nun hinterher mal ordentlich auspackten über asiatische Barbaren und dergleichen. Einem nahmen die Russen, bevor er die Grenze wieder überschritt, das Manuskript aus dem Koffer, das hinderte ihn aber nicht, nach der Erinnerung vier Bände daraus herauszugeben.

Elisabeth (Abbildung Nr. 631) scheint die stärkste sinnliche Anreicherin in der Reihe der Regentinnen gewesen zu sein. Sie war nach russischer Auffassung ein schönes Weib, weil ihre Korpulenz nichts zu wünschen übrig ließ. Man sieht das wohl an unserm Porträt, noch besser ist es auf den Münzen und Medaillen der Zeit zu erkennen. Sie liebte es, auf den zahlreichen Bällen, die sie gab, in Männertracht zu erscheinen, um die üppigen Formen ihres Unterkörpers recht zur Geltung zu bringen. Katharina II. erzählt in ihren Memoiren sogar, daß alle Damen in Männerkleidung und alle Männer in Frauentracht erscheinen mußten. Dies ist ein recht deutlicher Ausdruck des gynäkokratischen Charakters der herrschenden Schicht. Denn nicht nur die Regentin glaubte sich den Männern überlegen, auch die andern Damen der Gesellschaft fühlten sich gedrungen, sie nach Kräften nachzuahmen. Überhaupt macht diese ganze Epoche den Eindruck, als sei ein primitives Volk mit Mutterrecht in der oberen und Sklaverei der unteren Klasse plötzlich in europäische Kleidung gesteckt worden. Man weiß mit den fremden Äußerlichkeiten nichts rechtes anzufangen und übernimmt sich an ihnen. Fünfzehntausend Kleider und entsprechend viel Unterzeug sollen beim Tode Elisabeths in ihren Schränken vorhanden gewesen sein. Sie chauffierte sich beim Ball wie eine Dorfschöne und wechselte dreimal die durchgeschwitzte Wäsche. Die neueste Mode mußte für sie allein reserviert bleiben, damit sie alles überstrahlte. Die Lopuchin fiel ja aus dem Grunde

437 Marie Antoinette im Staatskleid. Zeitgenössischer Kupfer von W. J. Nagel

538. Die Kanonenkönigin. Englische Karikatur auf die Selbstherrscherin

von der Knute haben zerfleischen lassen, weil sie sich anmaßte, ebenso schön wie die Kaiserin sein zu wollen. Im Namen Elisabeths sollen innerhalb von zwanzig Jahren sechzigtausend Menschen nach Sibirien verschickt worden sein. Aber das darf man nicht auf ihr persönliches Konto setzen. Sie drückte sich, wo es ging, von den wirklichen Geschäften der Regierung, und es verstrich manchmal geraume Zeit, bis sie in ihren mannstollen Amüsements einige Minuten für notwendige Unterschriften übrig hatte. Außerdem waren die Herrschenden bestrebt, Sibirien zwangsweise zu kolonisieren, und jede Gutsherrschaft hatte das Recht, Leibeigene auf einfache Anordnung hin und ohne jegliches Gerichtsverfahren nach Sibirien abzuschieben. Elisabeths Verhältnis zu den Männern glich ganz den Beziehungen, die eine westafrikanische Fürstin unterhält (vgl. Seite 561—570). Rasumowski, der Sohn eines Kosaken, schmeichelte sich durch seine schöne Stimme in ihr Herz, wurde ihr heimlich angetrauter Mann, Vater mehrerer ihrer Kinder, Generalfeldmarschall und deutscher Reichsgraf. Aber im übrigen blieb er nichts als ihr „bevorzugter Sklave", der seine Gemächer neben den ihrigen hatte und das Aus- und Eingehen der Inne-Habenden mitansehen durfte. Elisabeth war, anders als die zweite Katharina, gänzlich physisches Genußweib. Nie hat sie den Versuch gemacht, mit dem männlichen Geist in wetteifernde Diskussion zu treten. Daher ist ihr auch niemals ein Potemkin über den Kopf gewachsen. Die Männer waren für sie reiner Gebrauchsgegenstand. Sie verfuhr mit solchem Mangel an Scham (vgl. Seite 574), daß sie ihren Kammerdiener Tschulkow am Fußende ihres Bettes schlafen ließ, ob sie nun die Nacht allein verbrachte oder nicht. Das erinnert an das Milieu der Kalorina und Theodora.

Ihre Nachfolgerin Katharina, eine Stettinerin, war von anderer Rassenmischung. Sie besaß geistigen Ehrgeiz und war daher den Männern gegenüber nicht so unbefangen weiblich-machtvoll wie Elisabeth. Es konnte sie schmeicheln, mit dem schwatzhaften Gorilla Voltaire auf französisch epistelen zu dürfen. Deshalb drängte sich auch alles an sie heran, was Anspruch auf esprit zu haben glaubte. Aus den Memoiren Casanovas ist bekannt, daß dieser abenteuerliche, aber spezifisch männliche Kopf, nachdem er Europa abgegrast hatte, nichts besseres zu tun wußte, als Katharina vor die Augen zu treten. Indessen zur ungünstigen Stunde. Katharina war genügend versorgt. Ihre Umgebung war stets bemüht, jede entstehende Lücke sogleich wieder mit einem passenden Individuum auszufüllen. Besonders Potemkin, der in Wirklichkeit lange das Reich regierte, verstand sich darauf, junge Leute zu präsentieren, die hübsch und zugleich dumm waren,

denn nur ein Klügerer konnte seiner Stellung bei der Kaiserin gefährlich werden. Diese Gruppe von Beischläfern wurde als bloßes Lustinstrumentarium behandelt. Der Leibarzt untersuchte die Kandidaten genau, und danach gab noch eine der besten Éprouveuses Madame Protasow oder Madame Branicka ihr Gutachten ab. Dann erst durfte er zu allerhöchstem Wohlgefallen funktionieren. Die ins Männliche pfuschende Art Katharinas brachte es mit sich, daß sie ihren jeweiligen Liebhaber, wenn sie ihn über hatte, nicht einfach wegwarf, sondern sie nobel ablohnte, wie nur immer ein vornehmer Grandseigneur der galanten Zeit. Ein gewisser Helbig hat einen Katalog der „russischen Günstlinge" mit genauen Preisangaben veröffentlicht. Die russische Regierung bemühte sich s. Z. vergeblich, die Drucklegung dieses Buches zu verhindern. Was kein Beweis für die Exaktheit der Angaben ist. Ich habe davon mehr den Eindruck eines sachlich erscheinen wollenden Pamphlets. Aber immerhin ist sicher, daß die „Günstlinge" sehr reichlich unterhalten wurden, und daß sie beim Abschied mehrfach kolossale Ländereien mit den dazu gehörigen „Seelen" zum Geschenk erhielten. Eine Reihe von bedeutenden Adelsfamilien Rußlands stammt von diesen Bevorzugten ab. Man hat die noble Gesinnung Katharinas öfters herausgestrichen, aber es muß doch betont werden, daß ein derartiger Zug eigentlich mehr eine männliche Eigenschaft ist, während machthabende Weiber die Objekte ihrer anfänglichen Gnade und schließlichen Ungnade in der Regel anders behandeln. Katharina war eine imposante oder besser umfangreiche Erscheinung. Unsere Abbildung Nr. 632 stellt sie in einer männlich wirkenden Uniform und in ziemlich vermännlichter Schönheit dar. Ihr politischer Ruhm und die bissige Redensart des weiberfeindlichen Friedrich II. von der „Semiramis des Nordens" haben ihr einen stärkeren gynäkokratischen Namen gemacht, als der Elisabeth. Was aber im sexualpsychologischen Sinne nicht zutrifft. Indessen ist ihr das

639. Madame Fitzherbert und Georg IV. [illegible]

690. Frau von Staël. Anonyme Lithographie

weiberherrschaftliche Prinzip und die geradezu antike Verklärung des Volkes unter ihrer Regierung noch zu. Der einundachtzigjährige General Münnich, den Elisabeth gleich bei ihrer Thronbesteigung nach Sibirien verschickt hatte, durfte, ohne sich lächerlich zu machen, der Großen Stroganowa folgendes billet doux schicken: „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen, und es gibt keine Stelle Ihres entzückenden Leibes, auf die ich nicht voller Bewunderung die heißesten Küsse drückte. Der zärtliche Greis.“ Es ließen sich von den Damen der Gesellschaft und von den anderen russischen Regentinnen Katharina I., Anna Iwanowna, Anna Leopoldowna, sehr viele charakteristische Züge erzählen, doch verdienen die Quellen niemals dasjenige Vertrauen, das für eine individuelle Berichterstattung nötig ist. Sacher-Masoch, der ja Historiker war, hat diese Nachrichten mit Vorliebe in seinen Novellen benutzt, woraus man auf ihre spezielle Färbung schließen kann.

Unter allen maîtresses de France zeigt die Gestalt der Dubarry den reinsten geschlechtlichen Typus im sexualpsychologischen Sinne. Sie war für den in vorgerückten Jahren befindlichen und stets „vielgeliebten“ König eine Offenbarung, weil sie weder von seinem Glanze eingeschüchtert noch bemüht war, ihm zum bloßen Gefallen eine mehr oder minder einstudierte erotische Rolle zu spielen. Ihre Ungeniertheit und ihr abseits von allen politischen Intrigantum rein aufs Genießen gerichtetes Interesse entsprachen offenbar einer heimlichen Sehnsucht Ludwigs XV. und feßselten ihn an sie, daß er bis zu seinem Lebensende unablässig und leidenschaftlich von ihr erfüllt war. Ihre Herkunft war nicht standesgemäß und die Mitwelt hat sich beeilt, ihr in dieser Beziehung das gehörige Relief zu geben. Die bekannten Wände, die Ohren haben, wußten von ihrem Aufenthalt in den Salons der Kupplerin Gourdan zu erzählen, und für die übliche fahrlässige Berichterstattung der Historie ist sie kurz und gut eine „öffentliche Dirne“. Die Quellen dieser so bestimmt auftretenden Behauptung sind zeitgenössische Couplets, wie folgende, über deren anonyme Tendenz kein Zweifel sein kann.

Quelle merveille! Une fille de rien, Une fille de rien, Quelle merveille! Donne au roi de l'amour, Est à la cour! Elle est gentille, Elle a les yeux fripons; Elle a les yeux fripons, Elle est gentille! Elle excite avec Art Un vieux Paillard.	En maison bonne Elle a pris des leçons, Elle a pris des leçons En maison bonne, Chez Gourdan, chez Brisson; Elle en sait long. Que de postures! Elle a lu l'Arétin, Elle a lu l'Arétin, Que de postures! Elle sait en tous sens Prendre les sens.

Eine königliche Sitzgelegenheit. Englische Karikatur auf den Prinzen von Wales

Anfang des 19. Jahrhunderts

Le roi s'ennuie
L'Ange le beau talent!
L'Ange, le beau talent!
Le roi s'écrie:
Encor sautez-y ceu
Faire un cocu.

Viens sur mon trône
Je veux te couronner
Je veux te couronner
Viens sur mon trône:
Pour sceptre prends mon V
Il vit, il vit!

Die Baronin Krüdener. Porträt von Lange

Pidansat de Mairobert, ein vielbeschäftigter Memoirenschreiber der Zeit, hat 1755 ein anonymes Buch über die Gräfin Dubarry herausgebracht, das er aber kläglich als „Anecdotes“ bezeichnet. Abgesehen von Rechnern, gewährt es immer noch die verhältnismäßig beste Orientierung. Er erwähnt darin die ungewöhnliche Anspruchslosigkeit der offiziellen Maitresse, die ganz im Gegensatz zu den früheren Inhaberinnen dieses Postens für sich und ihre Familie keinerlei Vorteile herauszuschinden versuchte. Er betont auch, daß ihr der König von sich aus keine außergewöhnliche Dotierung zukommen ließ, und zieht dies Moment zur Erklärung der Tatsache heran, daß die fanatische Leidenschaft des Königs als unwürdig, daß er sie mit den Augen förmlich verschlang und als ohne sie sein mochte. Dieser Erklärungsversuch ist verkehrt, bestätigt aber die Faszination. Auf Geld kannte es Ludwig XV nicht ankommen; damit hat er zeitlebens so gewirtschaftet, daß er dem Staat eine Schuldenlast von vier Milliarden Livres hinterließ. Die Anbetung, die der König trieb, geschah vor Zeugen ebenso wie im Geheimen. Einmal entfiel der Dubarry in großer Gesellschaft irgend ein Gegenstand, sie bückte sich hastig, um ihn aufzuheben und beugte zu dem Zweck ein Knie zur Erde. Der König aber kam ihr dennoch zuvor und rief, ihr zu Füßen liegend: „Madame, wie kommt es zu, diese Stellung einzunehmen, und zwar mein Leben lang!“ Eine so offizielle Galanterie war damals schon etwas Besonderes und das übliche Maß weit übersteigend, muß also auf Individuelles zurückgeführt werden. Willette hat den Charakter der ganzen Beziehung richtig erfaßt, wenn er in einer Zeichnung des „Courrier Français“ (Abbildung Nr. 475) die Dubarry rufen läßt: „Tiens, la France, ramasse ma pantoufle!“ Nur ist dieser Ludwig XV zu jung gezeichnet. Die nonchalante Ausdrucksweise erinnert an das Benehmen der Lola Montez, die bei Einkäufen in Münchener Geschäftshäusern den König als „mon Louis“ bezeichnete. Es wird auch erzählt, Ludwig XV habe einst im Zimmer der Dubarry, die immer lange im Bett lag, selber den Kaffee bereitet, um ihn ihr zu servieren. Dabei gab er nicht Acht, und der Kaffee kochte über. Die Dubarry aber rief in unverfälschtem Pariser Tonart: „Eh! la France, prends donc garde, ton café fout le camp!“ Dies berichtet ein Zeitgenosse, den ich als sehr zuverlässig befunden habe. Es ist aus vielen Parallelfällen begreiflich, daß eine derartige Ungeniertheit auf den König stark wirken mußte. Einmal brachte ein Notar einen Kontrakt zum Unterzeichnen, als die Gräfin noch zu Bett lag. Der päpstliche Nuntius und der Kardinal de la Roche-Aymond waren bei diesem lever zugegen. Sie stritten sich, ihr jeder einen Pantoffel anzuziehen. Der Natur

tuschte die Szene sofort auf, und ganz Paris erweiterte sie noch am selben Tage dahin, die beiden hohen Geistlichen hätten sich für ihren Dienst durch einen indiskreten Blick „schadlos“ gehalten. Man sieht, was nicht anstößig ist, wird anstößig ausgelegt. Die Menschheit braucht offenbar die Anstößigkeit wie's liebe Brot. Ich habe noch eine Reihe von Beweisen erotischer Natur hinter mir, die die Diagnose auf sogen. Masochismus Ludwigs XV. aufs vollkommenste rechtfertigen. Ich kann sie aber an dieser Stelle nicht wiedergeben. Nur noch ein Beispiel, daß auch die Umgebung der Gräfin auf der gleichen Stufe blieb. Ein sehr vornehmer Herr, der Duc de Trésmes, schätzte sich glücklich, die Dubarry mit seiner etwas verwachsenen Gestalt amüsieren zu dürfen. Als er sie eines Tages nicht zu Hause antraf, hinterließ er die Visitenkarte: „Le Sapajou de Madame la Comtesse Dubarry est venu lui rendre ses hommages et la faire rire!“ Sapajou ist ein familiärer Ausdruck für Affengesicht, um es nicht deutscher zu sagen. Zum Portrait der Dubarry vergleiche man noch den Kupfer von Bonnet (Abbildung Nr. 626) und die bereits besprochene Tiefdruck-Beilage „Eine königliche Herrin“.

Die verwandteste Erscheinung des 19. Jahrhunderts ist die ewig mit der Reitpeitsche fuchtelnde Lola Montez, die den braven Bierphilistern Münchens gehörig die Hölle heiß gemacht hat. Einer ihrer vielen Sklaven war der Partizipien-Dichter Ludwig I. von Bayern. Sein „Masochismus“ ergibt sich deutlich aus den Dokumenten, die man in der Monographie von Eduard Fuchs (Ein vormärzliches Tanzidyll) gesammelt findet (vgl. auch Abbildung Nr. 648). Ich kann mich daher

642. Allerhöchstes Wettrennen. Englische Karikatur auf die [illegible]

kurz fassen. Lola war entschieden eine hervorragende Schönheit (vgl. den Kupfer Nr. 647), was von den bisher besprochenen Damen nicht in derselben Weise behauptet werden kann. Der populäre Auffassung meint, daß die „Schönheit" des Weibes faszinieren, und die Volksmeinung ist deshalb so oft verwundert, wenn sie an einem bemerkenswerten Fall von Faszination von dieser erwarteten „Schönheit" nicht viel zu entdecken vermag. Ich hatte deshalb ursprünglich im Sinne, eine Galerie von Schönheiten, denen man aus dem Leben keinerlei Faszinatum nachsagen kann, neben eine solche von faszinierenden Weibern zu setzen, denen man wiederum die geringste Schönheit nicht nachsagen kann. Aber die leidige Tatsache der ewigen Retusche und mancher Geschmacksverirrung verteilte diese Absicht. Es hätte sich aus dieser Gegenüberstellung ergeben, daß die Faszination hauptsächlich von inneren Eigenschaften ausgeht. Was die gesamte Körperlichkeit anlangt, und nicht bloß das meistens allein berücksichtigte Gesicht, so verweise ich auf meine Ausführungen über erotisches und ästhetisches Schönheitsideal (Seite 53—72).

643. Mrs. Clarke die Ämterhändlerin
Englisches Kupfer

Nur um die Wirkung zu zeigen, die Lola in den Männerherzen angestiftet hat — sie ist erst neuerlich wieder erfolgreich auf die Operettenbühne gebracht worden — will ich einige Stellen aus einem Pamphlet anführen, das 1849 ein gewisser Papon losgelassen hat:

Wie überall, so auch in Warschau, war sie gleich nach der ersten Vorstellung, ihrer seltenen Persönlichkeit halber, das Tagesgespräch der Bewohner der ganzen Stadt. Was Wunder? sie hatte ein Knieband, das ihr während des Tanzes abgefallen, aufgenommen und unter die Herren auf dem Parterre geworfen, die sich darum rissen und einzelne Stückchen als heilige Reliquien aufbewahrten. Ja, die Schwärmerei ging so weit, daß man Lola an der offenen Tafel um ihre Bänder bat, und daß man diese dann mit einer goldenen Schere in zahllose kleine Stückchen zerschnitt und sie für bedeutende Summen versteigerte, um von ihren vornehmen Anbetern in brillanten Herzchen auf der bloßen Brust getragen zu werden. „Der Champagner wurde aus dem Schuhen getrunken", meldet weiter eine Korrespondenz, welche der Nordischen Biene in Petersburg zugegangen ist, „die sie eben trug, und hätte sie jedem, der sie um eine Locke bat, auch nur den tausendsten Teil eines Haares gegeben, so wären all ihre schönen schwarzen Flechten längst in den Händen anderer und sie ihrer Kopfzierde beraubt. Um sich vor dem Andrange der zahllosen Liebhaber Ruhe zu verschaffen, die den Palast welchen sie bewohnte, in Scharen förmlich belagerten (!), soll sie mit eigener Hand einen Tarif (!) der Liebe geschrieben und an die Pforte haben anschlagen lassen. Nach Inhalt desselben kostet ein gewöhnlicher Kuß auf den Mund 1000 Franken, auf die Augen 500 Franken, auf jeden andern Teil des Gesichtes 300 Franken, ein Handkuß 100 Franken, ein Kuß auf irgend einen andern Teil des Leibes unterlag einer besondern geheimen Preisbestimmung." ... Lola zählte noch nicht zweiundzwanzig Lenze ihres Lebens und hatte doch schon seit zwei Jahren die Bühnen des Kontinentes zu den Füßen ihrer Schönheit und ihres Talentes gesehen. Die ersten Geister des Jahrhunderts zogen an ihrem Siegeswagen. Dichter, Maler, Bildhauer und Tonsetzer wetteiferten, sie zu verherrlichen. Ihre Sündflut von Sonetten brach über alle Zeitschriften herein und die eifrigsten politischen

86*

Kanonenläufer überschwemmten die wichtigsten Artikel ihres Geschmacks mit die Attribute der Tanzkünstlerin: Lola zu lesen. In Westenmustern, auf Pfeifenköpfen und Tassen von Porzellan, auf Hals- und Taschentüchern, auf Dosen, in Almanachen mit Goldschnitt, bei allen Bilderkrämläden usw. war Lola's Bild zu finden, gemalt in Kupfer gestochen, auf Glas gezeichnet, illuminiert in Schattenrissen, auch als Büste aus karrarischem Marmor in Lebensgröße auf den Mahagonischränken der Vermöglichen, oder aus Gußeisen in verjüngtem Maßstab für jedermann. Eine Warschauer Zeitschrift „Der Sammler" brachte zu der Zeit folgende Apotheose auf die Reize der Tänzerin: „Lola besitzt von den dreimal neun Reizen, welche ein spanischer Dichter zur wirklichen Schönheit für erforderlich hält, sechsundzwanzig, und die wahren Kenner unter meinem verehrten Publikum werden sich meinem Geschmack anschließen, wenn ich ihnen gestehe, daß blaue Augen zu schwarzen Haaren mich entzückender dünken, als schwarze Augen zu schwarzen Haaren.... Alle diese Reize vereint besitzt Lola in dem schönsten Ebenmaße, mit Ausnahme der Farbe der Augen, ein Umstand, den ich gerade für die Krone ihrer übrigen Reize halte. Seidenweiche Haare, mit dem Glanzgefieder des Raben wetteifernd, fließen in üppiger Fülle den Rücken herunter, auf dem schlanken, zarten Halse, dessen blendende Weiße des Schwanenhalses beschämt, ruht das schöne Antlitz. Wie soll ich nun Lola's Busen schildern, wenn schon ihre Zähne mich am Worte verzagen machen? Überhaupt scheint Lola's Busen allenthalben Furore in die Feder der Rezensenten und Liebedichter gebracht zu haben; er ist nicht nur einmal, sondern zu öfteren Malen besungen worden. So zirkulierte später in München ein Gedicht, betitelt „Lola's Busen" .... Lola's Füßchen halten die Mitte zwischen den feinsten Paschen- und Chinesen-Damenfüßchen (!); die feinen zierlichen Waden scheinen die beiden untersten Stufen einer Jakobsleiter zu sein, die zum Himmel führt. Ihre ganze Gestalt glich gestern Abend der Venus zu Knidus.... Die höchste aller Schönheiten Lola's feiner aller Damen, die Augen, habe ich dem letzten Pinselstriche an meinem Porträt der gefeierten Tänzerin aufbehalten. Als Gott den ersten Menschen gemacht hatte, hauchte er ihm eine unsterbliche Seele ein, da schlug er die Augen auf, und darum glaube ich, daß die Seele in den Augen thront. Soviel ich noch aus der Jugendzeit meines unmedizinischen Studiums der Botanik mich erinnere, von welcher ich nur seine Blumen kennen lernen wollte, womit die Dichter ihre Schöpfungen schmücken, haben wie es verschiedene Arten von Vergißmeinnicht. Denken Sie sich nun in Lola's blauen Augen die wechselnde Nuance der einzelnen Arten in einem Strahlenpunkt verschmolzen, und diese beiden Gestirne am Himmel der Liebe, von Petrarca an seiner Laura einst unerreichbar besungen, von dem bezaubernden Liebreize eines überaus gebildeten Geistes beseelt, so werden Sie leicht begreifen, daß sie überall Siegerin sein muß, wohin ihre magischen Blicke dringen."

624. Karoline als Siegerin im Ehescheidungsprozeß
Englischer Stich

Unter den bekannteren englischen Mätressen ist die Fitzherbert am auffallendsten, weil sie zu einer großen Reihe von englischen Kupfern Anlaß gegeben hat, die ihr Verhältnis zu Georg dem IV. fast nur im Sinne des „Mätressentums" darstellen. Die Fitzherbert war neunundzwanzig Jahre alt und bereits zweimal Witwe, als sie 1785 den Prinzen von Wales kennen lernte. Beide ließen sich im Auslande heimlich trauen; die Ehe wurde aber als ungültig angesehen, da sie dem Hausgesetz zuwiderlief. Erst 1803 zog sich die Fitzherbert

mit einer Pension von 6000 Pfund ins Privatleben zurück. Die englischen Karikaturen über ihn und ihren Liebhaber sind ganz ohne Beispiel inbezug auf die erlaubte Freiheit des persönlichen Angriffs. Das große Format und die Illuminierung der Kupfer macht ihre Wirkung noch größer. Die mehrfach erwähnte Beilage „The Hertford Hobby" zeigt das sehr deutlich. Aber auch die Nr. 638, 639 und 642 sind Reproduktionen nach ebenso großen und farbigen Originalen. Auf der Abbildung Nr. 638 erkennt man das Profil Georgs IV am hinteren Ende der Kanne. In Nr. 639 scheint zwar die Gicht des Königs das Hauptmoment der Verspottung zu sein, aber die Bilder, die da an der Wand hängen, und der Blick durch die offene Tür in den Garten belehren uns eines besseren. Ebenso wie bei Nr. 642 spielt auch in der Abbildung Nr. 638 die [illegible] Peitsche zweier Damen der höchsten Gesellschaft eine unverkennbar erotische Rolle. In der ganzen Periode dieser englischen Kupfer ist die Behaglichkeit auffällig, mit der die Zeichner den Leibesumfang der karikierten Weiblichkeit ins Ungemessene zerfließen lassen.

Ninon de Lenclos gehörte zur Kategorie der modischen Schönheiten. Sie verstand, wie man sagt, die Kunst, ihre Reize aufs sorgfältigste bis ins hohe Alter zu konservieren. Diese Kunst wird wohl hauptsächlich auf einer angeborenen guten Konstitution beruht haben, es gibt Frauen sowohl wie Männer, die noch mit weißen Haaren jugendlich erscheinen und durch ihren rosigen Teint in Erstaunen setzen. Ninon soll, als sie sechzig Jahre alt war, den Chevalier de Villiers, der nicht wußte, daß er ihr Sohn war, in Flammen gesetzt haben. Es heißt, der unglückliche Liebhaber habe sich selbst das Leben genommen, nachdem ihm seine Mutter schließlich die Blutsverwandtschaft enthüllte. Ich nehme die Geschichte nur als einen Mythos, denn es ist bekannt, wie sehr die Franzosen die Spielerei mit dem Inzestgedanken lieben. Ninon war nie vermählt. Was sie schön erhielt, war

645. Madame Georges Sand
Lithographie von J. Weiß

646. Rosa Bonheur
Kupfer nach einer Zeichnung von August Bonheur

547 Lady Morgan. [illegible] nach einem Gemälde von [illegible]. 547

indessen nicht die Jugend, die eine völlig negative Eigenschaft ist und sich beim längeren Lagern verhält wie die Zitrone auf dem Speicher. Ninon war eine der selbständigsten Frauen, die es gegeben hat. Sie hielt ihren eigenen, sehr begehrten Salon, galt als Muster von Bildung und Anstand, und selbst die erotische Verleumdung hat ihr nicht nachsagen können, daß sie je um Geld oder Geldeswert eine Gunst gewährt hätte. Begünstigt aber wurden so viele von ihr, daß um die Vaterschaft ihrer Kinder stets ein heißer Streit entbrannte. Zwei der am nächsten Beteiligten, der Graf d'Estrées und der Abbé d'Effiat, ließen einmal das Los darüber entscheiden. Sie wurde neunzig Jahre alt, und es wird behauptet, daß sie noch mit achtzig Jahren Verehrer glücklich gemacht habe.

Eine andere Modeschönheit war Lady Hamilton. Auch ihr ist die Nachrede des anfänglichen

Beifalls nicht erspart geblieben. Bekannt wurde sie als malerisches Modell (Abbildung Nr. 636) und durch die von ihr meisterhaft ausgebildete Kunst der lebenden Bilder. Freilich trat sie nicht, wie später die Prinzessin Chimay, öffentlich im Varieté auf. Sie zeigte sich nur im privaten Zirkel. Goethe hat im März 1787 im Tagebuch seiner italienischen Reise folgende Notiz niedergeschrieben: „Wenn man in Rom gern studieren mag, so will man hier (in Neapel) nur leben, man vergißt sich und die Welt, und es ist für mich eine wunderliche Empfindung, nur mit genießenden Menschen umzugehen. Der Ritter Hamilton, der noch immer als englischer Gesandter hier lebt, hat nun, nach so langer Kunstliebhaberei, nach so langem Naturstudium, den Gipfel aller Natur- und Kunstfreude in einem schönen Mädchen gefunden. Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. Sie ist sehr schön und wohlgebaut. Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet, dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Shawls und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. Man schaut, was so viele tausend Künstler gerne geleistet hätten, hier ganz fertig, in Bewegungen und überraschender Abwechslung. Stehend, kniend, sitzend, liegend, ernst, traurig, neckisch, ausschweifend, bußfertig, lockend, drohend, ängstlich usw. Eins folgt aufs andre und aus dem andern. Sie weiß zu jedem Ausdruck die Falten des Schleiers zu wählen, zu wechseln, und macht sich hundert Arten von Kopfputz mit denselben Tüchern. Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstand ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belvederischen Apoll selbst." Und einige Tage später schrieb Goethe nochmals den Satz nieder: „Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack, und nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, gelangt." Ist es denkbar, daß Goethe an eine „Hure" soviel aufrichtige Bewunderung verschwendet hätte? Heute wäre sie eine weltberühmte Künstlerin und für Tourneen an den Weltbühnen engagiert. Die Pseudokulturhistoriker, die das Andenken an Lady Hamilton mit hervorgezerrten Pamphlet-Unrat beschmutzen, wären heilfroh, wenn sie so ein „naturwidrig" unsittliches Weib zur eigenen Frau hätten. Aber dann wäre sie ihnen „naturgemäß" eine über jeden Verdacht erhabene „erstklassige" Künstlerin. Als die „berüchtigte" Schönheit 39 Jahre alt war, beschrieb eine Zeitgenossin ihr Körperliches folgendermaßen: „Ihre Figur ist groß, aber mit Ausnahme der Füße wohl proportioniert. Ihre Knochen sind robust und sie hat

648. Lotte und Ludwig. Holzschnitt. Leipziger Kostüme. 1847

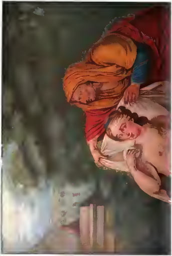
ein außerordentliches Embonpoint. Sie hat die Büste einer Ariadne, alle ihre Züge sind fein, besonders die Kopfform und die Ohren. Die Zähne sind ein wenig unregelmäßig, aber ziemlich weiß. Ihre Augen hellblau, mit einem braunen Fleck in dem einen, welcher Mangel aber ihrer Schönheit und dem Ausdruck ihres Gesichtes keinen Abbruch tut. Augenbrauen und Haare sind schwarz, und ihr Teint ist nicht zart. Ihr Gesichtsausdruck ist vortraut, häufig wechselnd und erregt Interesse. Ihre Bewegungen sind im gewöhnlichen Leben ungraziös, ihre Stimme ist laut, doch nicht unangenehm.' Man erkennt aus dieser Beschreibung unschwer die englische Rasse mit einer südlichen Pigment-Beimischung, auch daß das Wirkungsvolle ihrer plastischen Posen wohl mehr von innen herauskam.

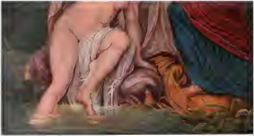
Ich hebe noch flüchtig, da ich bei späterer Gelegenheit darauf zurückkomme, einige andre Typen von machtbewußten Frauen hervor. Zu den Ehebaren gehört die Maintenon, verwitwete Scarron, eine teuflisch und religiös angehauchte Erzieherinnen-Natur (Abbildung Nr. 627). Den Kampf der Ehefrau führte Karoline von England (Abbildung Nr. 644). Eine Stürmerin ist die auf Seite 417 und 673 erwähnte Theroigne de Méricourt (Abbildung Nr. 634). Die mit dem Element des Dämonischen arbeiten, heißen beispielsweise Montespan (Abbildung Nr. 625) und Krüdener (Abbildung Nr. 641). Und endlich jene recht zahlreiche Gruppe, die am Sterben ihres Opfers ein ordentliches Gefallen finden. Viele unbekannte Größen sind darunter, wie Marie Aubrey (Abbildung Nr. 630), deren Affaire selbst den Kriminalogen entschwunden ist, aber auch Namen, die noch lange ihren unheimlichen Klang behalten werden, wie die Voisin (Abbildung Nr. 622), die Brinvilliers (Abbildung Nr. 623) und die Aesmus, geborene v. Weiß (Abbildung Nr. 629), eine Berliner Dame der guten Gesellschaft, die den Trunk von schöner Hand mit besonderer Grazie zu kredenzen vermochte.

17

649 Die Furie

Kupferstich von Callot





Bathseba im Bade. Farbiger Stich von Eberhard Gautier. Um 17[illegible]

Beilage zu Eduard Fuchs und Alfred Kind: Die Weiberherrschaft

Albert Langen, München

650. Die Odaliske. Gemälde von Ingres. 1814

Schlußwort

Es waren mannigfache Schwierigkeiten zu überwinden, bis sich die einheitliche Gestaltung dieses Werkes herausarbeitete. Man stelle sich vor: da ist ein wissenschaftlicher Plan und ein ungeheures Material an Aufzeichnungen, Beobachtungen und Ideen, die nach allen Richtungen fortstrahlen und ineinandergreifen, außerdem die Absicht, zu den gebräuchlichen Urkunden der Forschung zum ersten Mal in großem Umfang das Bild nicht kulturgeschichtlich, sondern als sexualpsychologisches Dokument zu verwerten. Nun laufen einem die Bilder ebenso wenig ins Haus, wie die Originalschriften und die kompletten Untersuchungsergebnisse am Lebenden. Es herrscht ein Wirrwarr der Darstellungsmöglichkeiten, der um so größer ist, je kritischer man die Einzelheiten betrachtet und je weniger man sich auf irgend eine vorgefaßte Meinung bindet. Technik und Format einer Reproduktion sind abhängig von der Schönheit und Bedeutsamkeit einer Vorlage. Manches erscheint erst bedeutend, was nachher im Dutzend aufgeht. Von den Formaten der Bilder aber ist das Raummaß des Textes abhängig, und von den Möglichkeiten der Gruppierung zu Kapiteln wieder die Länge der einzelnen Abschnitte. So war es bis zum letzten Augenblick ein unablässiges

Hin- und Herschieben und Anpassen der Teile, und wer das jetzt so geschlossen erscheinende Werk durchblättert, ahnt nicht, welche Arbeit allein in der buchtechnischen Herrichtung des Ganzen steckt. Da ich mich unbedingt auf die bildlichen Beweise gleichermaßen wie auf das übrige Material stützen wollte, habe ich ihrer äußeren Vorberechtigung halber manche Erörterung dehnen und manche komprimieren müssen. Im Grunde aber ist alles, was ich sagen konnte, nur extraktweise belegt worden neben den Ausführlichkeiten, die zurückblieben. Einige für das Thema noch in Betracht kommende Probleme habe ich für eine Darlegung an andrer Stelle aufgespart.

Bei der Auswahl der Bilder hat ebenso wenig eine Tendenz obgewaltet wie bei der Auswahl der übrigen Beweise. Keine Tendenz, aber natürlich eine Auslese. Denn 655 Bilder, so viel es auch sein mögen, sind gegenüber der Kunstproduktion vom Altertum an bis auf den heutigen Tag nur ein verschwindend geringer Prozentsatz. Es kam darauf an, das Typische zu zeigen und Analogien anzureihen. Es ergaben sich Hauptmotive und Motiv-Serien, deren Angelpunkt ein psychologisches Moment ist. Das Typische ging bei der Durchforschung gleichzeitig hervor aus dem negativen Gegenbeweis, daß es nicht möglich sein würde, eine ebenso reichhaltige Bildersammlung über den männerrechtlichen Standpunkt zusammenzubringen wie hier über die angeblich überwundene Weiberherrschaft.

Ich habe nun den herausgeschälten psychologischen Kern der Bilder identifiziert mit den Motiven des Folklore, derart, daß eine große Reihe von vordem anders betrachteten Kunstwerken gewissermaßen als gemaltes Folklore dastehen. Dies war eine Veranlassung, auf den künstlerischen Schaffensakt in der Psyche überhaupt einzugehen und zu untersuchen, wie sich das Konkretwerden einer abstrakten Aufgabe im männlichen Künstlerhirn vollzieht. Das Vorbild ist immer die individuelle erotische Spannung. Und eben darum vermag das Bild psychologisch aufzeigen. Die Konstanz der einzelnen Aufzüge und ihr spiegelbildliches Wiederauftreten im Fluß der Zeiten ergab ebenso wie beim mündlichen Folklore und bei den geschichtlichen Charakterzügen, daß das erotische Motiv zeit- und volklos ist und seine einzige und gleichmäßige Kausalität in der menschlichen Psyche hat. Soviel zum Bildlichen.

Ich habe mich dann gegen die pathologische Auffassung vom Liebesleiden gewandt mit dem schlichten Bedeutungen, soweit sich die Pathologie oder in moralisch herabwürdigenden Schimpfereien gefällt, mit scharfer Polemik. Man kann man nicht verbeitsagen, da muß man abwehren, wo sie nicht zur Sache gehört. Ich habe nur Absicht nur v. Krafft-Ebing genannt, nicht weil er gestorben ist und mir nicht mehr antworten kann, sondern weil er der Anstifter dieser aus der allgemeinen Krankheitslehre und jesuitischen Sündenauffassung entsprungenen Konfusion ist. Ich wollte ferner nur gegen die Theorie kämpfen und nicht gegen die Person der Theoretiker, die überdies vielfach kleinbürgerliche Leute sind und ihre Bücher nicht von ihrem Menschentum trennen können. Es wäre ja eine Kleinigkeit gewesen, so und so viele Autoren namentlich zu zitieren. Aber das lag gänzlich außerhalb meiner Absicht. Es ist ein Verhängnis der Sexualwissenschaft, daß sie zunächst mit dem näheren Studium der Homosexualität, einer gutgehaßten Spielart der Liebe, begann. Da war die Schimpferei denn bald im besten Gange. Autoren haben darüber geschrieben in einer Art, als wenn sie mit Glacéhandschuhen eine Abortgrube ausräumen sollten. Man fragte sich vergeblich, wie ihnen bei der beständigen Beteuerung des Abscheus diese Tätigkeit möglich gewesen sei. Aber bei dem wirtschaftlichen Niederbruch des Ärztestandes ist der Ertrag aus Gutachten und Bücherfabrikation nicht ohne Wirkung auf das Beharren in einem System geblieben, das

ohne den pathologischen Anstrich aus dem Bereiche der Medizin so ziemlich herausfallen würde. Ein Autor, der mir eben ein neues Werk über „krankhafte" Sexualität überreicht hatte, erwiderte auf meine Frage, ob er denn von der Richtigkeit der pathologischen Auffassung überzeugt sei, er denke gar nicht daran, aber das Werk sei halt für ärztliche Kreise bestimmt und da könne man doch nicht gut aus dem System herausgehn. Ich selber habe alle diese Probleme zum ersten Mal kennen gelernt aus — den Handbüchern der Psychiatrie, als ich vor ungefähr zwanzig Jahren als junger Student der Medizin wißbegierig über mein Fach herfiel. Ich war maßlos verblüfft, dort von Dingen zu hören, die mir so um vorkamen, wie die Quadratur des Zirkels, noch mehr aber darüber, daß sich der Begriff der Krankheit bis in die Moral erstrecken sollte. Seitdem hat sich ja eine gewisse Wandlung der Anschauungen vollzogen. Vor allem bei den Kriminologen. Eine Zeit lang schien es, als stehe der ärztliche Gutachter auf jeden Fall über dem Strafrichter. Sobald ein Sittlichkeitsdelikt vorlag, trat der forensische Sachverständige auf und reklamierte den Patienten mit Hilfe des § 51 für sich und seine „Behandlung". Anstatt daß man daran gegangen wäre, gegen die drückende Härte mancher Sittlichkeitsparagraphen zu arbeiten, wurde der Strafrichter als inhuman verschrieen, wenn er die Akten über den Fall nicht sofort schloß, sowie der Psychiater die Schwelle des Sitzungssaales überschritt. Wie stark das berechtigte Mißtrauen gegen die Diagnostiker der Geisteskrankheit gestiegen ist, zeigen die sich beständig mehrenden Gegenäußerungen, die öffentlich vom Richtertisch aus fallen. Erst kürzlich unterbrach ein Landgerichtsdirektor in einem sensationellen Falle den Spruch des Sachverständigen mit der Bemerkung: „Die Zahl der ganz normalen Menschen wird ja immer kleiner mit den Fortschritten der psychiatrischen Wissenschaft (Heiterkeit im Zuhörerraum), aufgefaßt gesprochen ist ja nach Ansicht der Wissenschaft wohl jeder Mensch ein bißchen verrückt!" Mein eben verstorbener literarischer Freund Paul Näcke, selbst ein oberster staatlicher Psychiater und Senior der sexualwissenschaftlichen Kritik, hat schon vor längerer Zeit den Satz geschrieben, es gäbe in Deutschland höchstens drei oder vier Psychiater, die als ernst zu nehmende Kenner in Betracht kommen. Ich denke, er muß für seine Spezialkollegen wohl am ehesten einschätzen können. Auch einige Spezialisten für Haut- und Geschlechtskrankheiten haben das psychiatrische System glatt adoptiert, ja ins Pedantische gesteigert. Interne Fachtheorien bleiben auf einen Gebieten unter beständigem Ausschluß der Öffentlichkeit. Anders ist es mit den medizinischen Forschungen. Der gebildete Laie steht mit ihnen in einem beständigen Kontakt und wird aus erster, zweiter und letzter auch noch untergeordneter Hand über alle Errungenschaften unterrichtet. Die allgemeine Verbreitung der pathologischen Theorie hat manche verderbliche Stimmung geschaffen.

Ich habe vor allen Dingen in meiner Darstellung das moralisierende Urteil, das eigentlich immer als Verdammungsurteil auftritt, gänzlich ausgeschaltet. Naturwissenschaftlich kann die Moral nur ein Objekt der Untersuchung sein, nicht aber untersuchendes Medium. Als solches ist sie schon deshalb bedenklich, weil sie so außerordentlich wandelbare Erscheinungsformen hat, wie nur immer ein Begriff, der unter die Kategorie „Mode" fällt. Das gleiche gilt von dem ästhetischen Schönheitsideal, dem ich als unveränderliche Konstante ein erotisches Schönheitsideal des Weibes gegenüberstelle. Anatomisch bezieht sich letzteres auf das plastische Unterhautfettgewebe als Kraftreserve. Damit nähert sich dies Ideal einer andern Reizquelle. Vornehmheit des Weibes ist in der Völkergeschichte identisch mit Fett und Trägheit und der Überlassung der Arbeit an Sklaven. Das ästhetische Mode-Ideal der neueren Kunst führt, weil es sich vom erotischen Ideal entfernt hat, zur Enttäuschung der Entkleidung.

87*

Die Richtung des Geschlechtstriebes aber, besser die erotische Reaktionsfähigkeit unterliegt von Natur ebenso wie in ihrer Intensität, einer außerordentlichen Variabilität. Bei mancher Liebeserfahrung findet man kaum einen Menschen, der hier bis in die feinsten Einzelheiten einem andern gleichen würde. Konstant ist das Faszinationsbedürfnis des Mannes durch das Weib, er reagiert auf Emanationen, die vom Weibe ausstrahlen. Emanationen gehen von allem aus, was dem Weibe zugehört, also auch von einzelnen Körperteilen und Kleidungsstücken. Der angeblich pathologische Fetischismus, der sich ganz allgemein nur auf das andre Geschlecht bezieht, ist im Gegenteil der ursprüngliche und der Fetisch selbst ist ein Genus-Zeichen. Während der sogen. physiologische Fetisch der einer bestimmten Person zugehört, entwicklungsgeschichtlich erst sekundärer Natur ist und ein Individual-Zeichen darstellt. Beide, Genus- und Individual-Zeichen, sind immer weiblich, ihre Anziehungskraft wirkt auf den Mann, woraus sich ergibt, daß der sogen. Fetischismus ein spezifisch männlicher Sexualcharakter ist.

Die menschliche Wille ist letzten Endes determiniert, sodaß das Gefühl der Wahlfreiheit der Handlungen nur aus einer Erinnerungstäuschung hervorgeht. Die Denkbarkeit einer andern Entscheidung wird mit ihrer Möglichkeit verwechselt. Niemand vermag, wie die Pathologie es ausdrückt, seinen Willen aufzugeben. Die angebliche Willenlosigkeit des liebenden Mannes vor dem geliebten Weibe erweist sich als außergewöhnliche Intensität des Wollens, insofern nichts schwieriger ist, als exakt dasselbe zu wollen wie das Weib. Dies ist aber der Schlußstein der physiologischen Umwerbung und des erotischen Liebesspiels. Das Weib ist, im Unterschied zum Mann, von einer relativen Passivität, es liegt bei ihr, wie beim Motor, eine Schwelle vor der Kraft. Durch die Summierung des männlichen Willens mit dem zögernden weiblichen Willen zu einer Einheit wird diese Schwelle genommen und die Funktion der weiblichen Psyche in Betrieb gesetzt.

Zu diesem inneren und unterschiedlichen Sexualcharakter des Weibes kommt ein anderer. Dem Lustgipfel ist beim Weibe regelmäßig ein ausgedehntes Vorlust-Stadium vorgelagert. Nur die Empfindungskurve des Mannes vermag unmittelbar aus der Tiefe zur Höhe zu schnellen. Darin liegt seine Fähigkeit, sich der Prostituierten zu bedienen, deren seelische Wurzeln also allein in der Psyche des Mannes zu suchen sind. Vorlust ist für das Weib Umwerbung durch den Mann. Da die Umwerbung der Prostituierten gegenüber fortfällt, fehlt ihr auch der Lustgipfel. Er wird in der Regel gemimt. Die Gewöhnung des modernen Mannes an den persönlichen Schnellverkehr hat den Ehefrauen eine bedenkliche Einbuße an Lustmomenten eingetragen und zu der falschen Auffassung von der „mangelhaften“ Geschlechtsempfindung des Weibes geführt. Es ist im Buch nicht gesagt und ich werde es an anderer Stelle ausführen, daß das Weib zwei verschiedene Empfindungskurven besitzt, die von zwei verschiedenen erogenen Stellen ausgehen. Nur die eine davon ist analog der des Mannes. Aber gerade diese eine ist wissenschaftlich noch nicht beschrieben worden.

Idee und Tat sind in der Erotik von gleicher Qualität, nur ist jene massenhafter als diese. Psychologisch bewertend ist deshalb die Idee, die Vorstellung, die Assoziation im gleichen Maße wie die Handlung. Im innersten Kern der Assoziationen pflegt ein Vorstellungskomplex zu sitzen, dessen Ausstrahlung niemals abbricht, der immer neue Reaktionen hervorruft, sei es, daß er als zufällige Kombination von außen projiziert wird, sei es, daß er aus dem Innern wirkt und sich dies Kunstwerk nach außen projiziert. Ich nenne ihn die unfehlbare Idee. Sie verlangt ungemein und bezugs

Die erotischen Motive der Tradition, mündliche, schriftliche und bildliche, treffen immer-

151 Unterhaltung im Bade. Kupfer von Simonneau. Um 1760

halb von Jahrtausenden durch die psychischen Siebe der Menschheit und werden auf den Prozentsatz des denkbar Möglichen hin filtriert. Das filtrierte Motiv erlangt so einen Beweiswert für die normale Variationsbreite der Lusthandlungen überhaupt. Diese enthält so ziemlich alles, was die Pathologie fälschlich mit ihren Spitzmarken etikettiert hat. In der gesamten biologischen Lebewelt herrscht bei der Fortpflanzung der Art eine ungeheuerliche, im endlich begrenzten Sinne des Menschen unökonomische Ei- und Samenverschwendung. Dieser „Verschwendung" geht im Liebesspiel der Tiere und Primitiven ein analoger Aufwand an Lusthandlungen voraus. Die Natur funktioniert nicht auf dem kürzesten Wege, sondern auf dem längsten Umwege. Da nun die Erhaltung der Art niemals das bewußte Ziel einer Sexualhandlung bildet, sondern bewußtes Ziel nur die Erreichung des Lustgipfels ist, so halte ich es für verkehrt, wie es die christliche Moraltheologie und die ihr verwandte Pathologie tut, alle Lusthandlungen außer dem Koitus als sündhaft oder krankhaft zu klassifizieren. Das teleologische Korrigieren der Naturabsichten ist unwissenschaftlich. Ich klassifiziere daher alle innerhalb der oben erwähnten Variationsbreite vorkommenden Lusthandlungen als gleichwertig und bezeichne sie im biologischen Sinne als Verschwendungslusthandlungen.

Die Gestalt des Weibes wird in Literatur und Kunst uns geoffenbart durch Spiegelreflex aus der Seele des Mannes. Sie ist sein Denken, sein Traum und seine Wunsch-Symbolik. Selbstbekenntnisse der Weiber von sich sind selten, und verhältnismäßig selten ist das Bekenntnis des leidenschaftlichen Mannes von sich selber. Das Wunschbegehren des Mannes bringt Motive hervor, wie das Aschenbrödel oder den Hampelmann, die allenthalben selbsttätig aus der Psyche entstehen und darin den völkerkundlichen Elementargedanken gleichen. Die Anbetung des Weibes, die in ihm als einem Teil der mütterlichen Umgebung liegt, kommt dem erotischen Machtgefühl des Weibes entgegen und erzeugt Wollust. Alle diese Umstände sind reine physiologische Faktoren. Ihre Intensitäten hat die Pathologie einseitig als Masochismus und Sadismus ausgedeutet. Nichts ist aber in der Welt verbreiteter, als der Gewinn von Lustmomenten aus Herrschaft und Untertänigkeit. Oder, in Fortsetzung der Analogie ausgedrückt, der politische Masochismus ist eine der wichtigsten Triebkräfte beim Aufbau gesellschaftlicher Schichtungen.

Die Zusammenhänge zwischen Lust und Leid bilden eins der merkwürdigsten und dunkelsten Probleme der Psychologie. Ich habe den lustvollen Schmerz in Parallele gebracht zu den Erscheinungen der Hypnose und Suggestion und damit keine Erklärung, aber eine Aufhellung des Tatbestandes versucht. Auch diese vollkommen physiologische Parallele ist ein Gegenbeweis gegen die pathologische Auffassung.

Die Unklarheit, die sich in der sexuellen Beurteilung des Erotischen zeigt, hat mich endlich veranlaßt, den Begriff objektiv psychologisch zu definieren und den tragisch ausgehenden „Normalmenschen" als ein Phantom nachzuweisen.

Das wäre in aller Kürze, was ich an neuen Auffassungen in diesem Werk beizubringen habe. Daneben läuft, in Gruppen gesondert, aber doch stets ineinandergreifend, die Darstellung vom Sexualcharakter des Weibes und ihres männlichen Gegenspielers. Vom Mutterrechte der grauen Vorzeit an bis zu den Suffragetten unsrer Tage ist eine einheitliche Triebkraft sichtbar. Nicht das Weib hat sich im Laufe der Zeiten emanzipiert, sondern der Mann. Er war ehemals in einer Knechtschaft befangen, die jeden Gedanken an eine Gleichberechtigung ausschloß. Durch

den Alleingewinn der Eigentumsrechte, ihre Entwicklung zur kapitalistischen Wirtschaft und durch die Prostituierung des Weibes hat er sich zum Herren gemacht. Er hält die Machtmittel in seiner Hand vereinigt und läßt die unterdrückte Frau nicht aus der materiellen Unmündigkeit heraus. Siegen tut seit langer Zeit immer nur das einzelne Weib im Gegensatz zur Gesamtheit der Frauen, und es siegt dann nur durch die in ihm ruhende genitale Macht. Ob die schöne Forderung der Gleichberechtigung sich jemals erfüllen kann, ist mir sehr zweifelhaft. Wann hat es je eine Gleichstellung der Geschlechter gegeben? Der Blick nach rückwärts zeigt uns ein ewiges Auf und Nieder der Wage ohne ihr Ausbalancieren. Der individuelle Fall ist nicht maßgebend. Da läßt sich vieles durchführen, wo Erkenntnis und Wille vorhanden sind. Wir dürfen aber den wesentlichsten Trieb der Menschheit nicht vom engen Einzelstandpunkt hoher persönlicher Kultur aus betrachten.

Überhaupt vermag der Einzelne wenig auf dem schwer erforschbaren Gebiet zersplitterter Nuancen. Die Bücher schweigen über die wichtigsten Fragen des inneren Getriebes. Denn auch der Lebende schweigt, wo er Neugier vermutet oder Mißbrauch und moralische Herabsetzung fürchtet. Es ist für den Untersucher außerordentlich mühsam, unter diesen Umständen die Wahrheit zu ermitteln. Im Interesse der wissenschaftlichen Detailarbeit wäre ich daher den Lesern dankbar, wenn sie Mitteilungen psychologischer Natur an meine Adresse (A. Kind, Zehlendorf bei Berlin) richten wollten.

* *

*

652. Vier lang!

Zeichnung von [illegible]. 1896

Simplicissimus

Register

653. Traum-Idee. Karikatur von W. Newton. 1796

Verzeichnis der Beilagen

(Alphabetische Anordnung nach dem ersten Hauptwort der Unterschriften)

53*

654 Schneckenpost

655. In der Manège
Zeichnung von Grandville 1840

Nachtrag zu den Quellenangaben

(Es wäre ein Unfug, die vielen Tausende von Druckschriften aufzählen zu wollen, die bei den Vorstudien für dies Werk durchgesehen worden sind. Nur um der gesetzlichen Vorschrift zu genügen, nenne ich hier die Titel einiger neuerer Arbeiten, die weiter vorn, um den Text nicht zu beschweren, nur unvollständig angegeben wurden.)

Otto Adler, Die mangelhafte Geschlechtsempfindung des Weibes.
J. J. Bachofen, Das Mutterrecht.
Hans Bergmann, Moderne deutsche Kunst.
Lilly Braun, in: Mann und Weib, herausgegeben von Kossmann und Weiß.
Johann Bresler, Die Willensfreiheit in moderner theologischer, psychiatrischer und juristischer Beleuchtung.
Büchner, Liebe und Liebesleben in der Tierwelt.
Cordier, in: Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.
Hugo Dessner, Sakme.
Otto Ehlers, Im Sattel durch Indochina.
Havelock Ellis, Geschlechtstrieb und Schamgefühl.
— —, Das Geschlechtsgefühl.
— —, Die Gattenwahl beim Menschen mit Rücksicht auf Sinnesphysiologie und allgemeine Biologie.
Havelock Ellis, Die krankhaften Geschlechtsempfindungen auf dissoziativer Grundlage.
— — Sex in relation to society.
Flemberl, Sakendo.
Adele Gerhard und Helene Simon, Mutterschaft und geistige Arbeit.
Haddon, in: Journal of the Anthropologic Institute.
Ed. Hahn, Das Alter der wirtschaftlichen Kultur.
Illustrierte Völkerkunde, herausg. von G. Buschan.
P. Jacoby, in: Archives d'Anthropologie criminelle.
Jaf et Sulda, Flagellantes et Flagellées.
Jeeß, Weltfahrten.
Koing, in: Zeitschrift für Ethnologie 1913.
Kroemer, in: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Emil Krans, Die Fackel.
— —, Sittlichkeit und Kriminalität.
Karl Kraus, Sprüche und Widersprüche.
— — Die chinesische Mauer.
M. Lemos, Das Problem der Willensfreiheit bei Lipps, Eucken, Windelband, Hartmann und Wundt.
Gustave Le Bon, Psychologie der Massen.
J. Lenz, Das Sexualproblem u. d. katholische Kirche.

Jacques Loeb, Über den chemischen Charakter des Befruchtungsvorgangs.
Pierre Louys, Aphrodite. Moeurs antiques.
Mann und Weib. Ihre Beziehungen zueinander und zum Kulturleben der Gegenwart, herausgegeben von Kossmann und Weiß.
Maria Madeleine, Drei Nächte
O. Mülins, Ein Golgatha unsres Jahrhunderts.
Marie Meisel-Heß, Die sexuelle Krise
Georg Merzbach, Die krankhaften Erscheinungen des Geschlechtssinnes.
Möbius, Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes.
A. Moll, Untersuchungen über die Libido sexualis.
C. Noegge, Durch Kamerun von Süd nach Nord
Nietzsche, Werke.
Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee
Th. Pikemann, Im Sexualproblem, herausgegeben von Marcuse
L. Pochhammer, Zum Problem der Willensfreiheit
J. C. Preitzig, Meine Liebe
Paschinger, Fürst Bismarck und seine Hamburger Freunde.
A. H. Post, Studien zur Entwicklungsgeschichte des Familienrechts
Gabriele Reuter, In: Neue Generation, herausg. v. Helene Stöcker
Joh. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte
Joh. Scherr, Bildersaal der Weltliteratur.
Rich. Schmidt, Fakire und Fakirtum im alten und modernen Indien.
A. Schebuel, In: Jugend, München, 1900.
H. Schurtz, Urgeschichte der Kultur
Speke, Journal of the Discovery of the Sources of the Nile
F. v. Stein, In: Zeitschrift für Ethnologie 1875.
Bernhard Stern, Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Rußland
Stoll, Das Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie.
Tausend und Eine Nacht, Verlag Stern
K. Toeppen, Der Neger im Kongostaat, in: Berl. Lok.-Anz. 1910 416.
Thedl, In: Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
O. Uzanne, Lumbaelle
Max Bremen, In: Korrespondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
C. H. Weber, Die Lehre vom Tezismus und Genusgefühl
Frank Wedekind, Werke
Franz Werfel, Der Weltfreund
Eduard Westermarck, History of human marriage
— — Origin and development of moral ideas.
Felix Wilh, Das Frauenideal und die Schätzung des Weibes im Alten Testament

636. In Liliput
Karikatur auf das Jahr 848

657 Hexenfahrt

Kupierter Schattenriß

Sachregister

Fuchs Kind Sittengeschichte

45*

618. Geschützte Glut

Moderner Scherenschnitt

659. Finis!

Vignette von [illegible]